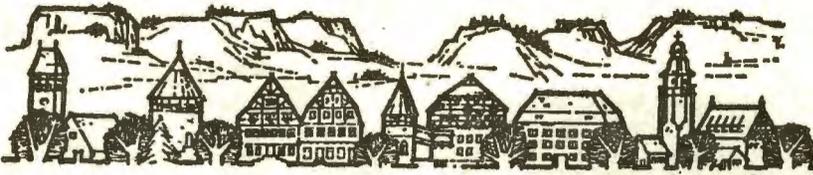


Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 26

31. Januar 1979

Nr. 1

Aus der Geschichte des Hofgutes Oberhausen

Von Fritz Scheerer

In der großen Weitung des oberen Schlichemtales, hinter der Albkante, oberhalb der engen, über 300 Meter tiefen Pforte zwischen Plettenberg und Ortenberg breitet sich eine Braunjuralandschaft aus, die im Westen vom Plettenberg, im Norden von Schafberg, Wenzelstein und Lochen, im Osten von den Lochen-Bühlen und im Süden vom Rappenstein um rund 250 Meter überragt und umrandet wird. Inmitten der weiten Bucht, wo sich die Täler der Bära und Schlichem berühren, bewirtschaftet heute das große Hofgut Oberhausen die zum Teil mineralkräftigen Tonböden des oberen Braunjura und die teils mit Weißjuraschutt überdeckten Kalkböden.

Schon im Hochmittelalter ist hier eine Reihe von -hausen-Siedlungen (Hausen, Weiherhausen, Waltershausen, Kernhausen und Ratshausen) festzustellen, deren Entstehung im 7. oder 8. Jahrhundert sein dürfte, wie bei den Hausen um Burgfelden. Längere Zeit hat diese Siedlungsgruppe zur Adels Herrschaft Winzeln gehört. Weiherhausen und Waltershausen waren kleinere Weiler, die eigene Weiden, eigenen Bann hatten, Waltershausen sogar eigene Zelgen. Spätestens im 15. Jahrhundert müssen diese beiden Weiler aber abgegangen sein. Die wüsten Ländereien wurden dann nach 1530 dem Rittergut Oberhausen einverleibt (s. unten). Auch Hausen am Tann war 1530 dem Rittergut Oberhausen einverleibt (s. unten). Auch Hausen a. Tann war 1530 noch ein kleiner Weiler mit drei Höfen und drei Seldnerhäuschen. Ähnlich waren die Verhältnisse bei Kernhausen und Ratshausen. Kernhausen lag um den „Alten Hof“ zwischen Kirchhügel und Schlichem und hatte eine Kirche, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts von den Ratshausener benützt wurde.

Der Herrenhof Winzeln

Der Ortsname Winzeln (am Fuße des Wenzelsteins) ist nicht geklärt. Er dürfte aber vordeutscher Herkunft sein, wie die benachbarten Bergnamen Lochen und Plaikten (Plettenberg), die weibliches Geschlecht haben, denn seine ältesten Formen lauten 1050 in der Mehrzahl Winzilun und 1084 in der Einzahl Winzila, was ebenfalls auf ein Wort weiblichen Geschlechts weist.

Von der Mitte des 11. Jahrhunderts an nennt sich ein Geschlecht, das eine Vorliebe für den Vornamen Landolt zeigt, nach dem Ort Winzeln. Das älteste bekannte Glied ist Landoldus de Winzelun. Er war 1050 Zeuge des Zürichgrafen Eberhard und war ein naher Verwandter der Vögte der Reichenau, die das Kloster St. Georgen im Schwarzwald stifteten (Hezelo und Hesso Stifter). Ein anderer Landoldus de Winzila (wahrscheinlich ein Sohn des obigen) ist 1084 in Irslingen mit seinem Sohn Hugo und seinem Schwiegersohn Hartmann von Talhausen Zeuge der genannten Stifter. 1094 schenkten die beiden letzteren Güter in Ehestetten, Dürrwangen und Stockenhausen an das Schwarzwaldkloster. 1099 ist Landoldus de Winzilun Zeuge bei der Stiftung des Klosters Alpirsbach. In der Folgezeit (1138, 1192/1196) sind Landolde von Winzeln in der Umgebung des Königs Heinrich VI., des schwäbischen Herzogs Konrad und des Bischofs von Konstanz,

während Angehörige des Geschlechts in der Mitte des 13. Jahrhunderts am Hochrhein im Zusammenhang mit der Deutschordenskommende Beuggen erwähnt werden.

1253 gehörten zur Herrschaft Winzeln Leute und Güter in Tieringen, Hausen, Hossingen, Meßstetten und Gericht, Leute und Güter in Böttingen. Der weit entfernte Besitz in letzterem Ort muß aus einer Zeit stammen, in der die hochfreien Herren von Winzeln noch über die Siedlung Winzeln herrschten. Beuron hätte sonst nicht Böttingen dem zu einem Hof herabgesunkenen Winzeln unterstellt.

Im 14. Jahrhundert scheint der Hof hohenbergisch gewesen zu sein. 1345 verkaufte Graf Heinrich von Hohenberg, was er zu Winzeln Rechts hatte, mit Tieringen an Heinrich von Tierberg. Am Ende des 15. Jahrhunderts war der Hof im Besitz des Balingener Bürgers Arnold Böcklin vom Eutingertal, der 7 lb. 12 ß hlr. an Württemberg zinste. Von den Böcklin kam das Gut um 1520 an Hans Kaspar von Bubenhofen, über dessen Sohn an Dietrich Späth von Zwiefalten, der es mit allen Gütern zu Hausen 1530 an Peter Scheer von Schwarzenberg, den kaiserlichen Rat, verkaufte. Auf dem Gut befanden sich jedoch nur noch zerfallene Hofgebäude; ein altes, bau-fälliges Haus mit zwei Scheunen. Die Gebäude wurden nun samt der Kapelle um 1540 abgebrochen. Österreich, an das die Herrschaft Hohenberg 1381 übergegangen war, erteilte zum Kauf die lehensrechtliche Genehmigung von Hausen, das 1533 erworben worden war. Der gleichnamige Sohn Peter Scheers erbaute 1555 auf dem „Schönberg“ ob Hausen oder nach der Pfarrchronik im „Schmalzgrüble“ ein Schloß und schuf damit den Herrschaftssitz Oberhausen.

Das Schloßgut Oberhausen

Als Peter Scheer 1530 den Linkenhof zu Hausen und den Hof Winzeln erwarb und 1533 als Lehen von Österreich die Ortsherrschaft zu Hausen übernahm, wollte er sich zu diesem Besitz ein Schloß erbauen. Hier aber verlief am Rötgrabenbach die Grenze zwischen Württemberg und Österreich, denn Tieringen war 1418 württembergisch geworden. Österreich verlangte, Peter Scheer muß das Schloß auf österreichischem Territorium errichten, während Württemberg darauf bestand, daß die in Winzeln abgebrochenen Gebäude auf seinem Territorium wieder erstehen müssen. So kam es, daß Peter Scheer sein neues Anwesen, das den Namen Oberhausen

bekam, auf die Grenze setzte. Die Wirtschaftsgebäude und das Amtshaus, die zusammen die „Vorstadt“ genannt wurden, kamen auf württembergischen Boden und das von seinem Sohn 1555 erbaute Schloß auf österreichischen Boden. Winzeln wurde ganz aufgegeben. Es entstand das Schloß Oberhausen mit großen Wirtschaftsgebäuden: das Hofmeistergebäude, die Sennerei, das Schafhaus, mehrere Stallungen, Keller, Fruchtleger, Schmiede, Waschhaus, Schäferhaus und Tagelöhnerhaus. Zum Schloß selber kam ein Lustgarten und eine Kapelle, dazu ein Weiher. Noch heute ordnet sich um einen großen Hofraum eine planmäßig angelegte Gebäudegruppe, die allerdings zum Teil anderen Zwecken dient. Durch die Personalverminderung sind auch mehrere alte Gebäude überflüssig geworden und sind dann abgebrochen worden.

Die zum Schloßgut gehörigen Äcker wurden in die Zelgen „Öschle“, „Bürzel“ (Bürzel) und „Taläcker“ eingeteilt. Wo ehemals Waltershausen und Weiherhausen lagen, entstanden der Obere Waldhof und der Untere Waldhof. Im Süden der Markung Hausen wurde der Sennerwaldhof errichtet. Diese Höfe gingen später ein. Am längsten konnte sich der Obere Waldhof zwischen Plettenberg und Schafberg halten. Er ging 1912 ab. Grundmauern der Gebäude sind bei dem abgelassenen Weiher zu erkennen. Auch das Backhäuschen des Hofes bestand lange. Der Hof wurde, nachdem der Untere Waldhof abgegangen war, Waldhaushof genannt. Die Flächen der abgegangenen Höfe wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts zur Markung Hausen ge-

Veranstaltungen 1979

Studienfahrten:

- 6. Mai: Schelklingen—Urspring (Stettner)
- 10. Juni: Orchideenfahrt Hegau (Stoffler)
- 7. oder 8. Juli: Geologische Exkursion (Munz und Bader)
- 30. Juli bis 5. August: Westschweiz—Schweizer Jura (Wedler)
- 30. September: Reichenau—Konstanz—Meersburg (Stoffler)

Vorträge:

- 21. Juli: Einführungsvortrag für große Exkursion
- 3. November: Rückblick auf große Exkursion
- 17. November: Hauptversammlung Schloß Lautlingen

Anmeldungen sind zu richten an Franz Bubenberger, Schumannstraße 14, Balingen, Telefon 2 11 29.

schlagen. Große Teile davon sind aufgeforstet worden. Der Waldhof umfaßte 281 Morgen, wovon 54 Morgen Äcker, 53 Morgen Wiesen, sechs Morgen Gärten, 34 Morgen Weiden und 136 Morgen Wald waren, der Sennerwaldhof in einem Seitentälchen der Schlichem (um 1900 abgegangen) 23 Morgen Äcker, 23 Morgen Wiesen und Gärten und 48 Morgen Weiden.

Zum Rittergut Oberhausen gehörten noch das Unnotwirthshaus, die Ziegelhütte oberhalb Hausen und die Mühlen im Schlichemtal, die alle abgegangen sind. Der Lochenhof, der zur Bewirtschaftung der ehemals zu Winzeln gehörenden Äcker und Wiesen eingerichtet war, umfaßte 1875 227 Morgen, nämlich 70 Morgen Äcker, 55 Morgen Wiesen und Gärten und 102 Morgen Weiden. Im April 1945 wurde der Hof, da in ihm größere Mengen Waffen und Munition gelagert waren, von abziehenden Truppen in die Luft gesprengt. Der Ziegelhof samt Ziegelhütte umfaßte 1875 103 Morgen, davon 33 Morgen Äcker, 63 Morgen Wiesen, zwölf Morgen Weiden.

Die **Burg Wenzelstein** wurde im Hochmittelalter auf einem Schwammstotzen zum Schutz des Herrenhofes Winzeln erbaut, der am Südosthang des Berges lag. Über ihr Schicksal ist nichts bekannt. Die Nachricht, daß sie im 30jährigen Krieg von den Schweden zerstört worden sein soll, geht auf Gustav Schwab zurück und scheint auf der früheren Vorstellung zu beruhen, daß für viele abgegangene Burgen und Dörfer der 30jährige Krieg die Ursache sei. Auffallend ist, daß sie weder in der Urkunde von 1253 bei der Übernahme der Schirmvogtei über Beuron durch Graf Friedrich von Zollern, noch bei dem Verkauf von 1303 erwähnt wird. Auch 1345 bei dem Verkauf von allem, was Graf Heinrich von Hohenberg zu Winzeln Rechts hat, an Heinrich von Tierberg wird keine Burg erwähnt. Sehr wahrscheinlich ist sie schon im 13. oder 14. Jahrhundert abgegangen. Mauerreste auf dem Berg sind nicht festzustellen, dagegen Brunnenreste. Besonders auffallend ist nur noch ein tiefer Graben mit einem nach außen aufgeworfenen Wall an der Nordseite, der den Sattel vom Schafberg her abschneidet. (s. Zeichnung).

Die Gutsherren

Das Rittergut Oberhausen gehörte bis 1657 der Familie Scheer von Schwarzenberg. Mit Maria Elisabeth von Schwarzenberg war der Rittmeister Johann Wernher Freiherr von Stuben verheiratet. Peter Scheer von Schwarzenberg trat ihm 1657 die Herrschaft ab.

Bei der Reformation waren die Schwar-



Blick vom Schafberg auf den Wenzelstein

zenberg katholisch geblieben. Das württembergische Tieringen aber, zu dem Hausen als Filial gehörte, war evangelisch geworden. Nun versahen die Kapläne der Kapelle zu Oberhausen zugleich für Hausen den Kirchendienst, bis auf Betreiben des Freiherrn Veit Benno von Stuben, seiner Gemahlin Maria Johanna geb. Freiin von Hohenberg und seiner oben genannten Mutter Maria Elisabeth am 16. Juli 1693 die Stiftung einer eigenen katholischen Pfarrei Hausen durch die bischöfliche Kurie zu Konstanz vollzogen ward. Die Schloßkapelle blieb weiterhin Ortskirche bis 1788.

Die Barone von Stuben treffen wir am württembergischen Hof als Kammerjunker und im Staatsdienst. Die Pfarrkirche von Hausen enthält das schöne Renaissance-Grabmal mit der lebensgroßen Gestalt des 1592 verstorbenen Ritters Hans Christoph Scheer von Schwarzenberg, das dem Balingener Bildhauer Simon Schweizer zugeschrieben wird. Auch für die von Stuben befinden sich hier Grabmäler: für Hektor von Stuben von 1681, für Anton v. Stuben von 1744 und für Agathe v. Stuben von 1693.

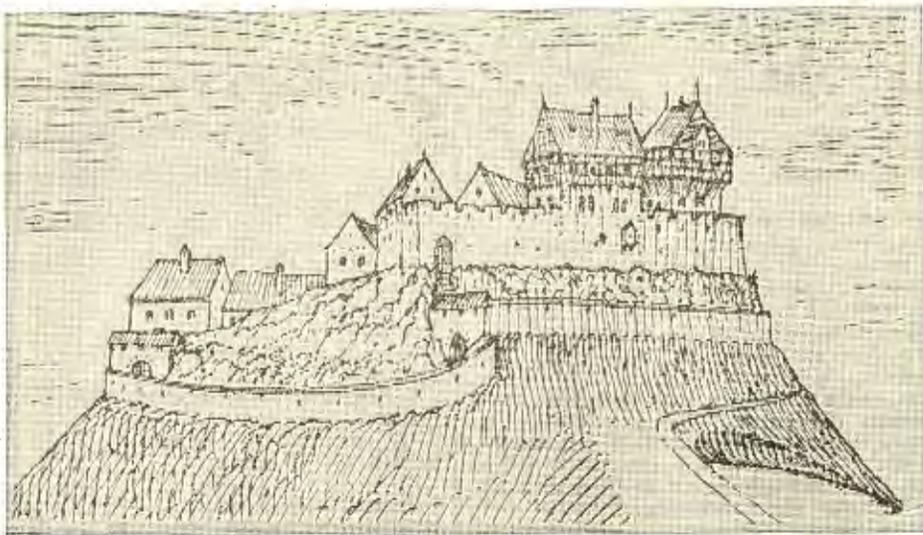
Die Familie der Freiherren v. Stuben erlosch am 20. September 1744 mit dem Ableben des ledigen Standes verstorbenen württembergischen Geheimen Rats (1709 Oberogt von Brackenheim) Joseph Ant-

nius v. Stuben. Durch die weibliche Linie der Familie kam Oberhausen in andere adelige Hände. Maria Theresia v. Stuben vermählte sich 1720 mit Johann Franz de Barille, der 1713 Forstmeister zu Reichenberg gewesen und 1714 Forstmeister in Tübingen wurde. Maria Anna Wilhelmine de Barille (aus der obigen Ehe) vermählte sich mit dem vorderösterreichischen Obervogt zu Spaichingen, Joseph Anton von Bach (auch Pach geschrieben), der nunmehr Lehensträger von Hausen und Besitzer von Oberhausen wurde.

In dem Teuerungs- und Hungerjahr 1816 wurde die Gutsherrschaft Oberhausen der Gemeinde Hausen zum Kauf für 70 000 Gulden angeboten, doch diese konnte eine solche Summe nicht aufbringen. Die Gemeinde stand damals in einem alten Rechtsstreit mit der Gutsherrschaft wegen Weiderecht, Steuerersatz u. a. Am 10. Februar 1817 kaufte Hofrat Johann Friedrich Cotta zu Stuttgart, nachdem Hausen bereits 1806 unter württembergische Landeshoheit gekommen war, von dem verschuldeten Freiherrn Franz Xaver von Päch in Verbindung mit dessen Tochter Wilhelmine, Gemahlin des württembergischen Landvogts Freiherr vom Stain, seinen ritterschaftlichen Gutsteil zu Oberhausen und Hausen am Tann, und zwar Lehen und privates Eigentum. Dazu gehörte das „Schloß“, der Lochenhof, Waldhof, Sennerwaldhof und das Patronatsrecht zu Hausen, das für die Pfarr- und Schulstellen 1918 aufgehoben wurde. Insgesamt kam das Rittergut mit Allodien und Lehen den nachmaligen Freiherrn von Cotta auf 215 000 fl. zu stehen, wovon an die beiden von Bach'schen und Stain'schen Ehefrauen je 1 000 fl. Schlüsselgeld kamen.

Der spätere Geheimrat Dr. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf ließ diesen umfangreichen Grundbesitz an Flur und Wald (1875: 262 Morgen Äcker, 310 Morgen Wiesen und Gärten, 514 Morgen Weiden, 136 Morgen Wald) selbst bewirtschaften und erwies sich dabei als „hervorragender Agronom und Musterwirtschafter“. Die großen Weideflächen auf der Gesamtmarkung Hausen dienten der Schafhaltung des Hofgutes: „Das Gut ließ allein 1 400 Schafe, die in besonderen Schafhäusern in und um Hausen überwinterten, und weitere 600 Stück aus den Schafställen auf dem Hofgut Oberhausen selbst auf der Markung laufen“ (KBSch. II S. 414).

Der ein Fideikommiß bildende Grund-



Burg Wenzelstein. Rekonstruktionsversuch v. K. A. Koch

besitz von 874 ha ist später verpachtet worden mit Ausnahme der Waldungen. Nach der Verpachtung hat sich auch die Einwohnerzahl des Gutes verringert: 1853 wurden vier Familien, 1875 noch 18 Einwohner gezählt (OBSchr. Rottweil). Heute ist die Einwohnerzahl noch weiter gesunken.

Oberhausen mit seiner Schloßkapelle wurde Schauplatz einer schmähhlichen Komödie in der berühmten Grävenitzzeit, über die in den heimatkundlichen Blättern vom April 1954 und Dezember 1971 von Friedrich Sanner ausführlich berichtet wurde. Hier sei nur kurz der Tatbestand nochmals angeführt, über den der württembergische Historiker Spittler schreibt: „Die Würde der Geschichte scheint fast ganz entweiht, den Namen einer Frau erhalten zu müssen, deren ganzes Leben nichts als Entehrung und Raub war; aber die Geschichte darf sich keine andere Würde nehmen, als die von den Begebenheiten selbst, und leider hat unstreitig diese Mätressengeschichte einen großen dauernden Einfluß auf den ganzen Zustand von Württemberg gehabt.“

In Herzog Eberhard Ludwigs Herz entzündete sich die Liebe für das Hoffräulein der Herzogin, die mecklenburgische Christine Wilhelmine von Grävenitz. 1707 wurde diese vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Sie war nun „Gräfin von Urach“. Trotz aller Warnungen der Redlichen am Hofe, ließ sich der Herzog in Mühlen bei Horb durch den aus Straßburg gebürtigen Theologiekandidaten Pfähler heimlich trauen. Die Bigamie wurde aber bald bekannt, die „Ehe“ durch das Gericht für null und nichtig erklärt. Die Grävenitz mußte das Land verlassen. Der Herzog söhnte sich 1710 zum Schein mit der Herzogin aus.

Der Unterhändler der Grävenitz, der Geheime Legationsrat Schüz, trieb in Wien den verschuldeten kaiserlichen Rat, den Grafen Johann Franz von Würben und Freudental, auf, der sich bereit fand, gegen Bezahlung, Titel und Orden eine Scheinehe mit der Grävenitz einzugehen, die Rechte des Ehemanns aber an den Herzog abzutreten. Am 18. Januar 1711 erhielt Pfarrer Maurer von Tübingen vom Herzog aus Göppingen, unter Drohung bei Widerstand den Befehl zum Vollzug der Trauung, die dann am 28. Januar 1711 nachts 6 Uhr zu Oberhausen vollzogen wurde. Graf Würben hatte schon vorher zu Waldenbuch eine Verschreibung ausstellen müssen, daß er die Ehe nicht vollziehen und sich im Ausland aufhalten werde. Dafür erhielt er den Titel eines Landhofmeisters, Geheimen Rats und ein jährliches Gehalt. Volle 20 Jahre beherrschte nun die Landesverderberin den Herzog, das Land und die Residenzstadt Ludwigsburg, bis sie endlich weichen mußte.

Auch der verwitwete Bruder der Grävenitz, der Oberhofmarschall Friedrich Wilhelm von Grävenitz, hatte in der Schloßkapelle zu Oberhausen sich am 11. Juli 1704 in rechtmäßiger Ehe mit Maria Franziska Antonia von Stuben trauen lassen.

Die Schloßkapelle dient heute landwirtschaftlichen Zwecken. Um einen großen Hofraum ordnen sich noch der ehemalige Schloßbau (vom Gutsaufseher bewohnt), stattliche Stall- und Scheunengebäude und ein kleines Wohnhaus. Oberhausen ist die einzige Siedlung, die von den Schöpfungen der Scheer von Schwarzenberg übrig blieb. In Balingen besaß Peter Scheer von Schwarzenberg ein Haus, einen Hof, eine Scheuer, Gärten und im „Eselstall“ ein weiteres Gebäude (Schwarzenburgstraße). Im Dreißigjährigen Krieg verschuldete aber das Geschlecht, so daß es das Gut im „Eselstall“ wegen Steuerschulden 1656 an die Stadt abtreten mußte. Der Hof im nordwestlichen Altstadtgebiet brannte 1809 ab.

Das Bickelpergsche Lagerbuch - eine Quelle unserer Heimatgeschichte

Von Fritz Scheerer

Im Jan-Thorbecke-Verlag in Sigmaringen ist ein Neudruck des seit langem vergriffenen „Bickelperger Lagerbuchs der Grafschaft Zollern um 1435“, bearbeitet von Franz Herberhold, erschienen. Das Lagerbuch im Staatsarchiv Sigmaringen, genannt nach seinem Verfasser Wernher Bickelperg, ist das älteste der Grafschaft Zollern. Es hat einen lederüberzogenen Holzdeckel als Einband, der auf beiden Seiten mit Messingnägeln beschlagen war. Die Handschrift besteht aus 390 mit Blattzahlen ver-

sehenen und meist beschriebenen Blättern.

Der Schreiber des Lagerbuchs stammte vermutlich aus unserem Bickelsberg bei Rosenfeld, nach dem er sich nannte. Er war im Dienste des Zollerngrafen Eitelriedrich und blieb auch nach dessen Tod im Dienste der Zollern. 1436/37 finden wir ihn als Bevollmächtigten des Grafen bei der Verhandlung einer Klagesache des Grafen Eberhart von Kirchberg gegen Eitelriedrich. Keineswegs war er also nur das, was man heute als Schreiber bezeichnet.

Die Balingen wollten am Montag die Hochzeiten halten

Von Felix Burkhardt, Esslingen/Neckar

In der herzoglichen Kanzlei zu Stuttgart haben die Schreiber manche Feder abgeschrieben, um Verordnungen über die Hochzeiten zu Papier zu bringen. Mit Mißfallen hatte die Obrigkeit beobachtet, daß bei den Hochzeiten im Lande erhebliche Kosten für die Hochzeit aufgelaufen waren. So hielt sie es für notwendig, einschränkende Maßnahmen zu treffen.

Bereits die 2. Landesordnung vom Jahre 1515 bestimmte, daß zu einer Hochzeit neben den Familienangehörigen nicht mehr als acht Personen geladen und nicht mehr als vier Essen gegeben werden sollten. Weil durch hohe Hochzeitskosten junge Eheleute in hohe Schulden gekommen seien, sollte in Zukunft unnötiger Aufwand vermieden werden, bestimmte die 4. Landesordnung von 1536.

Damit die Verordnungen nicht in Vergessenheit gerieten, wurden sie von Zeit zu Zeit erneuert; so befaßte sich auch die 5. Landesordnung von 1552 mit den Hochzeiten. Sie wiederholte die älteren Verordnungen und erinnerte die Amtsleute, über das Einhalten der Vorschriften zu wachen.

In der fürstlichen Kanzlei und in den Amtstuben der Vögte entstand mancher Verdruß wegen der Hochzeitsordnungen. Es häuften sich die Gesuche, die besondere Genehmigungen erbat, um die Zahl der Hochzeitsgäste zu erhöhen. 1570 wurde verfügt, es solle niemand mehr um eine Befreiung von den Vorschriften anhalten.

Aber trotz der Verfügung gingen bei den verantwortlichen Beamten Gesuche um Genehmigungen ein. Der Obervogt von Balingen, Friedrich von Tegernau, wandte sich am 8. April 1608 an den Herzog, um Weisungen einzuholen. Er schrieb, in Stadt und Amt Balingen befände sich eine gute Anzahl junger Eheleute, die sich nach christlichem Gebrauch von der Kanzel hätten verkünden und ausrufen lassen. Sie liefen ihm täglich nach; um die Erlaubnis für eine „geringe Hochzeit“ mit öffentlichem Kirchgang ohne Pomp, Saitenspiel und dergleichen äußerliche Freuden, amts halber zu erhalten. Der Obervogt bat um Anweisung, wie er sich künftig verhalten solle.

Der Obervogt erhielt den Bescheid, er solle den ansuchenden Personen, die sich verehelichen wollten, einen schlichten Kirchgang gestatten. Auch könne er ihnen erlauben, zwei oder höchstens drei Tische mit Gästen zu setzen; doch sei Saiten- oder anderes Spiel weder zu Hause noch auf den Gassen zu untersagen.

Um die Erhaltung eines alten Brauches kämpften um 1660 die Balingen. Sie waren es gewohnt, am Montag ihre Hochzeiten zu halten. Nun hatte die Landesregierung

1660 eine Verordnung ausschreiben lassen, die Hochzeiten dürften, um nicht den heiligen Sonntag zu entweihen, nicht mehr am Montag, sondern auf den Dienstag danach gehalten werden.

Vogt und Magistrat trugen gegen die neue Regelung ihre Bedenken vor. Die Bürgerschaft befürchtete, es würden sich durch diese Maßnahme allerhand Beschwernisse einstellen; auch Handel und Handwerk würden in Mitleidenschaft gezogen. So bat man um eine Befreiung; seit uralten Zeiten und weit über Menschen Gedenken sei es hier üblich gewesen, die Hochzeiten am Montag zu halten.

Die in den Hochzeitsordnungen angeführte Begründung, es würden diese Feste zu üppig gefeiert und verursachten hohe Unkosten, suchte man zu zerstreuen. In dem Ort Balingen, der an „die harte Alb und den rauhen Schwarzwald“ grenze, würden keine dergleichen ansehnlichen Hochzeiten ausgerichtet. Man pflege, nicht mehr als sechs Richten (Essen) zu reichen. Da das Fleisch bereits am Samstag gekauft werde, vermeide man eine Entweihung des Sonntags.

Am Dienstag halte man hier den Markttag, da gingen viele Bürger ihren Geschäften nach. Durch Hochzeiten an diesem Tag würden sie an ihren Geschäften merklich gehindert.

Bürgermeister, Gericht und Rat zu Balingen legten in einem Schreiben vom 25. Oktober 1660 die Gründe dar, die gegen den Dienstag als Hochzeitstag sprachen. Am Dienstag werde hier der Wochenmarkt gehalten; das sei eine alte Überlieferung. Dieser Wochenmarkt werde von benachbarten Städten und Dörfern häufig besucht. Die hiesigen Handwerker nützten den Tag, um ihre Waren zum „feilen Kauf“ anzubieten.

In der Stadt würden keine stattlichen Hochzeiten, wie sie in vielen anderen Orten üblich seien, gehalten. Allerhand köstliche Speisen, Geflügel und dergleichen, komme hier nicht auf die Hochzeitstafel.

Enttäuscht lasen die Balingen den Bescheid, der am 30. Oktober erging: man könne der Bitte nicht willfahren. Aber mit der Abweisung gaben sich die Balingen nicht zufrieden. Am 20. November 1662 ernannten Bürgermeister, Rat und Gericht ihre Bitte. Wieder wiesen sie darauf hin, daß hier bei Hochzeiten es bescheiden zugehe. Beim Hochzeitsmahl begnüge man sich mit 6 Trachten (Speisefolgen). Neben der Suppe als Voressen werden Fleisch, Gemüse und Gebratenes gereicht. Auch Personen schon vornehmen Standes seien genügsam. Die Unkosten für einen Mann betrügen 22; 26, höchstens 30 Kreuzer.

Frauenspersonen verzehrten 18 oder 20 Kreuzer.

Der als Hochzeitstag vorgesehene Dienstag sei hier Markttag; auch die Amtstage würden am Dienstag gehalten. Die Bauern müßten von ihren Flecken drei, vier oder fünf Stunden gehen, um hier in der Stadt Amtsgeschäfte zu erledigen und den Markt zu besuchen.

Die Hochzeiter seien gezwungen, ihren Weg zur Kirche durch die Handels- und Handwerkerstände zu nehmen. Das sei mit Unbequemlichkeiten verbunden, löse vielleicht auch „des Pöbels Gelächter“ aus. Am Mittwoch, wenn man dann die Nachhochzeit halten wolle, sei die Bußpredigt.

Haigerloch im Mittelalter

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Die Felsenfeste Haigerloch konnte durch ihre von Natur geschützte Lage und durch ihre Burgen, wie ihren heute noch stehenden gewaltigen Oberstadtturm, Angriffen standhalten. Die Stadt hatte drei Zugänge: Oberes Tor, Unteres Tor, Mittelwiestor. Vom Obertor im Westen führten Ringmauern nördlich und südlich bis an die Eyach, die aber heute bis auf wenige Reste nicht mehr vorhanden sind. Um 1830 wurden die Überreste eines Rundturmes in der Nähe der südwestlichen Ecke bei der Erbauung der Brauerei Maier abgetragen. Auch der östliche Zugang zur Stadt war mit einem Torturm versehen (Mittelwiestor). Das 3. Tor befand sich am nördlichen Eingang der Stadt (1413 genannt).

Der Oberstadtturm erhielt seinen Aufbau (Zwiebelhelm) erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als er zu einem Glockenturm umgebaut wurde. Denn die Ulrichskapelle in seiner Nähe war baufällig geworden und wurde abgebrochen. Der Turm wird zur Burg als Bergfried gehört haben. Sein ursprünglicher Zugang, der mit einem Tonnengewölbe überdeckt war, fand sich auf der Ostseite. Der Turm ist 19,3 m hoch und hat 10,75 m im Geviert (Hodler). Unter dem Eingangsstockwerk enthielt er ein fensterloses Burgverlies. Nach dem Umbau im 18. Jahrhundert wurde der achteckige Aufbau Wächterhaus, in dem der Hochwächter täglich zu den drei Gebetszeiten blasen mußte, ebenso bei Bränden, Hochzeiten, Jahrtagen usw. Urkundlich erwähnt wird der Turm erstmals 1375.

Die Ulrichskapelle stand in der Nähe der Burg. Ihr Patrozinium weist auf eine Gründung des 11. Jahrhunderts (s. oben). Vielleicht ist sie ursprünglich eine Burgkapelle gewesen. Urkundlich erwähnt wird sie erst 1366 (Urbar 1472). An sie angebaut war eine Klausel (Hodler S. 558). In der Vorstadt stand nahe dem Mittelwiestor das herrschaftliche Kornhaus (Urbar 1472). Die genaue Lage ist aber unsicher.

Der Name Haag, heute ein Stadtbezirk, ursprünglich eine Flur, tritt anderwärts öfters in Verbindung mit einer Burg auf, hier in Haigerloch in Verbindung mit der Burg in der Oberstadt.

Ein Graben trennte die mittelalterliche Stadt im Westen von der Hochfläche ab. Über dem Groben erhob sich eine 4 bis 5 m hohe Mauer mit überdachtem Wehgang und mit Schießscharten. Ende des 13. Jahrhunderts wurde das Haag in die Stadt mit einbezogen. Das Haagtor beim Haagschloßchen gestattete die Durchfahrt zur Eyach. Auf dem Ölgemälde vom Anfang des 18. Jahrhunderts, das sich im Schloß Sigmaringen befindet, kann der Verlauf der Ringmauer einigermaßen konstruiert werden.

Nachdem um 1200 rechts der Eyach eine Burg (heute Schloß) errichtet worden war,

Der Pfarrer M. Jakob Roth bekräftigte in einem Begleitschreiben die Angaben: „alles ist nach der Wahrheit“. Die Hochzeitspredigt in der Kirche werde durch Fahren, Reiten, Laufen, Poltern und Schreien auf dem nahen Markt gestört. Wegen des Marktes, mit dem jedermann zu tun habe, kämen nur etliche wenige Hochzeitsgäste in die Kirche; er müsse also den leeren Stühlen predigen.

Am 26. Februar 1663 wurde das Bittgesuch der Balingen, ihre Hochzeiten wieder am Montag halten zu dürfen, durch Herzog Eberhard III. genehmigt. Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 206, 363, 378.

entstand am Fuße des Schloßbergs die Unterstadt. Ihre Ummauerung entlang der Eyach dürfte den Verlauf genommen haben wie der Palisadenzaun auf dem Ölgemälde aus der Zeit um 1700. 1472 wird die „rinkmur“ vom unteren Tor zum Schloß hinauf erwähnt. Am Fuß des Schloßbergs wird in der Unterstadt 1472 erstmals ein Marktplatz genannt. Kirche der Unterstadt war die Nikolauskapelle (s. oben). Reste ihres Langhauses stammen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (Kunstdenkmäler Hohenzollerns S. 110). Urkundlich erwähnt wird die Kirche 1350. Hier stand auch ein Spital. Das Feldsiechenhaus stand anfänglich vor dem „Mittinwis-Tor“, später im Norden im Karlstal.

Wann Haigerloch zur Stadt erhoben wurde, ist nicht sicher. Wahrscheinlich geschah das unter dem Grafen Albert II. von Hohenberg, der im Freibrief für das Haagschloßchen vom Jahr 1296 Haigerloch als „unsere neue Stadt“ bezeichnet.

Die Hohenberger müssen in den ersten Jahrzehnten in ihrer Haigerlocher Herrschaft eine rege Bautätigkeit entfaltet haben. So weist der Oberstadtturm in seinem baulichen Befund in die Zeit um 1200. In nächster Nähe von Haigerloch gründeten sie 1237 das Kloster Kirchberg. Der Bergsporn rechts der Eyach bot sich als neuer Burgsitz an. Damit verlagerte sich auch das wirtschaftliche Zentrum der Stadt. Die Unterstadt nahm den Marktplatz auf und um ihn gruppierten sich die Handwerksbetriebe. Als ältestes Bauwerk darf nach Blessing die um 1250 errichtete Unterstadtkirche St. Nikolaus angesehen werden. Er weist auch nach, daß die „Haigerlocher Gült“, eine Naturleistung von 1 Malter Roggen, 4 Viertel Haber und 1 Huhn pro Jauchert nur von den Bewohnern der (älteren) Oberstadt gezahlt wurde, während der „Withau-Zins von den Bürgern der Ober- und Unterstadt entrichtet worden war“.

Die Zweiteilung der Stadt ist nach Blessing nur eine vorübergehende, verwaltemäßige Trennung auf 27 Jahre (1354-1381) gewesen, die dynastische Gründe gehabt habe und gehe auf Erbstreitigkeiten zurück, ein Streit um den Nachlaß von Hugo I. von Hohenberg, zwischen der Witwe Ursula und seiner Tochter Ursula einerseits und den Grafen Albrecht V. und Rudolf III. von Hohenberg andererseits.

Zwischen 1237 und 1353 gibt es nach Blessing keinen Hinweis auf zwei Städte, erst 1354 unterscheiden die Quellen erstmals zwischen der oberen und niederen Stadt Haigerloch. 1360 wird der Schultheiß der unteren und der Schultheiß der oberen Stadt genannt. Nach 1381 werden die Namen Ober- und Unterstadt nur noch als Lagebezeichnung benutzt. Auffallend bleibt

jedoch die jahrhundertelange Trennung in zwei kirchliche Bezirke, denn die pfarrliche Zusammengehörigkeit von Oberhaigerloch und Weildorf schließt die St. Nikolauskirche der Unterstadt aus. 1237 bezeugt Ulrichus plebanus in Haigerloch zusammen mit dem R. plebanus in Weildorf (s. unten).

Die kirchlichen Verhältnisse

Haigerloch hatte im Mittelalter keine eigene Pfarrei. Die Einwohner links der Eyach in der oberen Stadt waren nach Weildorf (St. Peter), die der unteren Stadt (rechts der Eyach) nach Trillfingen (St. Valentin) eingepfarrt. Die Peterskirchen dürften schon um 700-750 entstanden sein. Die Peterskirche zu Rangendingen wird 795 erstmals genannt. Die erste kirchliche Nachricht von Haigerloch stammt erst von 1237. Es wird ein „Ulricus plebanus (Leutpriester) de Haygerloch“ erwähnt (s. oben). Obwohl ein Dekan von Haigerloch genannt wird (1245), nennt sich Diepold von Hohenberg 1260 Hirt und Leutpriester in Weildorf. Auch im Liber decimationis von 1275 und in den folgenden Steuerlisten wird in Haigerloch kein Pfarrer erwähnt, während z. B. der Weildorfer Pleban 1275 zu 40 Pfund Tübinger Währung veranschlagt wird, sein Vikar zu 13 Pfd., was eine gut dotierte Pfarrei verrät. Im Liber quartarum gibt Weildorf 1324 dem Dekanat den Namen.

Die Pfarrei in Trillfingen wird im Liber decimationis erstmals urkundlich erwähnt. Der Plebanus hatte ein Einkommen von 25 Pfd. Tübinger Währung. Die Unterstadt Haigerloch gehörte zu seiner Pfarrei. Die Übersiedlung des Trillfinger Pfarrers nach Haigerloch scheint am Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgt zu sein. Noch im Haigerlocher Kapitelstatut von 1417 wird in Haigerloch kein Pfarrer erwähnt, dagegen sind die Pfarreien Weildorf und Trillfingen aufgeführt. Die Pfarrer zogen aber wahrscheinlich schon vor 1500 in die Stadt. Beim Namen des Dekanats Haigerloch wurde das einmal der rechtliche Sitz, ein andermal der faktische Sitz verwendet, so daß manchmal vom „Oberpfarrer“ in Haigerloch statt in Weildorf und vom „Unterpfarren“ statt in Trillfingen die Rede ist.

Die Kirche der Unterstadt St. Nikolaus (Nikolaus-Kirchen im 11. und 12. Jahrhundert aufgekommen) ist erstmals in einem Ablaßbrief, allerdings fälschlich als „ecclesia parochialis in inferioni Haigerloch“, erwähnt. In einer Urkunde von 1369 ist vom Hl. Ulrich der Oberstadt die Rede. Der Hl. Ulrich wurde 993 kanonisiert. Die Kapelle stand östlich vom sog. Römerturm. Auch bei ihr war der Sprachgebrauch Pfarrkirche stark ins Wanken geraten. Erst 1683 wurde endgültig Ordnung geschaffen: Die 1584-1607 erbaute Schloßkirche wurde zur alleinigen Pfarrkirche für die Stadt und die beiden Dörfer Weildorf und Trillfingen. Der Generalvikar des Bistums Konstanz bestätigte, „daß die schönste und geräumigste Kirche, die bisher von curata gewesen sei, zur Pfarrkirche erhoben und die andern Kirchen für alle Zeit mit jener verbunden“.

Der Kern der Herrschaft Haigerloch war 1375 der Grundbesitz in den Dörfern Weildorf, Gruol, Heiligenzimmern und Bittelbronn und 1368 zu Trillfingen mit den umliegenden Dörfern Immnau, Hart, Höfendorf, Bietenhausen, Gericht zu Rangendingen, Steinhofen, Oberowingen, Hospach.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14. Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42. Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 26

28. Februar 1979

Nr. 2

Vom Hexenglauben und von Hexenprozessen

Betroffene unserer Heimat
Kurt Wedler, Balingen

In unserer nostalgischen Epoche der Gegenwart, in der die „gute alte Zeit“ betont und herausgehoben wird, ist es nicht abwegig, sich auch an manche dunkle Zeiten zu erinnern, die durch Krieg, Hungersnot, Seuchen, Glaubenskämpfe und Hexenglauben in der Vergangenheit Not und Elend über die Menschen gebracht haben. Hier einiges über den Hexenglauben und die abscheulichen Hexenprozesse bei unseren Vorfahren.

Neben dem Hexenstädtchen Saulgau, in dem im 17. und 18. Jahrhundert besonders viele Hexenprozesse stattfanden, ist Rottweil mit seinem Hexengericht zu nennen, von dem von 1561 — 1648 nicht weniger als 113 Menschen, darunter auch 19 Männer, als der Hexerei schuldig verurteilt wurden. Dazu gehörten auch eine Barbara Schreiner aus Leidringen und ein Michael Keitz aus Ratshausen. Im Stadtarchiv in Rottweil sind noch Hexenprozeßakten vorhanden, u. darin ist auch das Geständnis der Barbara Schreiner von Leidringen enthalten, „von der ihr Verführer, den sie Elzebock nannte, sogar verlangte, daß sie ihn anbeten sollte, was sie auch tat, obwohl sie ihn vorher von einer sehr natürlichen Seite kennengelernt hatte“.

Im Jahr 1580 gestand Michael Keitz aus Ratshausen: „Vor ungefähr zwei Jahren habe er in Neukirch gedient, und da habe eines Tages sein Meister ihn ins Teufels

Namen aufstehen und ins Feld fahren heißen. Mit kummervollem Herzen sei er aufgestanden, und wie er mit den Rossen ausgefahren sei, habe er geglaubt, ein anderer Roßbub fahre ihm nach, wie er sich aber umgesehen hätte, sei es der böse Geist gewesen, der Klauen wie eine Kuh gehabt, sonst aber wie ein Kriegsknecht ausgesehen habe, nämlich mit einem roten Rock und einem grünen Hut mit weißen Federn bekleidet gewesen sei. Derselbe habe ihn gefragt, warum er so traurig sei? er solle nur getrost sein, er wolle ihm, da er sehe, daß er so schlechte Kleider habe, schönere und dazu Geld geben, wenn er ganz ihm folgen und sich Gottes, seiner lieben Mutter und aller Gottes Heiligen verleugnen wolle. Das habe er getan, und dafür fünf Gulden erhalten. Darauf gestand der Inquisit weiter, wie er vom bösen Geiste zu schändlichen sodomitischen Lastern verführt und auch angewiesen worden sei, mehrere Stücke Vieh zu schlagen, daß sie abgingen. — An einem Montag, gesteht er weiter, sei er bei seiner Schwägerin gestanden, und da sei der böse Geist zu ihnen gekommen und habe gerufen: ihr beide müßt mein sein, und ihm einen Stecken, jener aber einen Besen gegeben, und sie mit den Worten: „Fahret aus ins Teufels Nam stoßet nienen an!“ fortfahren heißen. Als bald seien sie an einem vor Dietingen gelegenen Ort, in der Hasla genannt, gefahren, und allda mit Ausnahme von Brot und Salz, vieles gegessen und getrunken. Der böse Geist aber habe damals und nachher noch oft vor seinen Augen mit seiner Schwägerin sich vergangen... Keitz wurde am 20. Dezember 1580 zum Feuertod verurteilt und wenige Tage darauf hingerichtet“. Der „Teufel“ war aber ein gemeiner Landstreicher, der sich mit Hilfe des sicher lasterhaften Keitz an dessen Schwägerin heranmachte.

Ein gleiches Schicksal erlitt ein Theis Grueber von Hochmössingen, der bei den sog. Hexenfahrten und -versammlungen aufspielen mußte. Der böse Geist habe ihn außerdem zu Diebstählen und sodomitischen Lastern verführt, um ihn noch mehr an sich zu fesseln. Im Juli 1615 endete er sein Leben auf dem Scheiterhaufen. — So ließe sich die Reihe der Prozesse fortsetzen. Auch Balingen hatte seine Hexenprozesse. So lesen wir in der Kreisbeschreibung (II., Seite 17) folgendes: „Am bekanntesten ist der gegen die Bürgermeisterswitwe Anna Murschel von Balingen 1598/1600. Sie war wegen Zauberei bzw. Vergiftung peinlich angeklagt und wurde auf Gerichtsbeschluß mehrmals (Vergeblich) gefoltert. Schließlich gewann sie einen tüchtigen Rechtsanwalt und wurde auf ein die Schuld verneinendes Gutachten der Tübinger Juristenfakultät hin freigelassen. Einige andere mit ihr angeklagten Frauen wurden jedoch hingerichtet. Ebenso wurde die alte Frau (die Knodlerin), die durch

ihre Unvorsichtigkeit den Stadtbrand von 1607 verursachte, auf der Flucht ergriffen und als Hexe verbrannt. Ähnlich war es mit Katharina Engelfried, die für den Stadtbrand von 1672 verantwortlich gemacht wurde. 1652 wurde gegen eine andere Frau eine Untersuchung eingeleitet, da sie angeklagt war, einem jungen Mann seine Mannheit gestohlen zu haben“.

Und in der alten Oberamtbeschreibung von 1880 liest man (Seite 128) über Hexensagen: „Nicht weit von Balingen ist der berühmte Berg, den man Heuberg nennt und von welchem man vorgibt, daß die Hexen auf demselben zusammenkommen und ihre Teufelsspiele haben (Flurname „Hexenbücke“). Das ist gewiß, daß anno 1589 im Herbst etliche dergleichen Weiber und der fürnehmste Ratsherr zu Schömburg verbrannt worden, die alle bekannt haben, daß sie gewohnt gewesen, des Nachts auf diesem Berg zusammenzukommen, mit den Teufeln zu tanzen, zu bühnen, Menschen und Vieh zu beschädigen. Daher kommt es auch, daß die gemeinen Leut die Gespenster und Lichtgesichter, die auf diesem Berg häufig gesehen werden, für Zauberei von den Hexen und Teufeln halten (nach Crusius)“.

Bei einer allgemeinen Betrachtung des „Hexenbildes“ muß man auch die Hexe im Märchen mit einbeziehen, die symbolisch das Schlechte und Böse in der Welt verkörpert. Es ist zu begrüßen, daß die Verdammung des Märchens als „Kinderschreck“ und als „Unrealistischer Unfug“ überwunden ist. Das Kleinkind in seiner magisch-mythischen Entwicklungsstufe braucht solchen Erzählstoff zu seinem geistigen Wachstum, und auch der Erwachsene findet im Märchen noch wesentliche Hinweise für sein Persönlichkeitsbild.

Magisch wirkende Kräfte wurden schon in der Frühzeit und in den alten Kulturen Göttern und Dämonen zugesprochen. Hier muß man auch die Ursachen des Hexenglaubens suchen, der sich, verändert zwar, bis in unsere Gegenwart fortsetzt. Dämonische unerklärliche magische Kräfte sollen durch unsichtbare Wesen oder auch durch Menschen wirksam werden und Krankheiten und raschen Tod bei Menschen und Tieren verursachen, Wetter beeinflussen (Sturm, Gewitter, Hagel), Liebeszauber hervorrufen, geheimnisvolle Gifte austreten usw. Der Medizinmann, Zauberer oder Schamane und die Druidin, Seherin oder Priesterin haben die Aufgabe, in diesem, für den gewöhnlichen Menschen unerklärlichen Bereich, Schaden abzuwehren und Nutzen zu erzwingen. Eigene Mittel gegen den Hexenzauber fand man in der Anwendung verschiedener Kräuter: Hexenrauch (Speik), Hexenkraut (Waldklette), Hexendistel (Feldmannstreu), Teufelsabbiß (wer ihn bei sich trägt, dem kann „keyn zauberey geschaden von den bösen wyben“). Man staunt immer wieder darü-



Hexen



Mittelalterliche Strafen bei Hexenprozessen

ber, wieviele in unserer Sprache noch an diese Zeit des Hexenglaubens erinnert. Da ist der Hexenbesen (die Astverwachungen, vor allem bei der Birke), das Hexenei (die Stinkmorchel, wenn sie aus dem Boden stößt), Hexenkörner (Samen der Pfingstrose), Hexenpilz (ein Röhrling), Hexenring (die kreisförmige Ausbreitung des Pilzmycels bei manchen Pilzen), Hexenschuß, Hexentanzplatz usw.

Die Personifizierung der dämonischen Kräfte ist also die Hexe, oder der Hexenmeister oder Hexer, wobei der prozentuale Anteil der Hexen bei weitem überwiegt. Alles, was zunächst unerklärbar war, wurde einfach diesen Wesen zugeschrieben. — Auch in der Gegenwart gibt es noch Hexenprozesse, es sind allerdings Verleumdungsprozesse, die von Magikern, Zaubernern, Gesundbetern, Hellschern u. a., wegen Verleumdung, übler Nachrede, moralischer oder materieller Schädigung angestrengt werden, also Prozesse mit umgekehrtem Vorzeichen. Es gibt sogar ein „Hexenarchiv“ (Hamburg Gesellschaft e. V.) u. in England eine „Hexensekte“. In Bogota wurde 1975 ein „Welthexenkongress“ abgehalten. In der Horror-Unterhaltungsliteratur unserer Tage erscheint die Hexe erneut und nun als schauer-erregendes Wesen, also nicht als Vertreterin und Personifizierung des Bösen wie im Märchen.

So manifestiert sich die Hexe in sechs verschiedenen Wesensarten, die zwar manche ähnliche Züge aufweisen, aber doch differenziert erscheinen:

1.) die Hexe im Märchen, ein Phantasiegebilde in häßlicher, menschlicher Gestalt, Symbolfigur des Bösen und Schlechten, das überwunden werden soll (z. B. Hänsel und Gretel).

2.) die Sagen-Hexe (Hexen auf dem Balingen Heuberg). Sie steht mit dem Teufel im Bund, tanzt und buhlt mit ihm und schädigt Mensch und Vieh. Auch sie ist eine Phantasieerscheinung.

3.) die menschliche, theologisch-juristische Hexe, die von der Inquisition wegen Häresie, Zauberkunst und Umgang mit Höllengeistern verfolgt und verurteilt wurde. Dieser Hexenglaube, der wohl mit dem Kreuzzug gegen die Albigenser im 13. Jahrhundert seinen Anfang nahm, steigerte sich im Hexenwahn des 15. — 18. Jahrhunderts in eine Massenhysterie und eine seelisch-geistige Epidemie, die unsägliches Elend über Tausende von Menschen brachte. Damals, 1487, entstand der sog. Hexen-

hammer (Malleus maleficarum), von zwei Dominikanermönchen verfaßt, der in seinem dritten Teil zum Strafkodex für die Gerichtspraxis wurde bis ins 18. Jahrhundert bei Richtern aller Konfessionen. Auch die evangelische Kirche führte mit weltlichen Richtern Hexenprozesse durch.

4.) Die Hexe der Fastnacht. Sie tritt mit höllischem Spektakel auf und ist, wie die Hexe des Märchens, Verkörperung des Bösen. Sie trägt auch Züge der Sagenhexe u. erinnert an die Zeiten der Hexenprozesse, denn sie wird in der Regel am Ende der närrischen Tage auf dem Scheiterhaufen verbrannt (Obernheim und in manchen Orten Oberschwabens).

5.) Die Hexer, Zauberer, Magiker der Gegenwart, die von Menschen mit medialen Fähigkeiten unterschieden werden müssen, sind solche Leute, die mit Tricks, Geschwindigkeit, Taschenspielererei u. a. arbeiten und im Zirkus, auf Jahrmärkten, in Vereins- und sonstigen Veranstaltungen auftreten.

6.) Die Hexe in der Horror-Unterhaltungsliteratur. Sie ist ein Abklatsch der Märchen-, Sagen- und der inquisitorischen Hexe und kann nicht ernst genommen werden.

Der Name „Hexe“ kommt vielleicht von dem althochdeutschen „hagzussa“ = Zaunweib. Sie ist das dämonische Wesen, das auf dem Zaun sitzt und der umfriedeten Ackerflur Schaden bringt. Im 15./16. Jahrhundert hat sich der Begriff zu „hesse“ oder „heese“ gewandelt und ist schließlich zu „Hexe“ geworden. Das Teufelsbewußtsein des Christentums geht vermutlich zurück auf altindische (Siva), altpersische (Ahriman) und altägyptische (Typhon) Glauben und wurde im Mittelalter in der verwirrenden Phantasie der Menschen derart gesteigert, daß eine Gruppe von Theologen und Laien sogar eine Teufelshierarchie von sieben Millionen Teufeln aufbaute, die natürlich auch menschliche Helfer brauchten, eben die Hexen und Hexenmeister. Auch mythologische Gestalten der Griechen und Römer, Kelten und Germanen wurden in Teufel umgedacht und als solche propagiert, so Pan, Faun, Merlin, Loki u. a.

Die Bestrafung der Zauberei in der Sage wurde der göttlichen Gerechtigkeit überlassen. Die Kirche aber machte das Zauberesen zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer inquisitorischen Tätigkeit. Schon die Albigenser und die Waldenser wurden im 13. Jahrhundert mit Hilfe toller Lügenmärchen verdächtigt, mit dem Teufel umzugehen. Wer das tut, hat den Bund mit der Kirche Christi, der durch die Taufe geschlossen ist, gebrochen und ist somit ein Ketzer. Beweismittel im Prozeßverfahren war die Folter und die oft erzwungene Zeugenaussage. Die auferlegten Strafen, die teilweise auch für andere Delikte galten, zeigt unser Bild: Verbrennen (Hauptstrafe), Hängen, Blenden, Aufschlitzen, Rädern, Auspeitschen, Enthaupten und Handabhauen. Dazu kamen schon in der Folter: Daumenstock, Spanische Stiefel, der Zug, die Lederpeitsche mit zackigen Metallstücken, der Schwitzkasten, Brennen mit glühendem Eisen, die Wasserprobe, die Eiserne Jungfrau, die Folterleiter, das Rad u. a. Im 13. Jahrhundert trat in der Geschichte des Zauberesens eine Wende ein. Während man bisher den Zauberglauben als Aberglauben von der Kirche verfolgte oder mindestens als sündig bezeichnete, wurde jetzt der Zweifel an seiner Realität als Ketzerei bezeichnet. Der Teufelskult war also Wirklichkeit, so das Bündnis mit dem Satan, die Huldigung und Anbetung, die fleischliche Vermischung mit ihm, die Losagung von Gott, die Verleugnung des christlichen Glaubens usw. — Der Leitsatz des Hexenhammers, von den beiden Dominikanermönchen Heinrich Institor u. Jakob Sprenger verfaßt, lautet: „Das Leugnen der Wirklichkeit der Hexerei ist Ketzerei!“ Nur auf Grund dieser Denkweise konnten die Hexenprozesse geführt werden. Eine teuflische Ausgeburt religiösen Wahnes waren diese Prozesse, und das Feuer, das geschürt wurde, breitete sich immer mehr aus. Die heilige Dummheit grassierte bis in die Reihen der Vernünftigen. Aber auch finanzielle Spekulationen schlichen sich in diesen Hexenwahn ein (Einziehen des Besitzes zur Bezahlung von Richtern und Henkern, Schmiergelder bei Nichtanzeige und Nichtverfolgung, Geld an Denunzianten u. a.).

Massenhafte Verbrennungen gab es in Arras (siehe Tieck „Der Hexensabbath“), in Como (41) und in Mona in Schweden (72, darunter 15 Kinder). Am schlimmsten waren, zwar etwas später als in anderen Ländern, aber mit deutscher Gründlichkeit, die Verfolgungen bei uns. Obwohl sich an manchen Orten geistliche und weltliche Fürsten und Priester dem Hexenwahn widersetzen, breitete er sich doch immer mehr aus, und sogar Luther trat dafür ein. Niemand war sicher vor einer Anzeige. Armut und Reichtum, Häßlichkeit und Schönheit, Gesundheit und Krankheit, alles konnte gleichermaßen Anlaß einer Verdächtigung sein, und aus den Folterkammern, die überall in den Städten eingerichtet wurden, drangen Schreie der Qual und des Entsetzens in die Ohren der Vorübergehenden, denn der Hexenhammer befürwortet den endlosen Gebrauch der Folter. Der abscheuliche Hexenrichter Remigius von Lothringen rühmt sich in seiner „Daemonolatria“ von 1595, daß er in 15 Jahren 800 Hexen habe verbrennen lassen und erzählt von einem seiner Opfer, Katharina geheiß: dieselbe wäre, obgleich noch ein unmannbares Kind, im Kerker wiederholt dergestalt vom Teufel genötigt worden, daß man sie halb tot vorgefunden habe. Das ist kein Einzelfall. Krankhafte Wollust, Anmaßung, Willkür, Gehässigkeit, Habsucht, Unehrllichkeit und Grausamkeit der Inquisitoren und Folterknechte waren mit diesem Hexenwahn sehr oft verbunden.

Johannes Scherr berichtet von Offenburg 60 Verbrennungen in vier Jahren, von Wiesensteig 25 in einem Jahr, von Ingelfingen 13, Rottweil ist zu Anfang mit 113 im 16./17. Jahrhundert schon genannt. In der „Geschichte der Hexenprozesse“ heißt es: „Im Namen von Kaisern und Königen, von Bischöfen und Landjunkern sind die Bluturteile gesprochen worden: Tod von Menschen und Tieren, Verödung der Dörfer, Felder und Weinberge. Ihre Bewohner und Bebauer schreiten zum Richtplatz oder wenden, um diesem zu entgehen, beizeiten dem Vaterland den Rücken“. Wie entsetzlich ist es zu lesen, daß eine etwa fünfjährige Verfolgung in dem kleinen Stift Bamberg 600, in dem nicht viel größeren Stift Würzburg sogar 900 und eine nur dreijährige Verfolgung in dem ganz kleinen Stift Fulda 250 Opfer verschlang. Die Exekutionsstätte sah oft wegen der dort aufgerichteten Brandpfähle wie ein kleiner Wald aus. Unter den Opfern waren Leute jeden Standes, Alters und Geschlechtes, sogar Kinder von ein bis sechs Jahren. Die Gesamtsumme der Hingerichteten in deutschen Ländern schätzt man auf 100 000. Die letzte Hexe soll bei uns am 21. 6. 1749 in Würzburg hingerichtet worden sein, eine 70jährige Nonne namens Renate Singer. 1782 folgte dann in der Schweiz noch ein Hexenprozeß und in Polen und Ungarn reichten sie sogar bis zum Übergang ins 19. Jahrhundert.

All dies geschah noch im Zeitalter der Aufklärung. Brandenburg-Preußen schaffte als erster Staat Anfang des 18. Jahrhunderts Folter und Hexenprozesse ab, es folgte 1776 Österreich unter Maria Theresia. In Württemberg wurde die Folter erst 1809 als drittletztem Staat in deutschen Ländern aufgehoben. Wie grausam bei dieser Tortur oft vorgegangen wurde, das

schildert ein Bericht aus Nördlingen: „Da geschah es im Oktober 1593, daß die Frau des Gastwirts zur Krone, Maria Holl in Ulm gebürtig, auf Grund der Angaben einer anderen Gefolterten ins Gefängnis und alsbald zur Folterbank geführt wurde. Was vor ihr keine Gefolterte vermocht hatte, das vermochte sie. Standhaft ertrug sie alle mit satanischer Grausamkeit wiederholten und mit jeder Wiederholung immer noch verschärften Torturen, ohne sich ein Schuldbekennnis abquälen zu lassen. Der Rat ließ ihr vorlügen, daß ihre Verwandten und Freunde, ja selbst ihr Ehe-

mann sie für schuldig hielten, aber auch diese seelische Folter hielt diese Frau aus. 56mal und mit der ausgesuchtesten Grausamkeit wurde die Tortur gegen die unschuldige Maria Holl angewendet, das letzte mal im Februar 1594. Sie blieb aber noch sechs Monate gefangen und kam nur durch Fürbitte der Reichstadt Ulm frei und mußte sich verpflichten, ihr Haus nicht zu verlassen. Ein Kritiker bemerkte mit Recht, daß damals der Verstand der Verantwortlichen „spazieren gegangen sei“. Eine Mördergrube war aus Deutschland geworden.

Verzweiflungsschreie gellten überall aus den Folterkammern, und die Scheiterhaufen brannten, um unschuldige Opfer qualvoll zu vernichten.

Literatur: Johannes Scherr: Deutsche Kultur- und Sittengeschichte; Fr. von Soldan-Heppe: Geschichte der Hexenprozesse 1938; Fr. v. Alberti: Die Altertümer in der Umgebung von Rottweil 1838; E. W. Funke: Die Hexe im Märchen, in Acta Germanica (Jahrbuch des Südafrikanischen Germanistenverbandes 1977); J. Huizinga: Herbst des Mittelalters 1952.

Das Bickelpergsche Lagerbuch - eine Quelle unserer Heimatgeschichte

(Fortsetzung)

Im Laufe der nächsten 100 Jahre sind dann zahlreiche Nachträge im Lagerbuch von anderen Schreibern gemacht worden, die aber größtenteils ihre Namen nicht angaben.

Den Gegenstand der Aufzeichnungen des 1435 zusammengestellten Lagerbuchs, das auf älteren Aufzeichnungen aus dem 14. und beginnenden 15. Jahrhundert fußt, bilden die den Zollerngrafen zukommenden Gefälle (Einnahmen). Diese Gefälle fließen zum überwiegenden Teil aus Häusern, Höfen, Gütern, Äckern und Wiesen. Beschrieben werden neben dem Einkommen die Rechte, der Besitz der zollerischen Grafen in den einzelnen Orten und einzelnen Personen gegenüber. Angegeben sind auch Zinsen und Gülden, die aus verschiedenen Orten nach auswärts entrichtet werden oder umgekehrt von benachbarten württembergischen Orten in zollerische. Damit ist das Urbar nicht nur für die Grafschaft Zollern von Bedeutung, sondern auch für unsere Gegend. Es vermittelt uns einen Überblick über die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Herrschaft und der Untertanen.

Darüber hinaus stellt das Lagerbuch für die Familienforschung reiches Material für eine Zeit zur Verfügung, in der noch keine Kirchenbücher geführt wurden. Dann nennen die Quellen auch zahlreiche Flurnamen und abgegangene Siedlungen.

Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung waren Leibeigene. Diese werden meist mit der Bezeichnung „Arme Lüte“ (Leute) belegt, was sowohl schlechthin Untertanen wie auch Leibeigene bedeuten kann. Die Leibeigenschaft (von Mutterseite her) äußerte sich vor allem in der jährlichen Abgabe einer Fastnachtshenne, an deren Stelle auch, besonders bei auswärtig wohnenden Eigenleute, eine geringe Geldzahlung treten konnte. Die Leibeigenen, die außerhalb der Grafschaft wohnten, die sog. „Ausleute“, sind mit Angabe ihres Wohnsitzes, teilweise auch mit Angabe der Zahl der Kinder aufgeführt.

Die Hauptmasse der Abgaben bildeten die „Gülten“ (Grundzins) für die Nutzung des Hofes, eines Hauses, einzelner Äcker und Wiesen. Die Gült wurde in Geld oder in Naturalien geleistet. Meist bestand sie aus einer Vielfalt von Abgaben: Geld, Getreide, Hühnern, Gänsen, Eiern, Schultern (gleich Vorderschinken), Käse. Auch Pfeffer wird als Abgabe genannt. Doch es fehlen die Angaben über die Abgaben der auswärtig wohnenden Leibeigenen, die sowohl in Fastnachtshennen wie in Geld geleistet wurden.

Auch für den Getreidebau lassen sich aus den Angaben des Lagerbuchs interessante Schlüsse ziehen. Die Hauptfrucht war der Dinkel, auch Korn genannt, und zwar Vesen (ungegerbter Dinkel) und Kernen (gegerbter Dinkel). Es folgt dann der Hafer. Der Wiesenbau war gering, denn der Weidetrieb fand vornehmlich auf der All-

mend und auf der Brache statt. Dagegen wurde der Obstbau gepflegt. Bei der Verleihung von Ror (abgegangen zwischen Engstlatt und Bisingen) wurde dem Lehenträger zur Pflicht gemacht, 50 Obstbäume zu setzen und davon jährlich den halben Ertrag an Obst abzuliefern.

Die Aufzählung all dieser Aspekte macht deutlich, daß das Bickelpergsche Lagerbuch reiches Material zur Verfügung stellt für die Abgaben der Pflichtigen, für die Wirtschaftsgeschichte, für Familien-, Hof- und Flurnamenforschung wie auch für die Siedlungskunde. Das Lagerbuch hat seit seiner Veröffentlichung nichts an Aktualität verloren. Im folgenden sollen nun die Beziehungen unserer Ortschaften zur Grafschaft Zollern um 1435 herausgestellt werden, denn das Urbar oder Lagerbuch enthält „Aufzeichnungen beschreibender Art, welche dazu bestimmt sind, zur Kunde des Bestandes einer Grundherrschaft an liegendem Gut und ihrer Gerechtsame zu dienen“ (Krotzschke).

Im Lagerbuch sind vor allem für die einzelnen Orte der Grafschaft Zollern die Abgaben und Zins usw. um 1435 aufgeführt. Durch die „Ausleute“ sind aber Beziehungen zu den benachbarten Gebieten, vor allem zum Amt Balingen, festzustellen, da die Ausleute namentlich genannt sind. Von den zollerischen Orten Steinhofen, Bisingen und Thanheim bestanden bis zur Reformation starke Beziehungen zu Engstlatt. 1435 hatten württembergische Untertanen von Engstlatt Besitz im benachbarten zollerischen und die Bisinger und Steinhofener waren ihrerseits auf der Engstlatte Markung begütert.

Im Lagerbuch ist so u. a. verzeichnet, daß der „Mayer von Engstlatt“ 2 Jauchert Äcker und je $\frac{1}{3}$ an zwei Hölzern (Wäldern) zu Steinhofen haben. Ebenso besitzt hier einer von „Burgfeld“ 4 Jauchert Äcker. Hans Rättich zu Balingen hat $3\frac{1}{2}$ J. Acker und $\frac{1}{2}$ Mannsmahd Wiesen, Anni Rättich zu Ebingen 1 J. Acker und 1 Mm. Wiesen. „Joß, ein Schmid“ zu Balingen, besitzt 1 Mm. Wiesen. „Conrat Kur von Balingen hat zu Tanhain (Thanheim) 1 holtz“ und Michel Hennis von Balingen „ain wislin zu Bisingen“ und „ain höltzlin“. „Der Keck von Balingen hat $\frac{1}{2}$ juchart ackers“.

„Hernach ständ geschriben die gült, die die von Bisingen und Stainhofen uß ihren gütern jährlich gebend uß der herrschaft zu Zolre anderschwa (anderswo) hin“: Conrat Herr gibt Conrat Bitern (1409 zu Balingen als Bürger aufgenommen) (Beuter) 6 Malter Vesen und Kernen und Haintz Hurninger 8 Malter und $\frac{1}{2}$ Viertel Eier (60 Stück), der Hayerin gibt er 6 Scheffel Vesen und 13 Viertel Haber (rund 300 Liter), 4 Bhl. Hofzins, 1 Schulter und 40 Eier. „Conrat Döner (Dehner) gibt dem Kloster Kirchberg 2 Malter Vesen und Haber“, der Häerin 6 Scheffel Korn, 13 Viertel Haber und 4 Bhl Hofzins. „Der Fecker und Hans Herb-

strit gend Sätzlin sunen (Söhnen) gen Balingen 6 Malter minder 1 schöffel“ (Sätzlin Schultheiß in Balingen) und Bentzen „Deners kind“ den Klausnerinnen $1\frac{1}{2}$ Malter Korn (Burgmeß, 1 M. ca. 268 Liter), 10 Bhl Wiesenzins, $\frac{1}{2}$ Viertel Eier und 3 Hühner.

Zu Tanhain (Thanheim) gibt der Eni dem Peter Scherlin zu Dürrwangen 12 Bhl aus einer Wiese und dem Kloster Alpirsbach 9 Bhl aus einem Lehen. Der Humel (Hummel) gibt in die Balingen Klause 6 Scheffel Dinkel und 3 Scheffel Haber und 1 Malter Korn dem Balingen Pfaffen Sätzlin und 3 Malter Vesen Hansen Löwen zu Balingen. Haintz Mem gibt dem Balingen Lugg Fuchs 8 Bhl. Der Pflum gibt dem Balingen Schultheiß 2 Malter Vesen Balingen Meß (1 M. rund 270 Liter). Die „Gretzingerinen“ von Balingen beziehen von Suter (Sauter) 1 Malter Korn und 6 Viertel Haber, von Ostertag 20 Viertel Vesen Hechinger Meß (1 M. rund 367 Liter) und 5 Viertel Haber Balingen Meß, von Spilahans 20 Viertel Vesen Hechinger Meß und 5 Viertel Haber Balingen Meß, von Burkart Remingshain $3\frac{1}{2}$ Malter Vesen Hechinger Meß und 1 Malter Haber Balingen Meß, von Conrat Schürherr 3 Scheffel Vesen und 6 Viertel Haber. Der Suter gibt auch an das Kloster Kirchberg 21 Viertel Vesen und Kernen und der Schürherr dem Kloster Alpirsbach 15 Bhl. Der Müller gibt dem Sunchinger 3 Pfund hl (Heller) aus der Mühle und 4 Hühner nach Rosenfeld aus einem Hölzlein, ebenfalls 4 Hühner gibt Schnürlin. Schwartzhans gibt nach Engstlatt 5 Bhl, Hans Dietrich dem Schuler zu Engstlatt 9 Bhl. Hans Kilmaier (Killmaier) gibt Haintzen Arnolds Kindern zu Balingen 3 Malter und 2 Viertel Vesen und 20 Viertel Haber, und Eberlin Byter 3 Malter und 2 Viertel Vesen und 20 Viertel Haber, den Herren von Burran (Beuren) 8 Bhl und 1 Huhn, dem Kloster Alpirsbach zweimal 4 Bhl und 2 Hühner und dem Kloster Kirchberg 11 Viertel Dinkel. Insgesamt wurden für Thanheim abgeschrieben: $9\frac{1}{2}$ Pfund 2 Heller, an Vesen 58 Malter, an Haber $10\frac{1}{2}$ Malter und 3 Viertel, 28 Hühner, $2\frac{1}{2}$ Viertel und 20 Eier (320 Stück).

Ausleute „gehörend gen Bisingen“: Zu Zillhausen Ketherlin Hohen (Hoch), Hanssen Möschen „wib und 8 kind“, zu Dürrwangen Irm Jänen, zu Pfeffingen Bentz Voltz, zu Ebingen Anna Rättichs, Hail Bälins und ihre Tochter, Hans Boller und seine zwei Brüder, Haintz von Bisingen und seiner Tochter mit Kind, Hans Rättich, Conrat Schurherre, zu Balingen Alla Vekkers (Fecker) und ihre „kind“, Hans Judlin und sein Weib und ihre Kinder, zu Dotternhausen Agnes Herbstritt und ihre Kinder, item (ebenso) zu Laufen Auberlin Plotzvaß Sohn und sein Bruder Aulber und „Ändlin sin swester zu Balingen“, ebenso Käterlin Rappen oder Bubenhofers, Heinrich Schwicklins Weib und zwei ihrer Söhne zu „Zimern im Löchlin“ (Zimmern u. d.

Burg), sowie Conrat Schuler, seine Mutter, seine Schwester, die den Schmid zu Geislingen hat, und seine Brüder zu Geislingen, zu Ostdorf „Dietzen Kellers wib Ketherlin“ und ihre Kinder, Jon Reminghains und ihre Kinder, Cunzen Vetzenbryen Tochter Älla zu Balingen und seine Tochter Jutta zu Dotternhausen.

Hans Eschinger zu Frumarn (Frommern) „ist mins herren“ und gibt jedes Jahr ein Pfund Pfeffer. Leibeigene sind Herbstrits Tochter zu Ostdorf, Ketherlin Mayer zu Steinhofen, Conrat Rapp zu Tagwingen (Täbingen), Älla Möschen zu „Anstmettingen“ (Onstmettingen). Bezeichnend ist, daß sich ein Teil der Ausleute in Städten niedergelassen hat (Balingen, Rottweil, Rottenburg usw.). Für Hechingen, das um 1400 durch einen schweren Brand stark beschädigt wurde, haben zweifellos die durch den Zollerngrafen gewährten Privilegien (Mon. Zollerana I Nr. 462) den Zustrom begünstigt.

Von den „armen lüt“ (Leute) zu Stetten bei Hechingen und zu Boll gibt Berner dem Conrat Bitern (s. oben) aus seinem Hof 10 Scheffel Vesen und Kernen, 16 Bhl, 2 Herbsthühner und dem Kloster Kirchberg 36 Bhl. Die Gebrüder Aubrecht und Bentz

der Schlicher geben 1 Malter Korn, 10 Viertel Hechinger Meß den Siechen zu Balingen aus einem Hof. Aubrecht Junten gibt 2 Scheffel Vesen, 2 Scheffel Haber Hechinger Meß dem Schultheiß zu Balingen aus Äckern und Wiesen und 7 1/2 Bhl. Burklin Talhein zahlt 15 B nach Kirchberg. Unter den zu Stetten und Boll gehörigen Ausleuten wird eine Barbara Hegellins angeführt, die zu Wessingen und Zimmern bei Bisingen gehören, Willi Nöpfer und Kinder zu Balingen, Ann Engelschalk und Hätzlin zu Ostdorf, Ketherlin Hohen, die den jungen Keller zu Ostdorf hat, Agnes Hohen „und ire kind zu Balingen“.

Zu den vielen Ausleuten zu Weilheim bei Hechingen gehören u. a. Künlins Tochter, die den Rävewin zu Engstlatt hat, Ändlin und Barbara Griffilin zu Balingen, Älla Breslins und ihre Tochter Älla zu Binsdorf. Conrat Bytern (Beuter) zu Balingen bezieht von Henslin Aulber zu Wessingen 2 Malter Korn, 1 Malter Haber, 5 Bhl, 1 Fastnachtshuhn und 2 Herbsthühner, Eberlin Bytern (1395 Schultheiß zu Balingen) von Hug Höpt 10 Bhl aus einer Wiese. Wiesenins bezieht hier auch Wolf von Bubenhofen 2 Pfund Heller von Röber (Rieber), 1 Pfund Heller von Oswald Böcklin, von Nöß 9 Bhl und 15 Bhl von „Hainrichs Hans“. Wolf von Bubenhofen besitzt ebenfalls in

Rangendingen ein größeres Gut, das aber anscheinend aufgeteilt wurde und an verschiedene Lehensleute ausgegeben war.

Den Abschluß des Lagerbuchs bilden die Weingefälle zu Fellbach, Cannstatt, Türkheim, Esslingen, sowie die Rechte des Schwarzwaldklosters St. Georgen in Owingen und Stetten bei Haigerloch. Das Kloster hatte schon 1132 in Owingen Besitz. In drei Teile aufgegliedert sind im Lagerbuch die gräflichen Gefälle in der Grafschaft, auf die aber hier nicht weiter eingegangen wurde. Im Vordergrund standen die in der Grafschaft Württemberg, also besonders um Balingen.

Allgemein stellt das Lagerbuch eine reiche Fundgrube für den Fachhistoriker wie auch für den heimatgeschichtlich interessierten Laien dar, so daß auf dieses wichtige Quellenwerk immer wieder zurückgegriffen werden muß, denn durch das Lagerbuch wird Material zur Verfügung gestellt, das einen Überblick über die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im 15. Jahrhundert in der Zollerngrafschaft und ihrer Nachbarschaft ermöglicht. Der Neudruck erleichtert seine Benützung durch ausführliche Register zu den Orts- und Flurnamen, den Personen und Begriffen ganz wesentlich.

Binsdorf und Schömberg

Die Grafschaft Hohenberg mit ihren Städten (in unserer Gegend: Schömberg, Binsdorf, Nusplingen und Ebingen), den Festen Kallenberg und Werenwag und weiteren Besitzungen wurde von Graf Rudolf III. von Hohenberg am 26. Oktober 1381 um 66 000 „schwere“ Goldgulden an Herzog Leopold von Österreich verkauft. Große Teile der Grafschaft waren aber als Pfandschaften in Händen anderer Herren, und Österreich konnte zunächst die Summe der Auslösungen nicht aufrufen. Ebingen wurde nie ausgelöst.

Erst nach dem Tode des Grafen Rudolf wurde 1389 die Grafschaft vollens österreichisches Eigentum, bis dann die schwer verschuldeten Herzöge Ernst und Friedrich im Jahre 1410 38 343 rheinische Gulden bei oberdeutschen Städten aufnahmen (Ulm, Reutlingen, Überlingen, Lindau, Ravensburg, Biberach, Gmünd, Aalen, Memmingen, Kempten, Buchhorn, Kaufbeuren, Pfulendorf, Isny, Wangen, Leutkirch, Bopfingen, Dinkelsbühl) und dafür Niederhohenberg samt Horb und den Städten Binsdorf und Schömberg verpfändeten. Das übrige Oberhohenberg (Spaichingen usw.) war von der reichsstädtischen Pfandschaft verschont geblieben. Erst 1454 wurde dann das Pfand gegen 100 000 Gulden an Herzog Albrecht von Österreich zurückgegeben. Albrechts Gemahlin Mechthild, Witwe des Grafen Ludwig von Württemberg, erhielt im selben Jahr die Grafschaft Hohenberg als Morgengabe zugewiesen. Ihre Herrschaft führte vorübergehend in Hohenberg eine Glanzzeit herauf mit einem Schimmer höfisch-ritterlichen Lebens.

Nach der Erwerbung der Grafschaft Hohenberg durch Österreich 1381 bedienten sich die österreichischen Herzöge zur Verwaltung der Herrschaft einer schon bestehenden Einrichtung. Die Städte Schömberg und Binsdorf wurden ursprünglich durch Schultheißen verwaltet. Für Schömberg wird nachweislich seit 1269 ein Schultheiß erwähnt, der zunächst adeliger, seit dem 14. Jahrhundert bürgerlicher Herkunft war. In Binsdorf werden ein Schultheiß und ein Büttel 1376 erwähnt. Diese Schultheißen waren dem Landschreiber zu Rottenburg zu bestimmten Dienstleistungen im Auftrag der Herrschaft verbunden.

Im Dienste der reichsstädtischen Pfand-

herren der Herrschaft Hohenberg wurden die Jahresrechnungen des Landschreibers aufgestellt, die für die Zeit von 1410 bis 1449/50 im Landesregierungsarchiv Innsbruck aufbewahrt sind und von K. O. Müller veröffentlicht wurden. Für unsere beiden Städte sind u. a. die Einkünfte und Ausgaben verzeichnet, wobei die Ausgaben im Gegensatz zu den Einnahmen ein weniger einheitliches Bild ergeben, da sich deutlich Unterschiede in kriegerischen und friedlichen Zeiten oder auch nach Naturereignissen zeigen.

Die ununterbrochene Reihe der Rechnungen von 1425 bis 1450 und die genaue Angabe der Ernteergebnisse an Getreide in den einzelnen Jahren bieten die Möglichkeit, gute und schlechte Jahre festzustellen. So waren die Jahre 1428, 1431, 1443 und 1446 Jahre mit guten Getreideernten, während die Jahre 1434 und 1437 sehr schlecht waren.

Eine wichtige Rolle spielten in den unruhigen Zeiten der Jahre 1438 und den folgenden die Ausgaben für Botenlöhne der Söldner und eigenen Knechte, die in die Umgegend und sogar bis Straßberg, Schaffhausen und Ulm gesandt wurden. Ihre Löhne richteten sich nach der Entfernung oder auch nach dem längeren Aufenthalt am Zielort. Der Botenlohn von Rottenburg nach Haigerloch oder umgekehrt betrug 3 B (Schilling), nach Binsdorf und Schömberg 5 B, 12–15 B nach Ulm. Im Jahr 1441 wurde für bestellte Fußknechte, die zu Binsdorf lagen, eine Summe von 144 lb. 18 B h (Pfund und Schilling Heller) für die Zeit vom 26. März bis 4. Mai ausgegeben, einem am Tag 6 B für Lohn und „Ätzung“, so auch für 4 Schützen pro Mann am Tag für Speis und Lohn ebenfalls 6 B.

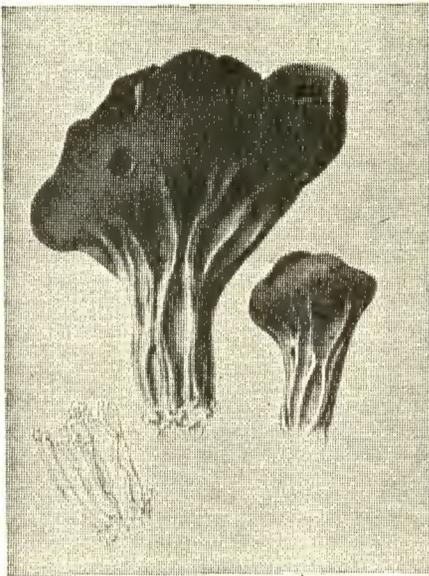
(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“



Hochgerippter Becherling

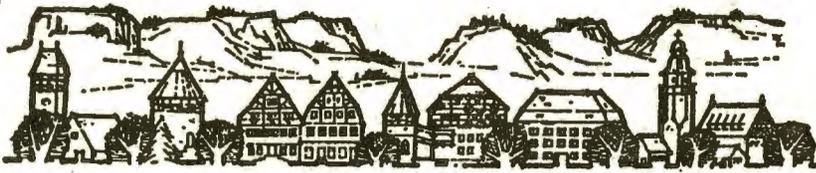
(Acetabula vulgaris)

Schon an warmen Februartagen findet man auf nährstoffreichem Waldboden die Becherlinge, etwa diesen „Hochgerippten Becherling“, der im Stiel kräftig, fingerartig gerippt, zunächst aber kugelig sich zeigt. Dann öffnet sich das Köpfchen zu einem Becher, der im Durchmesser bis zu 6 cm weit werden kann. Die Innenseite, die in winzigen Schläuchen die Sporen bildet, ist olivbraun. Außen sind sie blasser und tragen einen flaumigen Reif. Für Speisewecke ist dieser Becherling nur nach Abbrühen verwendbar. Man kann sich aber auch so an der Vielfalt der Naturgeschöpfe erfreuen und braucht sie nicht nur unter dem Aspekt „eßbar“ zu betrachten. Ein ganz besonders schöner Becherling ist der zinnroter Kelchbecherling (*Sarcoscypha coccinea*), der schon nach der Schneeschmelze auf faulenden Zweigen erscheint. Leuchtend rot schaut seine Innenseite aus dem modernen Laub hervor, während er außen eine milchig-beige Farbe hat. Diese Becherlinge gehören, z. B. mit dem bekannteren Hasenohr (*Otidea Leporina*), zu den „Riesen“ ihrer Gattung, während die meisten Becherlinge zwerghaft klein sind und nur wenige Millimeter messen.

Kurt Wedler

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 26

31. März 1979

Nr. 3

Ebinger wollten die Talganggemeinden kaufen

von Dr. Walter Stettner

Im Stadtarchiv Albstadt findet sich unter der Reg.-Nr. 010.03 ein Doppelblatt vergilbtes Papier, auf dem protokollarisch das Ergebnis eines „Durchgangs“ des Magistrats (oder Gerichts) und der Vierer festgehalten ist. Bei einem Durchgang wurden alle Geladenen einzeln um ihre Meinung befragt. Zunächst der Text (mit heutiger Zeichensetzung) und einige Erläuterungen.

Actum (Geschehen) den 8ten Febr. 1764 Durchgang unser Magistrats und Vierer wegen allhiesiger privilegien und Erkaufung der Bahlinger Amtsflecken im Thalgang zu Ebingen.

1. Herr Bürgermeister Krimmel: Ist der Meinung, man soll 2 deßwegen hinunter deputieren 1. daß man trachten solle, daß die pia corpora und Verfaßung wie bißher möchten erhalten und gem(eine) Stadt bey ihren Privilegiis möchte manutentiert werden. Zu dem Ende sollte man, auch um eher darzu zu gelangen; 2. die Balingische Amtsflecken suchen zu erkauffen.

2. Herr Bürgermeister Armbruster: Die Bürgermeister Rechnung und deren piorum corpum Rechte auf dem Fuß wie bißhero suchen zu erhalten. Inngl.(eichen) auch die übrige Immunitäten, ferners, desto eher darzu zu gelangen, gebe er seine Stimme zu Erkaufung der Flecken.

3. Herr Landenberger, Zoller: Ist auch der Meinung.

4. Herr Rieber: Ebenfalls.

5. Herr Landenberger, Zeugmacher: Die Privilegia suchen zu erhalten, und wenn es je anderst nit seyn könne, die Flecken suchen darzu zu erkaufen.

6. Herr Kauffmann: Die pia corpora und andere Privilegia suchen zu erhalten wolle er nicht abseyn (= dagegen sein), und wenn es auf ein don gratuit (= Gratisgabe) ankäme, so man Serenissimo (= dem Herzog) anrbieten; Flecken zu erkaufen, darzu verstehe er sich nicht.

7. Herr Reinhold: Die Privilegia und allerhand Immunitäten suchen zu erhalten und mit diesem die Flecken erkaufen.

8. Herr Stierle: Man solle auf den Becken warten, was er bringen werde, vorhero aber könne er sich zu nichts entschließen, wolle helffen, wo zu helffen ist.

9. Herr Krimmel: Man solle auf den H. Becken warten, was derselbe von Stuttgart bringen werde, jedoch meldet derselbe, wenn es möglich wäre, die Privilegia zu erhalten und zugleich die Flecken zu erkauffen, wann es nehmlich angehen könnte, deßwegen es um einer Anfrage zu thun, wolte er es auf obstehende Condition mit einem don gratuit nicht hindern.

10. Herr Fues: Die alte Recht und Gerechtigkeiten suchen zu erhalten und Unkosten anzuwenden, wolle er nicht entgegen sein. Flecken aber zu erkauffen, könne er nicht für gut ansehen, weilen zu befürchten, man vergebe durch den Erkauf derselben eher gem.(einer) Stadt Privilegia,

als daß man dardurch solche zu erhalten suche.

11. und 12. Vierer Johann Martin Krimmel und Johannes Spannagel: geben ihr Votum dahin, man solle warten, bis der H. Deputierte Beck anheim komme, der sodann auch Nachricht bringen werde; alsdann sollte man sich nicht säumen, die hiesige Recht und Gerechtigkeiten suchen zu erhalten.

Soweit der Text der Urkunde. Ihren Sinn zu erfassen, ist deshalb nicht ganz leicht, weil wir jedenfalls in Ebingen keine weiteren Nachrichten zu der Sache haben; die Gerichtsprotokolle, die gewiß darüber Aufschluß gegeben hätten, sind für jene Jahre zwischen 1820 und 1856 verlorengegangen. Zunächst zum Verfahren: Die Mitglieder des Magistrats geben also einzeln ihre Meinung kund, ebenso zwei der Vierer. Der Oberamtmann (so sein Titel seit 1759) wird nicht erwähnt, offenbar war er bei der Beratung nicht zugegen. Die Stadt hatte schon lange zwei Bürgermeister, der eine war der amtstragende, der andere der Stadtrechner. Hier sind die Rollen klar: Herr Krimmel ist der leitende Bürgermeister, Herr Armbruster, der zuerst an die Bürgermeisterrrechnung denkt, entspricht dem heutigen Stadtpfleger oder Stadtkämmerer. Es ist anzunehmen, daß sich die beiden Bürgermeister vor dem Durchgang über ihre Pläne abgesprochen haben. Ihr Votum war dann für eine Reihe von Magistratspersonen so etwas wie eine Richtschnur. Aber es waren nicht lauter Jasager. Gerade die jüngeren Mitglieder (die Reihenfolge geschah nach der Anciennität, d. h. nach dem Dienstalter) wollten zum „Kauf“ der Talganggemeinden ihre Zustimmung versagen. Erstaunlich ist, daß fast alle einen klaren Standpunkt beziehen, nur der zweite Krimmel redet ein bißchen um den heißen Brei herum. Einige wollten Zeitgewinn und möchten die Rückkehr des Deputierten Beck abwarten, der in Stuttgart war. Wahrscheinlich hat er bei der Regierung vorgeschlagen, vielleicht auch beim engeren Ausschuß des Landtags (der Landtag selbst war nach jahrzehntelanger Pause 1763 erstmals wieder einberufen, aber nach wenigen Monaten wieder aufgelöst worden).

Hatten denn nun die Ebinger den Größenwahn, als sie im Jahr 1764 den „Kauf“ der Talganggemeinden ins Auge faßten, etwa so wie sie vier Jahrhunderte früher den Weiler Bitz von Schwenger von Lichtenstein gekauft hatten? Wir müssen doch den Text noch einmal prüfen. Anliegen aller ist es, die Rechte und Vorrechte oder Privilegien der Stadt zu wahren. Eine wichtige Rolle spielten dabei die pia corpora, die frommen Stiftungen, fünf an der Zahl: Spitalpflege, St. Martinspflege, Frauempflege (für die Frauenkapelle, jetzt Kapellkirche), Stefanspflege (für die einstige Kirche St. Stefan in Ehestetten) und Sichenpflege. Von ihnen waren die Spital- und die St. Martinspflege recht vermög-

lich. Alle Pflegen standen unter der Verwaltung der Stadt; sie waren zwar steuerfrei, wurden aber von der Stadt nicht bloß zu ihren sozialen Aufgaben, sondern auch zu den sonstigen Lasten und finanziellen Auflagen mit herangezogen. Das bedeutete für die Bürgerschaft eine Entlastung, denn die Anforderungen der Regierung und des Herzogs wurden der Stadt pauschal auferlegt; wie sie sie verteilte, blieb ihr überlassen.

Welche Gefahren konnten den Stiftungen von der Regierung drohen? Kaum eine „Verstaatlichung“, da wären die Ebinger vor den Wiener Reichshofrat oder das Reichskammergericht in Wetzlar gegangen und hätten, wenn auch vielleicht erst nach langen Jahren, Recht bekommen. Dagegen konnte der Herzog verlangen, daß die Stiftungen mit in die Steuer gezogen wurden, dann stieg der Steuerfuß der Stadt, d. h. sie hätte von der Gesamtsumme der zu verteilenden Lasten einen größeren Anteil tragen müssen.

Das Anliegen der Ebinger ging also dahin, die Stellung der pia corpora innerhalb der Stadt unverändert zu erhalten. Was aber hatte das mit dem Kauf der Talganggemeinden zu tun? In den Jahren des Siebenjährigen Kriegs, der 1763 endete, hatte Herzog Carl Eugen eine riesige Schuldenlast auf sich und sein Land geladen, teils durch ein prächtiges, ausschweifendes Leben, teils durch Haltung eines beträchtlichen Heeres, das nach dem Ende des Krieges jedenfalls nicht mehr in der bisherigen Höhe benötigt wurde. Der Herzog aber wollte diese Truppe, die für ihn mehr ein Machtinstrument im Innern als nach außen bedeutete, in ihrer bisherigen Stärke aufrechterhalten. Er brauchte dringend Geld. Dazu strich er Vergünstigungen und Privilegien, wo es möglich war, widersprachen sie doch ohnehin schon seinen gleichmacherischen absolutistischen Neigungen. Im Jahr 1763 berief er nach langen Jahren Pause wieder einen Landtag, aber der lehnte vorerst die Geldforderungen des Herzogs ab und wurde darum aufgelöst. Für ein don gratuit, ein Geldgeschenk, hielt er stets die Hand offen; er war sich nicht zu gut, sich kräftig schmieren zu lassen.

Seit dem Jahr 1762 plante die Regierung eine teilweise Umorganisation der Verwaltung durch Bildung von Unterämtern. Kleinere Ämter, so hoffte man, ließen sich leichter unter Druck setzen und gefügig machen. Und so dachte man in Stuttgart auch an die Bildung eines vergrößerten Amtes Ebingen, dem der Talgang und Winterlingen zugeschlagen werden sollten. Die Balingen aber griffen tief in die Tasche und bezahlten dem Herzog für die Erhaltung ihres Amtes im seitherigen Umfang die schöne Summe von 4710 Gulden.

Vor diesem Hintergrund ist nun leicht zu erkennen, was der Ebinger Magistrat im Jahr 1764 im Schild führte. Er wollte nicht die Talganggemeinden als Eigentum

kaufen, wie er einst Bitz gekauft hatte — niemand hätte sie ihm verkauft —; sondern es war ein Versuch, doch noch zu einem vergrößerten, einem wirklichen Amt Ebingen, das ja bisher nur aus der Stadt bestand und somit kein richtiges Amt war, zu gelangen. Der Versuch hätte sicher eine Menge Geld gekostet, mindestens so viel, wie die Balingen für die Abwendung des Planes bezahlt hatten, aber der Herzog hätte wohl dieses Geld als willkommenes don gratuit eingesteckt. Ein Amt mit der

Amtsstadt Ebingen, den Talganggemeinden und Winterlingen als Amtsorten hätte gewiß dem Stolz der Ebingen geschmeichelt, es hätte vielleicht auch das Gewicht der Stadt in Stuttgart vergrößert. Der Versuch ist gescheitert, und Ebingen verlor 1807, endgültig 1819 seinen Charakter als Amtstadt; die Vereinigung ist nun auf anderer Ebene vollzogen worden.

Als Literatur sehr zu empfehlen: W. Grube, Der Stuttgarter Landtag 1457—1957 (1957).

Über Herkunft und Heimat unserer Gartenblumen

Von Hans-Dieter Stoffler

Der Aufsatz beruht auf älteren Untersuchungen von Herrn Prof. Dr. Gerhard Schwenkel, dem ich für die Überlassung seiner Arbeiten dankbar bin.

Einleitung

Die ersten Anfänge des deutschen Gartenbaus liegen weit zurück. Der Gartenbau in Südwestdeutschland hat wohl im wesentlichen angefangen mit der Eroberung dieses Raumes durch die Römer. Erinnert wird in diesem Zusammenhang an die Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist bei Straßburg und an die Eroberung des Bodenseegebietes durch Drusus und Tiberius im Jahre 15 v. Chr. Ich zweifle nicht daran, daß die römische Kultur, die im 2. Jahrhundert n. Chr. im Südwestraum ihren Höhepunkt erreichte, auch schon den Gartenbau ins Land gebracht hat und daß die 800 in Württemberg nachgewiesenen Gutshöfe (villae rusticae) Gärten besaßen, deren Pflanzenbestand zum Teil aus dem Mittelmeergebiet stammte. Die Völkerwanderung hat sicher vieles wieder zerstört, und so waren es dann die Klöster, die sich vom 8. Jahrhundert an dem Gartenbau ganz besonders intensiv widmeten. Das bedeutendste Zeugnis früher Gartenkultur in Süddeutschland ist das Gedicht des Abtes Walafrid Strabo über den Gartenbau (Hortulus) und der Reichenauer Klosterplan in St. Gallen. In der Folgezeit war für das Mittelalter entscheidend, daß die Pflanzen der Gärten nicht nur schön waren, sondern auch vor allem nützlich und heilkräftig, wobei die Heilkraft letztlich religiös aufzufassen ist.

Rose

Schon Herodot (5. Jahrh. v. Chr.) spricht von Rosen mit 60 Blumenblättern und der Botaniker Theophrast (371—286 v. Chr.) unterscheidet 5-, 12-, 20- und 100blättrige Rosen. Rosen werden schon im Landgütererlaß Ludwigs des Frommen (Capitulare de villis Imperialibus) sowie im Gedicht über den Gartenbau von Walafrid Strabo vorrangig erwähnt. Später beschreibt Albertus Magnus (1193—1280), der wie Walafrid Strabo Schwabe war, 50—60blättrige Gartenrosen, von denen er rote und weiße aufführt. Es handelt sich in allen Fällen um Abarten und Bastarde der wild wachsenden Essigrose (Rosa gallica). Hierzu gehört auch die in Bauergärten des Schwarzwaldes heute noch heimische Rosa alba, ein gefüllter Bastard von Essigrose und Heckenrose. Zu den Abkömmlingen der Essigrose gehört die berühmte und vielbesungene Zentifolie. Während die Essigrose die Stammart unserer meisten älteren Landrosensorten ist, stammen die meisten jüngeren Gartenrosen von der asiatischen Rosa indica oder Rosa chinensis ab, die Ende des 17. Jahrhunderts zu uns kam.

Ein Besuch auf der Insel Mainau würde darüber belehren, daß die Frage der Ge-

schichte unserer modernen Rosensorten allein ein abendfüllendes Programm wäre.

Lilie

Weißer Lilien und rote Rosen sind seit den Zeiten der alten Römer (Plinius) über die Zeiten der karolingischen Renaissance und die Zeit der mittelalterlichen Tafelmalerei bis in unsere Zeit hinein gewissermaßen das Symbol des Schönen überhaupt. Die weiße Lilie stammt aus dem Orient. Im 15. und 16. Jahrhundert hat dann die Feuerlilie (Ilium bulbiferum) Aufnahme im deutschen Garten gefunden. Sie wächst in den Alpen und sehr selten auch auf deutschen Gebirgswiesen wild. Im Zollernalbkreis ist die schöne Pflanze heute noch in Bauergärten häufig anzutreffen. Von den Lilien wurden oft nicht genau die Schwertlilien unterschieden, die wie die weiße Lilie schon seit den ältesten Zeiten in deutschen Gärten gepflegt werden. Schon im Landgütererlaß Ludwigs des Frommen wird eine Schwertlilie unter dem Namen Gladiolus aufgeführt. Albertus Magnus beschreibt mehrere Schwertlilienarten unter der Bezeichnung Gladiolus, die Wasserschwertlilien und die deutsche Schwertlilie ist darunter (Veilchenwurzel!). Auch die gelbe und orange Taglilie, die aus dem Alpenraum stammt, wurde schon früh in Gärten gezogen und hat sich dort wegen ihrer großen Zählebigkeit gut gehalten. Man findet sie auch noch in dem schon vor hundert Jahren aufgegebenen und aufge-

forsteten Garten des Castellans der Burg Hohenzollern zusammen mit Immergrün, Welschem Vergißmeinnicht (Omphalodes verna) und dem großen Helmkraut (Scutellaria altissima) mitten im Fichtenwald.

Goldlack

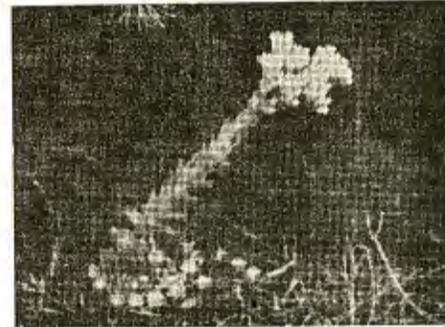
Schon bei Griechen und Römern war der Goldlack beliebt. Er ist in den wärmeren Mittelmeerländern heimisch. Bei uns wird er schon bei Albertus Magnus beschrieben. Im 16. Jahrhundert heißt er Viola lutea, d. h. Gelveiel, so wie der Goldlack heute noch in ländlichen Gegenden genannt wird. Bei uns überwintert er nur bei winterlicher Abdeckung und an geschützten Hausmauern.

Ringelblume

Die Ringelblume wird von Albertus Magnus Sonnenbraut genannt, weil sich ihre Blüten bei Sonnenuntergang schließen und bei Sonnenaufgang öffnen. Die Ringelblume, die auch von der heiligen Hildegard erwähnt wird, war früher Heilpflanze und zwar wurde sie ähnlich verwandt wie die Arnika, sie galt nämlich als entzündungshemmend. Diese Eigenschaft wurde inzwischen auch wissenschaftlich bestätigt.

Hauswurz

Sie wird bereits im Landgütererlaß erwähnt und zwar wird sie dort ausdrücklich angeordnet für jedes Dach, weil sie mit dem damaligen Namen Jupiterbart gewissermaßen als Blitzableiter zuständig war.



Sprossende Hauswurz (Sempervivum soboliferum) Foto: Scheerer

Die Spaichinger Pforte

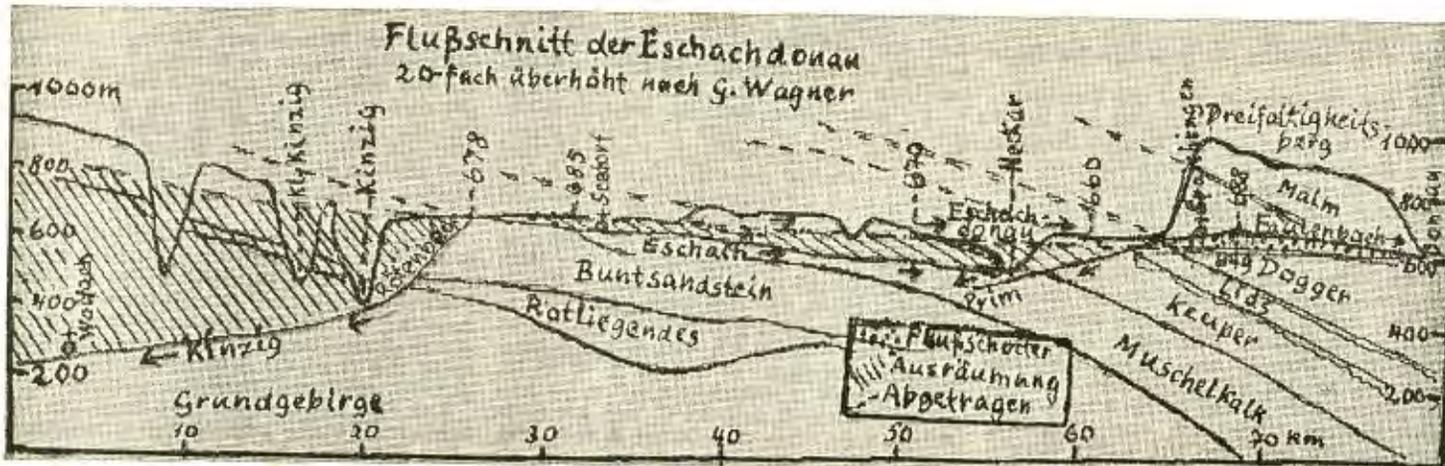
Von Fritz Scheerer

Der günstigste Übergang über die Südwestalb ist die Spaichinger Pforte. Bei Straße und Bahn merkt man den Übergang von der Neckar- und Donauseite kaum, da sich die Wasserscheide zwischen Prim und Faulenbach südlich Balgheim nur schwach abhebt (688 m). Steigen wir einmal auf den Dreifaltigkeitsberg (983 m) mit seinen vorgeschichtlichen Befestigungswällen und seiner Wallfahrtskirche hinauf, von der der Berg den heutigen Namen hat, so bietet sich uns ein prächtiger Rundblick.

Vom Dreifaltigkeitsberg, einem hervorragenden Standort, überblickt man den größten Teil der Südwestalb mit dem höchsten Berg der Alb, dem Lemberg (1015 m), und den weiten Hochflächen des Großen Heubergs im Osten, über Balgheim den Zundelberg, hinter dem einige Hegauberge auftauchen, über Spaichingen der staufenförmige Karpfen und der sargförmige Lupfen. Die Alpenfernsicht reicht von der Karwendelspitze bis zum Montblanc. Zwischen Dreifaltigkeitsberg und Zundelberg (954 m) hat sich in der über ein Kilometer breiten Talsohle Spaichingen mit Hofen und Balgheim mächtig ausgedehnt. Nach

Süden folgen im Tal weitere -heim-Orte (Dürbheim, Rietheim, Weilheim), und im Talschluß erscheint Wurmlingen überragt vom Konzenberg. Nach Nordwesten finden sich im Vorland -ingen-Orte (Trossingen, Aldingen, Denkingen, Frittlingen usw.) und etwas rechts über der Talspalte Rottweil mit seinen vielen Türmen. Überragt wird im Westen die ganze Gegend durch die Berge der Schwarzwaldkette. Auf beiden Seiten der Pforte ist durchweg altes Siedlungsland, durch das einst die Römer eine Straße anlegten.

Die Wasserscheide zwischen Prim und Faulenbach (Name!) in der breiten Talsohle ist vom Dreifaltigkeitsberg aus kaum zu erkennen. Der Faulenbach hat heute im Dürbheimer Ried mit seiner reichen Flora, dem einstigen Egelsee (673 m), seinen eigentlichen Ursprung und mündet nördlich Tuttlingen in die aus dem Albvorland (von westlich Spaichingen) kommende Elta, die in 642 m Meereshöhe in die Donau mündet. Auf seinem fast zwölf Kilometer langen Lauf haben seine Wasser nur ein Gefälle von rund 30 m. Vor Korrekturen war sein breites Wiesental zum Teil stark versumpft (Name „Rietheim“).



Im Osten des Dreifaltigkeitsbergs entspringt die Prim "823 „Primma“), deren Namen bis jetzt ungeklärt ist, in einer tiefen Kerbe, aus der das alte, fast wasserlose Tal einen mächtigen Schwemmfächer in das Haupttal bei Balgheim einbaute, auf dem das Bächlein hin- und herpendelte, bis es endlich (künstlich) dem Neckar zugeleitet wurde. Die Rückverlegung der Wasserscheide von Hofen um 3,5 km bis südlich Balgheim ist so „keine Eroberung“ der Prim durch rückschreitende Erosion, sondern ist durch die Aufschüttung des großen Schwemmfächers (s. unten) entstanden. Von Balgheim bis Neufra hat nun das Flößchen auf zwölf Kilometer ein Gefäll von 100 m, also dreimal mehr wie der Faulenbach. Die Prim konnte daher als junger Eroberer gegen den Faulenbach vordringen.

Vergleichen wir die Prim mit der Wellendinger Starzel, die bei Neufra in die Prim mündet und im Schichtenstreifen fließt, während die Prim entgegen dem Schichtenfall fließt, beide aber in denselben Gesteinen, so hat die Starzel von Schörzingen bis zu ihrer Mündung ein Gefäll von 124 m auf 10,8 km, also 11,5 %. Die Prim jedoch hat auf 10,6 km bis oberhalb der Starzelmündung nur 94 m Gefäll, also 8,9 Prozent und im Unterlauf zwischen Rottweil-Altstadt und Gölldorf auf 6,2 km nur noch 21,4 m Gefäll, also 3,4 % und stellenweise noch weniger, so daß der weite Wiesengrund teilweise versumpft ist. Am Bahndurchlaß fand man dort einen alten Rost, der wohl einst zur Verbesserung des Übergangs durch das Sumpfgelände gedient hat.

All diese kleinen Wasseradern, Prim und Faulenbach, können die große Pforte im Albkörper bei Spaichingen nicht geschaffen haben, denn Dreifaltigkeitsberg und Zundelberg liegen (von ihren höchsten Punkten aus gemessen) über 3 km auseinander. Um eine solche Pforte zu schaffen, gehören große Wassermassen. Es muß also die Flußgeschichte entscheidend mitgewirkt haben. Da viele alte Formen zerstört sind, müssen wir versuchen, etwa mit Hilfe von Flußschottern, Gefällskurven der alten Donauzuflüsse, der Geländeformen das alte Bild zu zeichnen, denn dem Geologen sind handfeste Beweise am liebsten. Anhand von alten Flußschottern kann ein einstiges Einzugsgebiet erfaßt und festgestellt werden, wie weit dieses mindestens nach Norden oder Nordwesten gereicht haben muß und welche Schichten der Fluß durchströmt hat. Dazu bietet gerade die Spaichinger Pforte ein schönes Beispiel.

Die Eschachdonau

Daß durch die Spaichinger Pforte früher ein größerer Fluß aus dem Schwarzwald der Donau zuströmen konnte, erkannte schon Quenstedt, denn auf der Kuppe des Hohenbergs bei Denkingen (697 m), am Eingang zur Spaichinger Pforte, liegen auf oberem Lias und unterstem Braunjura

Gerölle von Muschelkalk, Buntsandstein, auch Quarzgerölle, die unbedingt aus dem Schwarzwald stammen müssen. Die heutige Wasserscheide bei Balgheim mit 688,5 m liegt zwar 7 km entfernt, nur wenig tiefer, ist aber nachträglich aufgefüllt (s. unten), so daß die Verbindung mit der Donau keine Schwierigkeiten macht.

Schwieriger sind die Schotter von gerundetem Jura, auch Keuper, Muschelkalk, Hornsteine, Buntsandstein und etwas Granit auf der Fläche von unterstem Lias bei Aixheim und Aldingen in Höhen von 650–660 m einzuordnen, da sie für die heutige Wasserscheide zu tief liegen, auch für die heutige Mündung der Elta in die Donau bei Tuttingen (642 m, bei einer Entfernung von 18 km).

Doch heute ist die Frage eindeutig entschieden, denn zwei Bohrungen haben das Rätsel gelöst. Wasserbohrungen in der Pforte oberhalb Spaichingen erreichten unter Schottern von Jura, Keuper, Muschelkalk, Buntsandstein (darunter „Gaggele“), sogar von Granit und Gneis bei 649 m die alte Talsohle in anstehendem Braunjura. Die oberirdische heutige Wasserscheide (688 m NN) liegt 1,5 km südlich davon. Die Aufschüttung erreicht somit den ungewöhnlichen Wert von rund 40 m! Weitere Bohrungen im Faulenbachtal ergaben ebenfalls reichlich Wasser, drangen aber nicht bis zur alten Talsohle durch. Diese liegt an der Eltamündung tiefer als 634 m. Das Gefäll von Spaichingen bis zur Donau beträgt in der Sohle 12,3 m auf 11,6 km, also etwas über 1 ‰. Verlängert man die Kurve der Schottersohle nach Nordwesten, so streicht sie bei Hofen aus, wo die Aufschüttung endet. Auch die Abzweigung der Bodenseewasserversorgung bei Hofen hat die Schotter bei 656–658 m angeschnitten.

Nun passen auch die Schotter bei Aldingen und Aixheim in 656–660 m Höhe, die vor wenigen Jahren in Baugruben flächenhaft erschlossen wurden. Also auch hier ein durchgehendes Gefäll zur Donau von 1 ‰!

Verlängern wir unsere Gefällskurve weiter nach Norden bis in die Gegend westlich von Rottweil bei Oberrotenstein auf 665–677 m NN auf die zusammenhängenden Schotterfelder aus Muschelkalk und Buntsandstein. Sie liegen hier auf Gipskeuper und Lettenkohle. Durch Auflösung und Auslaugung von Gips kann eine nachträgliche Absenkung bis 15 m betragen.

Wandern wir weiter im Eschachtal aufwärts, so stoßen wir auf den Muschelkalkhöhen bei Seedorf zu den höchsten Ur-eschach-Schottern. Hier zwischen Seedorf und Winzeln/Fluorn findet sich noch eine alte, unberührte Donaulandschaft mit alten, schweren Verwitterungsböden, größeren Bohnerzorkommen (einstige Pochenmühle bei Fluorn!) und einem nahezu eingeebneten Muschelkalkstufenrand. Das Wellengebirge ist bis vier Kilometer, der mittlere Muschelkalk bis fünf Kilometer breit. Unmittelbar vor dem Steilabfall ins rheinische Kinzigtal, in das Bäche mit bis 100 ‰ Gefäll „hinabstürzen“ (Kirnbach, Röttenbach usw.), liegt eine alte Talpforte bei 680 m NN in Oberem Buntsandstein („Schwanenmoos“ bei Röttenberg), durch die einst große Gebiete des heutigen oberen Kinzigtales entwässert wurden. Wahrscheinlich hat das ganze Kinziggebiet bis nach Hausach und bis zum Kniebis einst zur Eschachdonau gehört, so daß wir auf ein Einzugsgebiet von etwa 1400 qkm kommen. All diese Wasser flossen durch die Spaichinger Pforte und schufen das breite weite Tor zur Donau.

Noch heute übertrifft die Eschach den Neckar nicht nur an Länge, Breite, Wassermenge (an der Mündung in den Neckar dreimal größer), an Einzugsgebiet, Talweite, sondern auch an Schotterführung und vor allem an Alter. Sie ist einer der ältesten Flüsse unseres Stufenlandes. Ihr Lauf ist voller Probleme, auf die hier einzugehen zu weit führen würde (s. auch Heimatk. Blätter Oktober 1966 und Okt. 1971).

(Schluß folgt)

Binsdorf und Schömberg

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Die Zeit der Pfandschaft über die Herrschaft Hohenberg war nicht ruhig. Graf Eitel Fritz von Zollern rüstete 1410 gegen Hohenberg, nachdem „Gesellen“ von ihm zu Rottenburg gefangen gehalten wurden. Binsdorf und Schömberg wurden „zur Versorgung der Schloße“ (zu Rottenburg) aufgefordert. Auch mit Graf Hermann von Sulz, der vermutlich noch Ansprüche auf Abfindung für das Heiratsgut seiner Frau (Margarete von Hohenberg) stellte, bestanden Feindseligkeiten. Er nahm im Jahr 1414 Untertanen in Schömberg ihre Rosse

weg. Bei alledem ist erstaunlich, wie das Botenwesen und die rasche Nachrichtenübermittlung ausgebaut waren. So heißt es z. B. 1412 von Binsdorf „Ainem boten gen Schönberg in dem kriege 2 ß 6 h“ oder von Schömberg „Ainem boten gen Horwe (Horb) sy vor graf Herman (von Sulz) zu warnen 5 ßh“, ebenso „der die von Binsdorf vor graf Herman warnet 2 ß h“, oder 1414: „Der schulthaß, als er und sin gesellen gen Waldkirch gefangen waren, verzarten (verzehrten) 1 lb.h (Pfund Heller). Die Rechnungen sind bis 1423 durchweg in der

Pfundwährung gestellt und zwar 1 Pfund (lb.) = 20 Schilling (ß) = 240 Haller (Heller).

In den Steuerlisten sind die Steuereinnahmen verzeichnet. Dabei ist die Herrschaft Hohenberg in die Bezirke Rottenburg-Horb, das Amt Haigerloch und das Amt „Auf der Scherr“ (= Oberhohenberg) eingeteilt. Die Steuerkraft der Dörfer um Rottenburg und Horb beträgt das Dreifache gegenüber denen auf der Scherr. Unter den Haigerlocher Dörfern zählt Gruorn (Gruol) die höchste Steuer (1385 = 80 lb.). Recht wohlhabend in Schömberg müssen Familien Schmuck, Kräutlein, Kannstatt, Wuhrer und andere gewesen sein, die damals die gehobene Schicht, die „Ehrbarkeit“, bildeten. So konnte 1428 „Der Krütlin (Kräutlein) von Schömberg und Hainrich Bum von Hohenberg (Städtlein), Canstat und der Helgraff von Schömberg und Schwartzhaus von Schörtzingen 29 am. (Ohm) Wein zu je 32 ß in Rottenburg kaufen. 1 Ohm war 108,75 Liter. „Schmuck, Scherrer und des schultheissen von Schömberg bruder, Kanstat von Schömberg, Krütlin sun“ kauften 1426 etwas weniger Wein, während „die closnerin (nen) (Klausnerinnen) von Gruorn, der schultheiss von Gruorn 4 fud. 3 1/2 am. (1 Fuder = 10 Ohm) sich leisten konnten.

Unter den „Fräfl“ (Freveln), d. h. der Geldstrafen für kleinere Vergehen oder Übertretungen (ohne Angabe des Grundes) werden öfter die Canstat genannt. Zu solchen Strafen, die in der Regel nicht über 2 Gulden betragen, wurden 1438 zu Schömberg verurteilt: „Claus Neff 1 lb., Hainrich maiger 1 lb., Kanstat 1 lb., der jung Helgraff 2 lb., 10 ß, Dieterlin Ott 2 lb. 10 ß, Haintzlin und sin wip (Weib) 3 lb., Cunrat Runss 30 ß, Berthold Runst 30 ß, der Aulber 1 lb. 8 ß“. Außer den schon angeführten Personen werden in Schömberg für die Zeit von 1381—1450, als das Städtchen rund 500 Einwohner zählte, u. a. folgende genannt: Wern Albrecht, Peter Baumgart, Buk Bernhart, Gret Peters, Conrad Bung, Wern Butz, Ulrich Fry (Frei), Katharine Linder, Hans Walther, Hans Wagner, Benz und Haintz Zeller, Ziegler, Hans Sallinger, Müller, Gret Heß, Metzger.

Vor 1438 muß das Städtchen Binsdorf, das um jene Zeit etwa 250 Einwohner zählte, eine Plünderung durch die Herren von Geroldseck bei Sulz erlitten haben. An Personen werden u. a. genannt: Agnes Beck, Heinz-Kaiser, Cunrat Keck, Uli Keller, Benz Fink, Hans Fischer, Haintz und Steffan Schwab, Jakob Weber, Cunrat und Cuntz App, Andriß, Hätzel (Hetz), Peter Zucker. An Handwerkern werden hier erwähnt: Bader, Schuhmacher und Zimmerleute, in Schömberg: Maurer, Wagner, Scherrer (Bader, Chirurg).

Die Ausgaben des Schultheißen von Binsdorf betragen 1443: 3 ß, „als ich zu Rottenburg wegen der Jäck. 4 ß 6 h verzehrt, als ich dem Landschreiber das Geld brachte. 3 ß 6 h verzehrt, als ich zu Rottenburg war der Klausnerinnen wegen, nachdem sie unsere Bürgerinnen sind. 3 beh. (Böhmische Grösch) habe ich 3 Boten gegeben gen Schömberg, 2 beh. einem Boten gen Horw, als ich da warnte, als der Zug (Kriegszug) gen Sulz kam.“ 1 lb. 6 ß habe ich den Zimmerleuten als Lohn gegeben für elf Tage, als sie die „bärn“ (Futterkrippen) und Futterraffen bauten, 1 lb. 2 ß für dieselben zu ätzen und 10 ß für 12 Maß Wein (1 M. = 1,51 Liter), 5 ß für 4 Dielen“.

Der Schultheiß von Schömberg hat 1442/43 ausgegeben: „12 ß verzehrte ich zu Rottenburg, 7 ß 6 h verzehrte ich, als mich der Hauptmann schickte wegen des Grabens. 6 ß einem Boten nach Rottenburg, als Ulrich von Lichtenstein dem Hauptmann schrieb, daß die von Balingen zu Werner Schenk hielten. 7 ß verzehrte ich, weil ich wegen Schmuck zu Rottenburg war. 2 ß

einem Boten gen Rottweil mit einem Brief, den mir der Hauptmann schickte. 5 lb. verbaut an der Mühle. 1 fl. für das Vogtmahl an Weihnachten. Summe 8 lb. und 7 ßh (durchweg heutige Schreibweise). Zwischen 1411 und 1425 wurden in Binsdorf eine Badestube beim Pfarrhof und eine Ziegelhütte beim Heimgarten eingerichtet. Auch Schömberg besaß öffentliche Gebäude, von denen es 1412 unter den Einnahmen heißt: „30 lb. h. von der stür (Steuer). 8 lb. von der Mülli. Von dem Heuzehnten 2 1/2 lb. ze Hofstatt zins 4 1/2 lb. Von den höfen 12 Malt. korns, daz ist geben ie (je) malt (1 Malter etwa 181 Liter) umb 17 ßh = 10 lb. 4 ß. Von dem zehenden (Zehnten) 44 malt. ze (je) 17 ß = 38 lb. Von fräflinan (Freveln) und vellen (= Abgaben beim Todesfall) 55 ß. Von der badstuben 4 lb. Von den höfen 4 lb.“ 1451 wurde die „ziegelhütte verbrant, darabe (davon) die herschaft 15 ß gehabt habe“, dann auch „ain müll ze Schömberg verbrant, darabe die herschaft von Osterreich 8 lb. geltz habe“.

1437/38 wurden an Zehnten zu Schömberg eingenommen: Korn 17 Malter, Gerste 15 Viertel (1 Malter = 12 Viertel), Haber 11 1/2 Mitr. Von den Maierhöfen 6 Mitr. Korn und 6 Mitr. Haber. Je nach Ernteergebnissen war der Getreidepreis verschieden. Das Preisverhältnis war 2 Mitr. Vesen (= gegerbter Dinkel) für 1 Mitr. Roggen. 1411/12 ist zu Binsdorf dem Herrn „72 Mitr. Korn, 6 1/2 Mitr. Haber. 23 1/2 lb. ze stür“. 1432 hat dort „ain er von Balingen 51 Mitr. Vesen gekauft“.

Das Hauptrecht, die Abgaben beim Tod eines Leibeigenen oder Grundholden, ist 1433 in Schömberg: „Von der müllin 8 lb. hoptrecht, von dem Worer (Wuhrer) 4 g. (Gulden), Gret Jösin 4 g“, oder ebenso 1436: Peter Zucker 4 g., Hans Rall 10 ß, 1438 für „Benz Bertzum (Bertsch) 2 lb., Ellin Zellers (wip) 1 lb., Hansen Mockers wip 1 lb., der Agnest 1 lb.“ und von Binsdorf: „der alt Tanhuser 1 guld.“ 1438 „der nünlin 1 g., die Kaiserin 2 g., Benz Fink und sin wip 1 g., Haintz Boller 2 lb.“ oder 1442 „Wern Lew 3 g., Wern maiger 1 g., Benz Rocknstal 1 g., Endlin Köln 1/2 g.“ Je nach Vermögenslage war also die Abgabe verschieden. Bei 100 fl. (Gulden) Vermögen forderte man bei Männern 1 fl., ungefähr 1,4 %, bei Frauen 1 lb. hlr. Bei Wegzug und Verheiratung mußten die Eigenleute die Genehmigung ihrer Herren einholen.

Auf dem Gebiet des Strafrechts sind für Binsdorf und Schömberg im Gegensatz zu Niederhohenberg nur wenige Aufzeichnungen vorhanden. In letzteren Orten zeichnen sich abschreckende Bilder der grausamen Strafen gegen Verbrecher ab. Der öfter genannte Nachrichter (= Henker) erhält hier 2 lb., wenn er einem Meineidigen die Zunge ausschnitt oder als er einem Müllerknecht die Ohren abschnitt. 1421/22: „2 lb. h. zertzart (verzehrt) der schultheiß und der hauptman, als man den Göwman hinricht zu Binsdorf“. Die beiden Städte waren im Besitz der niederen Gerichtsbarkeit. In Schömberg wohnte zeitweise auch ein Scharfrichter.

Neben dem Schultheißen, der das Gericht leitete, standen in den Städten Bürgermeister. Das Schömberger Gericht wird 1331, das von Binsdorf 1393 erwähnt. Es bestand aus je 12 Richtern, die aus dem Rat stammten. Die Bürgermeister hatten die Aufsicht über Vermögen, Einkünfte und Ausgaben der Stadt, sie sind sozusagen städtische Rechnungsbeamte. Es gab eine Reihe herrschaftlicher und städtischer Bediensteter (Torwarte, Hirten, Untergänger usw.). In der Rechnung des Hauptmanns Jörg von Neuneck ist u. a. aufgeführt: „Dez ersten hab ich verzehrt 2 lb. minder 6 h. Zu Haigerloch . . . 4 ß umb 2 mal für den Büttel zu Binsdorf, alz ich uff den Ostertag zu Binsdorf waz (war) und die naht waht (Nachtwache) torhüter und anders be-

stalt“ . . . 15 beh. verzart ich zu Balingen, alz ich mit Hansen von Tirberg taget von dez maigers wegen zu Binsdorf“. Ausgaben für den Büttel zu Schömberg 1411/12: „Dem gepüttel umb zwen stifel als gewöhnlich ist von der herschaft ze geben 16 ß h. Ebenso: „Her Nyclus Murer (Schreiber) und die mit im der waren, alz sy den zehenden wolten verkofft haben, verzarten 15 ß h“.

Die Markung der im 13. Jahrhundert gegründeten Stadt Schömberg mußte schon frühe eine größere Fläche (heute ohne Schörtzingen 1492 ha) umfaßt haben. Gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts wurde dann die Stadtmarkung um fast die ganze Markung des oberhalb Schömbergs im Schlichemtal gelegenen Holzheim vergrößert.

Von den Lehengütern war Ende des 14. Jahrhunderts der größere Teil österreichisches Eigentum. Mannlehen, die etwa 50 Jauchert (1 J. etwa 1 1/2 Morgen) Äcker, Wiesen, ein Haus, eine Mühle, Gärten und auch Zehnten umfaßten, waren in kleineren Teilen an Bürger verliehen. Die Lehenbücher aus der Zeit von 1380—1445 verzeichnen die vielen Anteile der Bürger, u. a.: „Cöntzlin der Tod von Schömberg hat ain wyss (Wiese) . . . und ain acker. Benz Kreutel . . . hat ain mansmat wysen. Berchtolt Jöslin . . . ain juch(ert) acker), Wernlin der jung Wurer . . . hat ain acker

. . . ist ain halb juchart. Henslin Arnolt . . . hat ain acker lit an dem borbühel (Palmbühl), des sind juchart 4“ usw. Dabei werden rund 40 Flurnamen genannt, die heute noch teilweise gebräuchlich sind (s. Heimatk. Blätter Okt. 1973). Auch die Markung Binsdorf ist erst im späten Mittelalter entstanden (heute 1203 ha), indem Flurstücke der Siedlungen Ammelhausen, Berkheim, Bubenhofen, die abgegangen sind, hinzukamen. Der Fronhof war österreichisches Lehen und umfaßte insgesamt 12 Lehen. „Rudolf von Hohenberg hat 1383 Cunraten von Bubenhofen gelihen ain haus zu Binsdorf, leit an dem kilchhof und ain bomgarten zu Bubenhofen, stößt an der closnerinnen (Klausnerinnen) prügel (Brühl) und ain holtz (Wald), lit im Wiler-tal, und ain holtz, haisset Fornhald, und ain holtz, haisset Zuckenfurt, und ains, haisset Tanstaig“.

Das Vermögen der Städte bestand hauptsächlich aus den Allmenden, Weiden und Wäldern, über die aber Größenangaben fehlen. Schömberg erwarb schon 1331 eine Allmend am Palmbühl, die ursprünglich auf Gemarkung Holzheim abg. im Schlichemtal oberhalb der Mühle) gelegen war. Der Binsdorfer Stadtwald wird erstmals 1393 erwähnt. Der Ertrag des seit 1426 erwähnten Umgeldes vom Wein und Bier (Abgabe von Wein und Bier) wurde zwischen Stadtgemeinde und Herrschaft geteilt.

Die Monumenta Hohenbergica von Ludwig Schmid enthält nur 20 % der Urkunden die K. O. Müller für die Zeit von 1381—1454 für die Grafschaft Hohenberg nachweisen konnte, von denen hier nur ein Teil, soweit sie die beiden Städte Binsdorf und Schömberg betreffen, in den unruhigen Zeiten der reichsstädtischen Pfandschaft berücksichtigt sind. Die angeführten Beispiele uns aber einigermaßen ein Bild und Aufschlüsse geben über die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unserer hohenbergischen Städte im 15. Jahrhundert. Die erhaltenen Rechnungen gehören zu den ältesten in Württemberg.

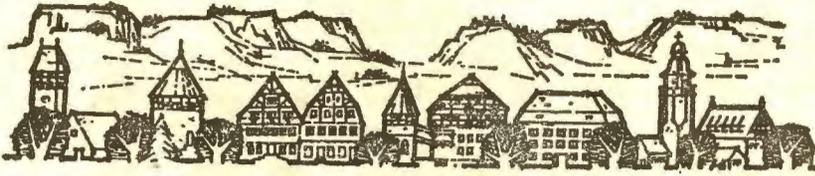
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 26

30. April 1979

Nr. 4

Gottlieb Rau und die Revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848

Von Dr. Paul Sauer

Leiter des Hauptstaatsarchives Stuttgart

Zu den entschiedensten Vorkämpfern für eine demokratische Republik gehörte in Württemberg während der Revolution von 1848/49 der Gaildorfer Glasfabrikant Gottlieb Rau. Auch wenn er nicht wie in Baden Friedrich Hecker oder Gustav von Struve zu einer populären, ja legendären, in der Erinnerung des Volkes fortlebende Gestalt geworden ist, so hat er doch durch sein rückhaltloses kämpferisches Eintreten für eine grundlegende Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland zeitweise über eine beträchtliche Anhängerschaft und über einen bedeutenden Einfluß verfügt. Andererseits haben die konservativen bis hin zu den liberal-gemäßigten Kreisen in ihm den Prototyp des den gewaltsamen staatlichen Umsturz anstrebenden republikanischen Agitators und Volksverführers gesehen. Wer war Gottlieb Rau in Wirklichkeit und welche Rolle hat er 1848 gespielt? Auf diese beiden Fragen wollen wir im Folgenden eine Antwort zu geben versuchen.

1. Herkunft, Jugend und beruflicher Werdegang

Gottlieb Rau wurde am 15. Januar 1816 in Dürrwangen als Sohn des Bauern Johann Ludwig Rau und dessen Ehefrau Anna Maria geb. März geboren. Über seine Kindheit und Jugend wissen wir sehr wenig. Ohne Zweifel hat ihn die ländliche Umgebung, in der er aufwuchs, geprägt. Insbesondere ist es wohl das Lebens- und Weltbild des Pietismus gewesen, das er damals in sich aufgenommen hat und das für sein späteres Denken und Handeln richtungsweisend gewesen ist. Die Ideen des Separatisten Johann Georg Rapp aus Iptingen, Enzkreis, der nach Nordamerika ausgewandert und dort ein eigentümliches christlich-kommunistisches Gemeinwesen gründete, und der separatistischen Bewegung in Rottenacker, Alb-Donau-Kreis, hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Dürrwangen Eingang gefunden. Vieles spricht dafür, daß auch der junge Gottlieb Rau von ihnen erfaßt worden ist, so das christliche Sendungsbewußtsein, das ihn auszeichnete, seine ablehnende Haltung gegenüber dem fürstlichen Gottesgnadentum, gegenüber der Monarchie überhaupt, sein kompromißloses Eintreten für die unbeschränkte Volkssouveränität und damit für die demokratische Republik. Allerdings die kommunistischen Vorstellungen eines Teils der württembergischen Separatisten machte er sich nicht zu eigen. Das Privateigentum war ihm stets „heilig“. Dies schloß nicht aus, daß er aus Besitz und Eigentum, namentlich gegenüber den Unterprivilegierten des vierten Standes, soziale Verpflichtungen ableitete. Seine schulische Ausbildung erhielt er in Dürrwangen und in Balingen. Wahrscheinlich war es die Lateinschule der Oberamtsstadt, die er im Anschluß an die Dürrwanger Grundschule besuchte und die ihm manche für seine

spätere politische Tätigkeit wichtige Kenntnisse vermittelte. Nach seiner Schulzeit bildete er sich wohl durch Selbstunterricht weiter und erwarb sich auf geschichtlichem, volkswirtschaftlichem und theologischem Gebiet einen gewissen Wissensfundus. Bei H. G. Wolber in Balingen absolvierte er eine Kaufmannslehre. Danach war er bei Kreß in Heilbronn und bei Aichelin in Stuttgart beschäftigt. Sein Lehrherr Wolber stellte ihm noch viele Jahre nach Abschluß seiner Berufsausbildung in Balingen das beste Zeugnis aus. Er habe ihn, so erklärte Wolber im Februar 1851 in einer im „Schwarzwälder Boten“ veröffentlichten Zuschrift, wegen seiner Rechtschaffenheit als Familienmitglied behandelt. Auch seine Arbeitgeber in Heilbronn und Stuttgart schätzten seine berufliche Tüchtigkeit wie seine menschlichen Qualitäten hoch ein. Als Reisender für die Stuttgarter Firma Aichelin lernte er in Großerlach, Rems-Murr-Kreis, die Witwe des Glasfabrikanten Wenzel, Katharine Heinrike geb. Wied, kennen und heiratete sie im Jahr 1839. Katharine Heinrike starb bereits am 4. April 1840 an einer „unverschuldeten Vergiftung“. Sie hinterließ ihm ein Kind, das aber gleichfalls bald vom Tod hinweggerafft wurde. Rau, von seiner Frau her im Besitz eines nicht unansehnlichen Vermögens, gab seine Beteiligung an der Großerlacher Glasfabrik auf, kaufte 1843 zusammen mit dem Fürstlich Löwensteinischen Gefälleinbringer und Akziser Mändlen von Sulzbach an der Murr die frühere Wasserheilanstalt, die Wirtschaft und Brauerei „Zur Schwane“ in Gaildorf und richtete in dieser eine Glasfabrik ein. Arbeiter holten sich die beiden Unternehmer aus Böhmen, Mändlen, mit den ihm zu großzügig erscheinenden Plänen Raus unzufrieden, zog sich gegen eine finanzielle Entschädigung schon bald aus der Fabrik zurück. Auch Ludwig Merker aus Heilbronn, der als neuer Teil-

haber gewonnen werden konnte, machte nur kurze Zeit mit. Von 1845 an betrieb Gottlieb Rau das Unternehmen allein. Wie anfänglich unterhielt er neben der Glasfabrik jetzt wieder eine Bierwirtschaft.

Am 4. Juni 1844 verheiratete sich Rau in Winterbach, Rems-Murr-Kreis, mit Christiane geb. Eckstein (geb. am 12. Oktober 1812 in Schwaikheim), deren Ehe mit dem Holz- und Güterhändler Johann David Retter zwei Jahre zuvor durch den Ehegerichtlichen Senat des Gerichtshofs für den Jagstkreis geschieden worden war. Christiane hatte aus ihrer ersten Ehe einen zehnjährigen Sohn und eine achtjährige Tochter. Rau schenkte sie zwischen 1845 und 1848 vier Kinder, von denen aber nur die am 22. März 1845 geborene Maria Friederike Rosalie das frühe Kindesalter überlebte.

Daß Gottlieb Rau von den bedrängenden sozialen Problemen seiner Zeit umgetrieben wurde und daß er nach Lösungen suchte, wie Notleidenden geholfen werden könnte, zeigte der „Aufruf“, den er am 26. April 1846 im „Schwäbischen Merkur“ veröffentlichten wollte. In diesem Aufruf appellierte er an die Bürger Württembergs, ihre nach Siebenbürgen ausgewanderten u. dort in „tiefes, ... in namenloses Elend“ geratenen Landsleute in die Heimat zurückzuholen und für ihre wirtschaftliche Wiedereingliederung großzügig Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Er selbst erklärte sich bereit, den Rückkehrern seinen 100 Morgen umfassenden Grundbesitz in Oberrot zur Erstellung von Wohnungen und zur landwirtschaftlichen Nutzung unentgeltlich zu überlassen. „Wir müssen ja erröten vor anderen Nationen, selbst vor den Mausefallen verkaufenden, die Not unserer Landsleute in Siebenbürgen kennenden Slawaken-Buben, ... wenn wir die Hände in den Schoß legen würden, bei solcher Not, die zum Himmel schreit!“ Die von der württembergischen Regierung eingerichtete Zensurkommission, die seit annähernd drei Jahrzehnten die Presse des Landes scharf überwachte, verhinderte ein Erscheinen des „Aufrufs“. Auf die Beschwerde Raus rechtfertigte sie ihre Maßnahme mit dem Hinweis, eine Rückkehr der Auswanderer, die ja ihre „Heimat verloren“ hätten, ließe sich nicht so leicht, wie er es sich vorstelle, bewerkstelligen. Auch könnten Regierung u. Gemeinden — die Gemeinden hatten zum Teil „die Entfernung“ dieser Leute unter erheblichen Opfern bewirkt — nicht von einem Privatmann genötigt werden, solche Auswanderer wieder aufzunehmen. Zweifellos traf dies zu, denn Württemberg wur-

de damals der wachsenden sozialen Not innerhalb der eigenen Grenzen nicht Herr. Viele Tausende mußten Jahr für Jahr das Königreich verlassen, um sich in Osteuropa oder in Übersee eine Existenzmöglichkeit zu schaffen, weil ihnen die Heimat eine solche nicht zu bieten vermochte. Das Los der Auswanderer war gemeinhin sehr hart. Die kaum überwindbaren physischen und psychischen Schwierigkeiten, mit denen die nach Siebenbürgen gezogenen Württemberger zu kämpfen hatten, bildeten leider keine Ausnahme. Ihre „Heimholung“ hätte zahlreiche andere Auswanderer veranlaßt, nach Württemberg zurückzukehren und die kargen wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes in Anspruch zu nehmen. Gerade aber hieran konnte die Regierung kein Interesse haben. Rau hat dieses Problem mit all seinen Konsequenzen sicher nicht durchdacht. Wenn er jedoch in seinem Schreiben vom 12. Mai 1846, das das Oberamt Gaildorf an die Zensurkommission weiterleitete, den Plan enthüllte, in seiner Fabrik, die er mit Hilfe der Regierung binnen Jahresfrist auf 500 Arbeiter zu erweitern hoffte, solche Rückwanderer zu beschäftigen, so hatte er einen Weg aufgezeigt, wie unzählige fleißige und intelligente Menschen vor dem Abenteuer der Auswanderung, das nicht weniger zum Verhängnis wurde, bewahrt werden konnten: Aufbau einer leistungsfähigen Industrie und damit Schaffung von Arbeitsplätzen in großem Stil. In einem Schreiben vom 4. Juni 1846 kündigte er an, er werde demnächst dem Ministerium des Innern den Vorschlag unterbreiten, in schwach bevölkerten Gegenden des Königreichs Ansiedlungen für Auswanderer zu gründen und diese mit „rationalen gewerblichen Etablissements auszustatten“.

Daß die Regierung in Stuttgart seine Anregungen nicht aufgriff, hat ihr Rau übel vermerkt. Ihrer Unfähigkeit im industriellen Bereich stellte er die ihm mustergültig erscheinenden Bemühungen des österreichischen Kaiserstaats um die Verbesserung der Gewerbeverhältnisse gegenüber. Freilich vergaß er in dem ihm eigenen idealistischen Überschwang, daß sich derartige grundlegenden wirtschaftlichen Strukturveränderungen zumal in einem armen Land wie Württemberg nur sehr allmählich verwirklichen ließen. Richtig war jedoch, daß die württembergische Staatsführung des Vormärz in wirtschaftlicher Hinsicht die Zeichen der Zeit mehr hätten beachten müssen. Von einer nochmaligen Beschwerde wegen der Unterdrückung seines „Aufrufs“ nahm Rau Abstand, nachdem ihm die Zensurkommission vorgestellt hatte, er solle doch auch „die Nachteile in Betracht ziehen“; die „entstehen könnten, wenn eine solche Menge heimat- und vermögensloser Menschen“ zurückkehre. Resigniert hatte er bereits in seinem Schreiben vom 12. Mai 1846 geäußert, es sei ihm, „als bringe der Ostwind ein tiefes Wehklagen die Donau herauf“. Um seine politischen und sozialen Ideen der Öffentlichkeit zu Gehör zu bringen, versuchte er in mehreren Oberämtern ein Landtagsmandat zu erlangen. Doch trotz hohen zu Lasten seines Unternehmens gehenden Aufwands an Zeit und Geld blieb ihm der Erfolg versagt. In Gaildorf erwarb er sich Verdienste um den dortigen Gewerbeverein, zu dessen Vorstand er gewählt wurde.

Im April 1848 kandidierte Rau für die Frankfurter Nationalversammlung im Wahlkreis zwei des Jagstkreises, der die Oberämter Crailsheim, Hall und Gaildorf umfaßte. Er unterlag jedoch seinem Gegenkandidaten, dem Pfarrer und Geschichtsschreiber Wilhelm Zimmermann. Von Gewicht dürfte das Urteil sein, das Zimmermann über den Gaildorfer Fabrikanten abgab, den er wohl während des Wahlkampfes näher kennenlernte. Rau sei, so

äußerte er, hochbegabt, gebildet, sprachgewandt und von anziehendem Äußeren. Seine große Volkstüchtigkeit sei auf das ihm hoch anzurechnende Bemühen zurückzuführen, seine Arbeiter nicht, wie dies andere Unternehmen getan hätten, wegen der Teuerung und des schlechten Absatzes zu entlassen, sondern sie unter Einsatz seines Vermögens weiter zu beschäftigen. Schultheiß Kieser hingegen behauptete, Rau habe die unteren Volksklassen dadurch für sich gewonnen, daß er sich selbst die unsinnigsten Forderungen des „Landmanns und Proletariats“ zu eigen gemacht habe. In Gaildorf habe er mit seinen Anhängern zeitweise „einen lächerlichen Terrorismus“ ausgeübt. So habe er diese im Juni in einem Wirtshaus zu einer Gerichtssitzung über den Forstverwalter Kober versammelt, weil Kober erklärt habe, nur Lumpengesindel halte zu Rau. Sicher ist, daß sich Rau damals in Gaildorf gegenüber städtischen und staatlichen Behörden einer sehr schroffen, geharnischten Sprache bediente. Graf von Pückler erstattete im Juni gegen ihn Anzeige, weil er in einem Schreiben an das Oberamtsgericht Gaildorf dieses im Hinblick auf die Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland und die bevorstehende Einführung der Schwurgerichte als provisorisches bezeichnet und ihm die Berechtigung abgesprochen hatte, in seinen Vermögensangelegenheiten auf Grund nicht mehr rechtskräftiger Gesetze eine Entscheidung zu fällen. Der Kriminalsenat des Gerichtshofs für den Jagstkreis in Ellwangen, sah jedoch keinen hinreichenden Grund, strafrechtlich gegen den Gaildorfer Fabrikanten vorzugehen.

Mit der Fabrik kam Gottlieb Rau auf keinen grünen Zweig. Er geriet mehr und mehr in Schulden. 1848 war der Konkurs unvermeidlich. Die Gläubiger verloren rund 71 000 Gulden. Schultheiß Kieser und der Gaildorfer Gemeinderat warfen dem Glasfabrikanten vor, er habe fortwährend große Pläne gemacht, zu deren Verwirklichung er aber weder die erforderlichen Geldmittel noch die hinreichende Tatkraft besessen habe. Sie stellten ferner fest, Rau habe es in geschäftlichen Angelegenheiten, so tadelfrei sein persönlicher Lebenswandel gewesen sei, an Umsicht, Fleiß und Solidität fehlen lassen, namentlich in den Jahren 1846 bis 1848 habe er sein Unternehmen immer mehr vernachlässigt, weil er sein Hauptinteresse der Politik zugewendet habe. Rau hingegen schrieb die wirtschaftliche Katastrophe, von der er betroffen worden war, den Zeitumständen zu, im besonderen der „Kreditlosigkeit“ während der letzten Jahre sowie der „gänzlichen Rücksichtslosigkeit und Unkenntnis der (würtembergischen) Regierung in nationalökonomischen Verhältnissen“. Er wies außerdem darauf hin, daß er zwei Teilhaber mit 40 000 Gulden habe auszahlen, 40 böhmische Arbeiter habe kommen lassen und für Modelle und Proben von Glaserzeugnissen hohe Summen habe aufwenden müssen. Daß er sich über die Regierung in Stuttgart sehr verärgert äußerte, war auf seine vergeblichen Bemühungen zurückzuführen, von ihr eine Kredithilfe für sein Unternehmen zu erlangen. Nach der Aussage von Schultheiß Kieser soll ihm Finanzminister von Gärtner 1847 bei einer persönlichen Vorsprache sogar die Türe gewiesen haben.

In einem am 2. September 1851 an König Wilhelm I von Württemberg gerichteten Begnadigungsgesuch legte er rückblickend die Pläne dar, die er mit seiner Fabrik verfolgt hatte. Er habe, so schrieb er, in seinem Vaterland drei ganz neue wichtige Industriezweige, die Kristall- und Farbglassherstellung, die Glasschleiferei sowie die Glasmalerei und Vergoldung, einführen und im Lauf der Zeit Hunderte von armen Leuten beschäftigen wollen. Reichtümer zu

erwerben, habe ihm ferne gelegen. Leider seien die alten Vorurteile, nach denen sich eine höher entwickelte Glasindustrie in Württemberg nicht emporbringen lasse, sehr stark gewesen, und er habe sie, obwohl er durch die Tat das Gegenteil zu beweisen suchte, nicht zu überwinden vermocht. So sei sein Unternehmen in der Aufbauphase zugrunde gegangen. In seinem großen Eifer habe er bei allen höheren Behörden Eingaben gemacht, um diese für seine Pläne zu gewinnen. Hierbei habe er freilich dann und wann nicht die rechte Form beobachtet und dadurch Anstoß erregt. Aber sein Wollen sei gewiß gut gewesen, auch wenn es nur einen „sehr unglücklichen Erfolg“ gezeitigt habe. Vielleicht werde eine spätere Zeit vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus über sein Unternehmen gerechter urteilen, aber dies sei dann für sein Werk und für ihn zu spät.

Immer mehr wuchs Rau im Frühjahr 1848 in die Rolle eines demokratisch-republikanischen Volksführers hinein. Er hielt sich jetzt meist in Stuttgart auf. Hier gab er als „Organ des Volks“ die Zeitschrift „Die Sonne“ heraus. Mit ihr wollte er die Idee der Volkssouveränität „mit allen ihren Folgen auf entscheidende Weise“ vertreten. In der württembergischen Landeshauptstadt gehörte er zu den Gründern und maßgeblichen Persönlichkeiten des Demokratischen Vereins. Mitte Juni nahm er als Abgeordneter dieses Vereins am Deutschen Demokratischen Kongreß in Frankfurt am Main teil. Dort wurde er in das aus drei Mitgliedern bestehende Zentralkomitee der Demokratischen und Arbeitervereine gewählt, das in Berlin seinen Sitz nahm. Von Frankfurt nach Stuttgart zurückgekehrt, rief er hier in Ausführung eines Beschlusses des Demokratenkongresses den Demokratischen Kreis-Verein ins Leben. Auf der zweiten Sitzung dieses eng mit dem Arbeiterverein verbundenen Vereins am 22. Juni beschwor er „die Not des Landes, den Jammer der Hütten“.

Die Republik war für Rau die Deutschland gemäße Staatsform. Auf einer von ihm geleiteten Arbeiterversammlung in Stuttgart am 8. April wurde eine Adresse an das Frankfurter Vorparlament beschlossen. In der Adresse erklärte sich die Versammlung mit dem Antrag von 16 Mitgliedern des Vorparlaments auf Schaffung einer deutschen Förderativrepublik nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten solidarisch. Die hauptsächlich der Bibel entnommene Begründung für dieses Votum zugunsten der Republik dürfte Rau geliefert haben. Die Juden, so heißt es in der Adresse etwa, hätten sich als stark erwiesen, solange sie unter Moses, Josua und den Richtern einen Freistaat gebildet hätten, sie seien aber schwach gewesen, als Könige über sie geherrscht hätten. Es gebe kein erbliches Herrschertalent. Die Besten des Volkes müßten an die Spitze des Staates. Im Falle Deutschlands komme hinzu, daß bei der furchtbaren Verarmung der Bevölkerung und dem Anblick verhungerten Leichen der Glanz von Königs- und Kaiserkrone unerträglich erscheine. Die Republik allein vermöge Leben und Eigentum zu schützen. Sie habe mit Kommunismus nichts zu tun. Vielmehr sei sie das Mittel, den Volksbedürfnissen die schnellste und wirksamste Hilfe zu gewähren. Sie sei „die endliche Erfüllung, der endliche Sieg des Christentums“. Zwei Tage später bekannte sich Rau auf einer stürmisch verlaufenden Bürgerversammlung in Stuttgart, bei der die Anhänger eines gemäßigten Liberalismus in der Überzahl waren, erneut zur Republik. Er bestritt zugleich den gegen ihn erhobenen Vorwurf, die Arbeiter gegen die bestehende Staatsordnung aufgehetzt zu haben.

(Fortsetzung folgt)

Über Herkunft und Heimat unserer Gartenblumen

Von Hans-Dieter Stoffler

Akelei

Die Akelei wird erstmalig von der heiligen Hildegard (1098-1179) erwähnt. Die heimische Urform (*Aquilegia vulgaris*) kommt bei uns hin und wieder auf wechselfeuchten Wiesen und örtweise auch in Wäldern vor und ist geschützt. Im Unter-eck ist die alpine, schwarzblaue *Aquilegia atrata* häufig.

Mohn

Eine sehr verbreitete Gartenpflanze ist der Mohn. Wir ziehen ihn heute in prachtvollen Varietäten. Der Schlafmohn (*Papaver somniferum*) ist eine uralte Kulturpflanze und war auch schon sehr früh bei uns bekannt. Sein althochdeutscher Name ist Mago. Im 16. Jahrhundert kam die Bezeichnung Ölmagen auf, die er heute noch zum Teil führt. Der Klatschmohn, den wir hin und wieder im Kornfeld finden, kam wie die meisten Gartenunkräuter mit dem Getreide aus dem Orient zu uns.

Nelke

In den Bauergärten Südwestdeutschlands ist die Federnelke (*Dianthus plumarius*) und die Jerusalemsnelke (*Lychnis chalcidonica*) am bekanntesten. Letztere wird auch als brennende Liebe bezeichnet. Ihre Heimat ist Sibirien und Kleinasien. Ihre Blüten sind nach Leunis Muster des Kreuzes, das der Jerusalemorden, später die Malteserritter trugen. Von der Gartennelke geht im übrigen die Sage, daß sie Ludwig der Heilige von Frankreich 1270 bei der Belagerung von Tunis als Heilmittel gegen die Pest entdeckt habe. Wilde Pfingstnelken zieren im Frühsommer die Felsen des Donautals, die dunkelrote Kartäusernelke ist in Halbtrockenrasen der engeren Heimat nicht selten.

Tulpe

Die Tulpe führt den Reigen der Blumen an, deren Einführung bei uns über Konstantinopel erfolgte. Im Jahre 1559 kam die Gartentulpe (*Tulipa Gesneriana*) nach

Augsburg. Ihre Einführung verdanken wir dem Gesandten des Kaisers Ferdinand des I., Eüslen Busbeck. Sie verbreitete sich in wenigen Jahrzehnten über Europa und war bald allgemein beliebt. In Holland artete die Tulpenliebhaberei in eine Manie aus, die in den Jahren 1634 bis 1640 ihren Höhepunkt erreichte. In dieser Zeit wurden geradezu wahnsinnige Preise für Tulpenzwiebeln bezahlt. So wurde eine Zwiebel *Tulipa sen er Augustus* für den Preis von 13000 holl. Gulden gekauft. Ein Tulpenliebhaber gab für eine seltene Zwiebel 12 Morgen Land, ein anderer einen neuen Reisewagen samt Geschirr mit 2 Schimmeln. Leichtfertige Spekulanten verpfändeten Haus und Hof, um sich am Tulpengeschäft mühe-los und rasch zu bereichern, und den Tulpenpreisen folgten bald die Preise anderer begehrter Spekulationsobjekte, so daß ein allgemeiner Boom entstand. Der Umschwung, der nicht ausbleiben konnte, begann im Jahr 1637 mit einem allgemeinen Preissturz, einer Verkaufspanik, die zahlreiche Zwangsexekutionen nach sich zog und anschließend zu einem allgemeinen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens in Holland führte. Man sieht also, daß von der Mystik des Mittelalters bis zur Hektik wirtschaftlicher Zusammenbrüche das Leben der Pflanzen außerordentlich eng mit dem Leben der Menschen verbunden war.

Kaiserkrone

Ebenfalls durch Busbeck kam die in Persien heimische Kaiserkrone (*Fritia Daria imperialis*) 1570 über Konstantinopel nach Wien in die kaiserlichen Gärten. Sie ist noch heute sehr beliebt und wird überall auf dem Land angetroffen. Bei uns wird zum Teil die Feuerlilie als Kaiserkrone bezeichnet. Wegen der scharf und penetrant stinkenden Knolle wird die echte Kaiserkrone auch gegen Wühlmäuse eingebracht. Busbeck verdanken wir auch die Einführung des **Flieders**, der besonders in Persien heimisch ist. Aus dem gemeinen Flieder (*Syringa vulgaris*) und dem persischen Flieder (*Syringa persica*) wurden die vielen Spielarten gezogen, die in duftender Blü-

tenpracht im Frühling in allen Gärten prangen und vor allem die steilen Berg- hänge Haigerlochs zieren. Wohl ebenfalls über die Türkei kam im 16. Jahrhundert die **Stockrose** (*Althaea rosea*), die im Orient heimisch ist.

Narzisse

Schon bei den Römern war die Narzisse beliebt. Im deutschen Garten erscheint sie aber erst im 16. Jahrhundert. Es ist wahrscheinlich, daß die plötzliche Liebhaberei für sie von den Türken beeinflusst wurde, obwohl beide, die gelbe Narzisse (*Narcissus pseudonarcissus*) und die weiße (*Narcissus poeticus*), auf deutschen Bergwiesen allerdings sehr selten wachsen. Ob die Narzisse, die auf den Wannentalwiesen unterhalb des Böllat gedeiht, ursprünglich oder verwildert ist, muß vorerst offen bleiben.

Levkoje (*Mathiola incana*)

Sie war schon bei den Griechen und Römern beliebt. Im 16. Jahrhundert finden wir sie dann wieder bei Tabernaemontanus, der von ihr sagt, sie sei vor kurzem aus Welschland gekommen. Die Levkoje zählt mit ihrem wunderbaren Duft zu den feinsten Gartenpflanzen. Leider wird sie heute nur noch wenig angebaut, weil optische Reize zur Zeit höher bewertet werden als der feine unsichtbare Duft.

Siegwurz (*Gladiolus communis*)

Sie war zwar schon im Altertum bekannt, erscheint aber erst wieder in den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts. Sie stammt aus Südeuropa. Lange Zeit war sie Heil- und Zaubermittel. Ihre mit netzartigen Häuten wie mit einem Panzer überzogene Zwiebel trug man als Amulett, um sich vor bösen Geistern zu schützen und sich schuß- und stichfest zu machen. Schon lange ist sie auf dem Land den Blindlingen südafrikanischer Arten gewichen.

Fuchsie

Sie wurde im 17. Jahrhundert von Pater Blum in Amerika entdeckt und von ihm zum Andenken an Leonhard Fuchs (1501-1565), einem Vater der Botanik und Prof. der Medizin in Tübingen, Fuchsie genannt. Die Fuchsien stammen aus Chile, Peru, Mexiko und anderen süd- und mittelamerikanischen Staaten.

Gartenanemonen und Ranunkeln

Die Gartenanemonen und Ranunkeln stammen hauptsächlich aus Kleinasien und sind während der Türkenzeit nach Deutschland gekommen. (Absonderliche Schicksale, gestohlen, geschmuggelt usw.)

Tagetes

Über sie schreibt Jakob Theodor von Bergzabern (Tabernaemontanus) in seinem 1588-1591 verfaßten Kräuterbuch: Die Sammet- oder Tunisblumen sind nicht lang in Europa bekannt und sind allererst zu den Zeiten des Kaisers Karl des V., als er nach Afrika gezogen und die Stadt Tunis erobert und eingenommen hat, mit anderen mehr fremden Gewächsen zu uns nach Deutschland und anderen Ländern Europas gebracht worden. Als Urheimat dieser beiden Arten gilt das wärmere Amerika, besonders Mexiko. Sie scheint schon sehr früh nach Europa gekommen zu sein, wo sie zur Zeit des Tabernaemontanus auch indianisch Nägelein oder Blum genannt wurde.

Kapuzinerkresse (*Tropaeolum majus*)

Die Heimat der Kapuzinerkresse ist Peru, von wo sie 1684 zu uns gebracht wurde. Die Knospen dienen als Kapernersatz, die Blütenblätter als vorzügliche Salatbeigabe.

(Fortsetzung folgt)



Pfingstnelke (*Dianthus caesius*)

Foto: Scheerer

Von Enisboch bis Zwerenboch

Von Dr. Walter Stettner - Ebingen

Um Ebingen findet sich eine Anzahl Waldnamen, die die Endung -boch (buch, buoch) führen: Enisboch, Menesboch, Schmellboch auf dem Bitzerberg, Feldboch, Zitterboch, Zwerenboch und Fassenboch auf dem Schwenninger und Ehestetter Berg. Diese Namen machen einen altertümlichen Eindruck, sie dürften zur ältesten Schicht unserer Flurnamen gehören.

Das Grundwort -boch oder buoch bedeutet nach Auffassung der meisten Namensforscher „Buchenwald“. Daß die verschiedenen Buchenwälder um Ebingen zur Unterscheidung einer näheren Bestimmung bedurften, leuchtet ein. Aber das Bestimmungswort (der erste Teil der Namen) entzieht sich bei den meisten sicherer Deutung. Am schwierigsten ist der erste Name. Wahrscheinlich handelt es sich bei Enisboch und Minesboch um denselben Wald. Die Namensformen variieren von Enisboch über Engesboch, Engesboch, Einsboch, Ehnischboch, Ehnischboch, Ininsboch, Minnesboch, Meinsboch bis Möhnesboch. Das M im Anlaut stammt wohl von der häufigen Verbindung mit der Vorsilbe „im“: Im Enisboch wird leicht zu Menisboch. Dr. Springer meint, in Enisboch stecke der Personennamen Agino, das zu Eino verkürzt wurde. Der Name Agino ist in der Karolingerzeit (um 800) gar nicht selten; es gibt sogar einen Namensträger, der mit unserer Gegend in Beziehung getreten ist: Agino, Vorsteher (Bischof) der Stadt Konstanz und Rektor von St. Gallen, und Abt Werdo empfingen 793 eine umfangreiche Schenkung von Gütern, darunter auch in Ebingen und Tailfingen. Aber damit ist noch lange nicht sicher, daß der Name Aginiboch = Enisboch nach diesem Bischof Agino benannt worden ist. Er kann jedoch mehr als ein Jahrtausend alt sein. Fassenboch (1474 Vasenbuch, 1564 Vasenbuoch). Hier soll das Bestimmungswort vase = Faser mit Bezug auf Baumwurzeln gewählt sein. Aber gab es im Fassenboch mehr Baumwurzeln als in anderen Wäldern?

Feldboch: der Namen wechselt nur in der Schreibung: Veldtboch, Feldtboch, Fellboch. In der Flurnamensammlung des Stadtarchivs wird dazu erklärt: Ist hier in der auch von Buck angegebenen Bedeutung von „außerhalb der drei Esche liegendem Ödland zu fassen“. Das scheint im ersten Augenblick einleuchtend. Aber gibt „Feldwald“ oder „Wald am Feld“ einen Sinn? Auf dem heutigen Truppenübungsplatz wurden alle Felder außerhalb der Dreifelderwirtschaft bebaut, daher könnte der Name Feldboch, wenn die Deutung stimmt, ebenso für alle anderen boch-Wälder gebraucht werden. Darum finde ich die Erklärung nicht als zwingend.

Schmellboch (1460 = schmellbuoch, auch schmelnbuch) ist „vorläufig unerklärt“. Zitterboch (1591 Zytterbuoch, 1612 Zitterbuch) wird entweder zu Zittern = Angst oder zu der Grasart Zitter gezogen. Gab es dort besonders viel Zittergras? Zwerenboch (1460 zwerenbuoch, 1474 zwerenbuch, 1719 zwerenboch) wird so erklärt: zum Adjektiv zwer(ch) = quer, also quer liegender Wald. Wieder muß ich sagen, daß mir diese Erklärung zu wenig bildhaft, schlüssig, zu fadenscheinig vorkommt. Wir haben also um Ebingen herum sechs Waldnamen mit dem Grundwort boch, der Bestimmungsworte mehr oder weniger undurchsichtig sind. Vermutlich haben die Namen bis zu ihrer schriftlichen Fixierung in den uns erhaltenen Urkunden einen mehr oder weniger starken Wandel durchgemacht. Soviel ich sehe, fehlt sonst dieser Namenstyp auf der Südwestalb; ich kenne nur ein einfaches Buch etwa 7 km nördlich von Tuttlin-

gen. Falls mich die Leser eines Besseren belehren können, wäre ich für eine Mitteilung sehr dankbar.

Dagegen findet sich eine größere Anzahl Flurnamen mit dem Grundwort -buch südlich und südöstlich von Engstingen: Schau-felbuch, Degelbuch, einfaches Buch, Wasserbuch; östlich von Trochtelfingen Hochbuch, Rehbuch, Schafbuch, und dort gibt es auch eine kleine Siedlung Maßholderbuch. Aber wie durchsichtig sind diese Namen (mit Ausnahme von Degelbuch). Ich möchte annehmen, daß dies viel jüngere Namensbildungen sind. Sie haben ja auch nicht den Vokal im Grundwort zu o (boch) verkürzt.

Es ist nun nicht meine Absicht, alle möglichen Dinge bloß der Vollständigkeit halber zusammenzutragen. Aber wenn in der weiteren Umgebung von Ebingen keine Waldungen mit dem Grundwort -boch vorkommen, so muß das einen Grund haben, dann haben diese Ebingen Wälder vermutlich eine besondere Rechtsstellung eingenommen. Hans Jänichen hat darauf hingewiesen, daß große Wälder, die den Namen -buch führen, in älterer Zeit von großen Nutzungsverbänden bewirtschaftet wurden. Er verweist dazu auf den Schönboch zwischen Tübingen und Stuttgart und auf den Teutschbuch nördlich von Riedlingen. Von großen Wäldern kann bei uns nicht die Rede sein. Trotzdem ist Jänichens Erklärung vielleicht auch für uns brauchbar. Die

Nutzung der Wälder brauchte nicht nur in der Gewinnung von Holz zu bestehen; in die Wälder wurden auch die Tiere getrieben, vor allem Schweine, aber auch Rindvieh und Pferde. Und die dazwischen liegenden Felder und Wiesen standen dem wahrlich nicht im Wege. Hier im Ebingen Raum war auch die Besiedlung schon so dicht, daß sich die Bildung einer Genossenschaft lohnte, während der übrige Heuberg so dünn bevölkert war, daß jeder nach Herzenslust die Wälder nutzen konnte (so weit nicht herrschaftliche Jagdberechtigte dem Grenzen setzten). Die Waldgenossenschaft — wenn eine bestand — muß spätestens um 1400 aufgelöst worden sein, sonst hätten sich noch Spuren in der schriftlichen Überlieferung gefunden. Vielleicht könnte eine anfängliche Waldgenossenschaft, die später aufgelöst wurde, die Aufteilung des Heubergs erklären: Bei den Dreibahnmarken stoßen ja nicht nur drei Herrschaftsgrenzen, zusammen, sondern noch mehr Markungen; und Lautlingen reicht zwar nicht so weit in den Heuberg hinein, aber immerhin bis vor wenigen Jahren bis zum Geißbühl. So wie man in den letzten Jahren die Nordsee zur Nutzung unter den Anrainern aufgeteilt hat, so ist vielleicht einstmals das Gebiet des Heubergs, anfangs gemeinsamer Besitz einer Genossenschaft, unter die Anrainer aufgeteilt worden.

Die Spaichinger Pforte

(Schluß)

An der Wende von Tertiär-Diluvium, spätestens im älteren Pleistozän, zapfte der rheinische Neckar nach Süden vorstoßend, etwa dem damaligen Keuperstufenrand folgend in der Tiefenlinie, südwestlich Rottweil die Eschach über dem heutigen Bühlingen an und lenkte sie ab. Seitdem hat sich der Neckar bei Rottweil um rund 100 m eingeschnitten, denn die wasserreiche Eschach befähigte ihn, sein Tal rasch zu vertiefen und am Keuperstufenrand entlang bis Schweningen auszubauen.

In der Mulde zwischen nördlichem (Hornigsgrinde 1164 m NN) und südlichem Schwarzwald (Feldberg 1493 m NN) ist der Schwarzwald eingemuldet, und in dieser Mulde stieß die Kinzig von Hausach gegen Schiltach vor und eroberte den einstigen Oberlauf der Eschach (die Gebiete der Schiltach, der Kleinen und der Großen Kinzig). Um Rottweil erfolgte die Ausräumung des Jura, fast des ganzen Keupers, an der oberen Eschach sogar bis auf den Muschelkalk und Buntsandstein hinab (s. Zeichnung). Hier konnten dann die Römer ums Jahr 73 n. Chr. die Höhen beim „Brandsteig“ ersteigen und ihre Kinzigtalstraße über das Kastell Waldmössingen nach Rottweil führen.

Mit der Abzapfung der Eschach verlor die Donau die Hälfte ihres Einzugsgebiets im Schwarzwald. Damit wurde sie zu einem sterbenden Fluß, der keine Eintiefungsarbeit mehr leisten konnte, sondern nur noch aufschüttet und gelegentlich bei einem Hochwasser etwas ausräumen kann. Ein ähnlicher Vorgang spielte sich in der Spaichinger Pforte auf der Wasserscheide ab. Nach der Fußablenkung wurde die Wasserscheide durch Aufschüttung von Seitenbächen um fast 40 m erhöht, so daß sie heute keine Erosions-, sondern eine Aufschüttungswasserscheide ist, bei der man den Übergang kaum merkt. Also ein idealer Übergang für die Bundesstraße 14 und die Schnellzugstrecke Stuttgart—Zürich!

Durch den weiten Vorstoß der Gletscher in Oberschwaben in der Rißzeit wurde die Donau oberhalb Sigmaringen zu einem großen See gestaut, wie die Ablagerungen

aus Schwarzwald und den Alpen zeigen, bei Vilsingen bis zu einer Höhe von 665 m NN. Aus dieser Höhenlage des Stausees ergibt sich, daß der See bis weit über Tuttlingen hinaus und in das Tal der einstigen Eschachdonau, also bis in die Spaichinger Pforte, gereicht haben kann. Sofern diese noch nicht aufgeschüttet war, müßte dann, wenn auch der Faulenbach noch weiter im Norden entsprang, mit einem Abfließen des Donauwassers zum Neckar gerechnet werden da der Vilsinger Donaustausee die Talsohle bei Spaichingen (652 m) um mindestens 13 m überstaut hätte. Nun finden sich aber hier rund 34 m mächtige Verschüttungen mit lehmiger Fließerde, an deren Basis die oben genannten Schotter liegen. Doch das genaue Alter der Fließerden ist nicht bekannt. Sie könnten auch schon die Felssohle der Spaichinger Pforte vor dem Rißmaximum mächtig verfüllt haben. Der heutige Scheitel der Wasserscheide (688 m) liegt dann 23 m über dem einstigen Donauspiegel und ein Abfließen wäre daher unmöglich.

Zu der Abzapfung der Eschach durch den Neckar kam vor rund 20 000 Jahren noch die Amputation der vom Feldberggebiet kommenden Gutach/Wutach und zur gleichen Zeit noch die einsetzende unterirdische Anzapfung von der Aachquelle aus, die dauernd fortschreitet, so daß die Schwarzwaldonau heute schon ein Rheinzufuß ist. Nur zeitweise sendet die Donau einen kleinen Teil ihrer Wasser die alten Wege. Es läuft hier trotz aller Baumaßnahmen bei Immendingen und Möhringen im Grunde genommen die letzte Szene des Dramas der Schwarzwaldonau ab!

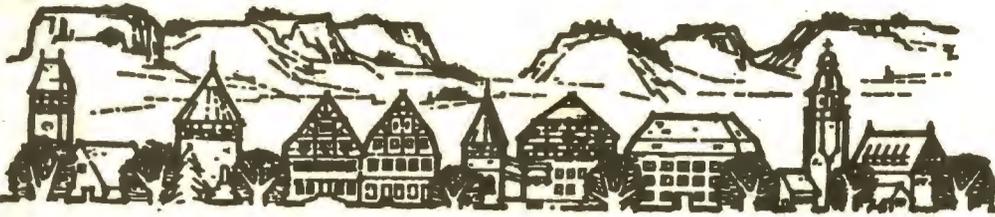
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 26

31. Mai 1979

Nr. 5

Unsere Ritterbrunnen

von Fritz Scheerer

In neun altwürttembergischen Städten steht auf dem Marktplatz noch ein Brunnen, den die Gestalt eines Geharnischten ziert, der in der Rechten einen Schild mit dem Herzogswappen hält. Diese Figuren werden seit langem und sogar noch heute öfters für Bildnisstatuen von Herzögen gehalten. So stehen solche „Herzogsbilder“ auf dem Stadtbrunnen in Balingen, den Marktbrunnen in Ebingen und in Rosenfeld.

Der Balingener „Ulrich“

Heute steht auf dem neuen Balingener Stadtbrunnen in der Ruhezone (einstige Schulstraße) der neue Balingener „Ulrich“ aus den Werkstätten von WMF, Geislingen/Steige, der ab 1950 an der Westseite des Rathauses auf einem Steinbrunnen thronte. Bis nach dem letzten Krieg zierte der alte Ritter



Brunnen vor der Stadtkirche auf dem rechteckigen Marktplatz, der 1809 durch die Zurücknahme der Baulinie geschaffen wurde. Zu Anfang der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts stand dieser auf einem runden Brunnenstock aus Sandsteinen in der Schulstraße in der Höhe der einstigen Metzgerei Widmann. Später wurde er von Oberamtsfeuersehauer Steichele aus Sulz auf den viereckigen Brunnenstock mit dem aus eisernen Platten bestehenden Brunnentrog vor dem Stadtkirchenturm versetzt. Helm und Harnisch wurden von einem Großonkel des Goldschmieds Zürn, wahrscheinlich von dem Stadtschultheißen selbst, vergoldet und

auch sonst hergerichtet. Jahrhunderte des Kampfes mit Wind und Wetter gingen jedoch an dem steinernen Geharnischten nicht spurlos vorüber. Mit einer beschädigten Nase und einem abgebrochenen „Herrscherstab“ mußte er altershalber ins Heimatmuseum verbracht werden. Auf den Brunnen vor dem Rathaus stellte man als Ersatz einen moderneren Bronzeabguß des Ritters.

Für viele alte Balingener sind mit dem Standbild manch liebe Erinnerungen verknüpft. Auch heute noch wird es wie in alten Zeiten auf die Frage: „Was hoscht gveschbert?“ mit „Nonz“ antworten. Wenn Feuer oder Krieg die Ruhe der Bürger störte, läuteten schaurig die Glocken oder verkündeten vom hohen Turm Glockenschläge das Unheil. Oft schlugen die Flammen sogar um den „Ulrich“, und nur dem Mut der braven Bürger war es zu danken, daß er nicht samt der Kirche ein Raub der Flammen wurde (letzter großer Brand 1809). Der letzte Balingener „Nachtwächter“, der Pudelmesser, mit Laterne und Speiß, löschte nach seinen Rundgängen zu Füßen des Ritters seinen Durst. Der Hochwächter vom Turm holte das Wasser bei ihm und zog es mit dem Aufzug in seine luftige Wohnung. In Freud und Leid versammelten sich die Balingener um ihn. Bei dem ehrwürdigen Standbild auf dem „Brückle“ (Brücke über den Stadtbach) versammelten sich in der Silvesternacht die Balingener, um sich ein glückliches neues Jahr zu wünschen, wenn vom Turm die Musikanten ihre Weisen spielten.

Der Schild des Ritters mit dem herzoglichen Wappen als württembergisches Hoheitszeichen kann uns über das Alter der Rittergestalt etwas verraten. Im viergeteilten Schild sind von oben rechts (vom Schildträger aus) die württembergischen Hirschtangen, links die teckischen Wecken (Rauten), unten rechts die Reichssturmfahne, links die mit dem Rücken gegeneinander gewendeten Fische (Barben). Württemberg führte dieses Herzogswappen ab 1495. Das Mömpelgarder Fräulein (Fischweib), das in dem Wappen fehlt, kam erst 100 Jahre später durch Herzog Friedrich I., der der Mömpelgarder Linie entstammte, in den Helm. Das Standbild muß demnach aus dem 16. Jahrhundert stammen. Es dürfte um 1540-1550 entstanden sein. In der äußeren Aufmachung und Haltung ist es der Brunnenfigur in Wildbad ähnlich, die von 1532 stammt. Nur der Harnisch zeigt bei der Balingener Statue eine etwas modernere Form. Nach Werner Fleischhauer sind hier „die ausgeführten ornamentalen Einzelheiten, besonders das zarte Blättwerk auf dem Harnischstreifen“, sehr verwandt „mit den Arbeiten des von 1542 bis 1552 nachweisbaren Bildhauers Joseph Schmidt von Urach“.

Die künstlerisch bemerkenswerte Figur des Balingener Geharnischten soll angeblich Herzog Ulrich darstellen, denn die örtliche Tradition nennt ihn „Ulrich“. Wir müssen uns nun fragen, was hat die Balingener veranlaßt, Herzog Ulrich, der von 1503 bis 1550 regierte, sozusagen ein Denkmal zu errichten, der mit seinem halbzerrütteten Geist sein Land an den Rand des Ruins brachte. Bestanden bestimmte Beziehungen zwischen Herzog Ulrich und der Stadt Balingen?

Der Herzog wurde 1519 aus seinem Land vertrieben, und in dem Trubel des Bauernkrieges hoffte er 1525 sein Land wieder zu erobern. Dabei war Balingen die erste wiedergewonnene Stadt seines Landes (1. März). Aber er hatte keinen Erfolg, er mußte schon nach wenigen Tagen sein Heil in der Flucht suchen, und erst 1534 nach der Schlacht bei Lauffen am Neckar konnte er sein Land wieder in Besitz nehmen. Die Geschichte der Stadt und Herzog Ulrich sind wohl eng verknüpft, aber das Standbild zeigt keine Ähnlichkeit mit Bildern, die vom Herzog vorhanden sind, so daß die Vermutung, es handle

sich bei dem Ritter des Standbildes um Herzog Ulrich, nicht bewiesen werden kann (s. unten).

In Ebingen

Eine ganz andere Figur steht auf dem Renaissancebrunnen in Ebingen, da wo sich die Marktstraße unterhalb des Rathauses zwischen geschäftlich nüchternen Bauten platzartig erweitert. Die vollbärtige Gestalt hat eine vollständig andere Tracht und Rüstung als der Balingener Ritter. Der Geharnischte hält zwar noch mit seiner rechten den Kartuschen schild mit dem Herzogswappen, aber sein linker Arm ist gesenkt, in dem er wahrscheinlich einstens einen Speiß- oder Fahnenstab, vielleicht einen Regimentsstab gehalten hat, aber nie einen Karabiner, wie schon vermutet wurde, das damals für einen Edelmann oder auch Landsknechtführer ungeschicklich gewesen wäre.

Auf der Brust soll er nach A. Rieth („Geschichte und Wiederherstellung des Ebingener Marktbrunnens“, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1965, S. 88 ff.) die Jahreszahl 1545 getragen haben. Das große Federbaret und das fallende Schoßbröckchen, der „Umschurz“, und die



gepufften und „zerhauenen“ Ärmel wurden um diese Zeit nur noch von Landsknechten und Landsknechthauptleuten getragen. Den Umschurz trug der Edelmann nur noch beim Turnier, dann aber nie mehr mit dem Baret zusammen. W. Fleischhauer führt auch in „Schwäbische Heimat“ 1965 (S. 16) zu

recht an, daß die Landsknechte keine ganzen Harnische, sondern nur Halbharnische ohne Knie- und Unterbeinzeug trugen. Auf dem Rücken trägt die Ebinger Figur ein Windband mit einem Jagdhörnchen, das vornehme Jäger damals gelegentlich trugen, auch wenn sie nicht auf die Jagd gingen. Es ist hier aber nicht das Zeichen des von den Herzögen von Jülich und Geldern gestifteten Hubertusordens (Fleischhauer). Wir haben also in dem Ebinger Wappenträger durchaus keinen Fürsten oder Edelmännchen. Es besteht keine Ähnlichkeit mit dem Herzog, von dem zuverlässige Bildnisse vorhanden sind. Er ist zwar noch 1537 auf einem Holzschnitt und auf Münzbildern mit einem großen Federbarett dargestellt, später aber nicht mehr. Die Ebinger Brunnenfigur zeigt sich in fast willkürlicher Aufmachung und ist künstlerisch eine bescheidenere Arbeit als die Balingen.

In Rosenfeld

Die Mitte des Rosenfelder Marktplatzes, der noch im 16. Jahrhundert das ganze nordwestliche Viertel des Städtchens einnahm, und heute in seiner Kleinheit einem Fremden schwerlich als Marktplatz erkennbar ist, ziert ein Röhrenbrunnen mit dem Standbild eines geharnischten Ritters, der einst in der Originalfigur einen weiteren Typus der Brunnenritter darstellte, denn die in den 50er Jahren restaurierte Figur und durch eine Kopie ersetzt hat ihr damals originales Aussehen verloren, besonders in dem bärtigen Gesicht. Der Wappenschild zeigt die Jahreszahl 1560. An die Stelle des Federbarets ist ein Helm mit aufgeschlagenem Visier getreten. Der Brustschild mit dem vortretenden Tapul weist eine



modernere Form auf. Dieser Geharnischte ist in Gestaltung und äußerer Aufmachung doch viel lebendiger in der Bewegung als der 1566 von dem Tübinger Bildhauer Leonhard Baumhauer auf einem Brunnen in Leonberg. Vom Sockel schaut der Rosenfelder Ritter, mit dem Streitkolben in der Rechten, ernst auf die hohen Häuser, die mit ihrer Giebelseite nach vorne gekehrt sind, die verschiedensten Gründe sprechen also dagegen, daß die Ritter der Bildnisstatuen als die jeweils regierenden Herzöge anzusehen sind. In keinem einzigen Fall kann hier eine Ähnlichkeit mit einem Herzog gesehen werden. Die Brunnenfigur Rosenfelds aus der Zeit Herzog Christophs hat sogar Ähnlichkeit mit einer Brunnenfigur in Markgröningen aus der Zeit Herzog Ludwigs. Wenn in den Akten unsere Brunnenfiguren erwähnt werden, so werden sie stets nur mit „Mann“ oder „Wappner“ bezeichnet, aber nie mit dem Namen des Herzogs. Bei der ganz ungewöhnlichen Bekleidung der Ebinger Figur ist ausgeschlossen, daß in der Figur ein Fürst zu sehen ist. Der Wappenschild in Rosenfeld enthält auch neben dem Herzogswappen noch das Stadtwappen. Der Landesherr kann aber nie in einer solch ungehörlichen Wappenkombination dargestellt werden.

Die Geharnischten auf unseren drei Marktbrunnen sollten nichts anderes darstellen als Wappner, als Schildhalter des Wappens der Landesherrschaft. H. M. Decker-Hauff weist weiterhin darauf hin, daß die Wappner im engeren Sinn keine Hoheitszeichen oder Rechtssymbole waren wie die niederdeutschen Rolande. Man wollte in jener Zeit durch sie die Zugehörigkeit zum Haus Württemberg gegenüber den habsburgischen Ansprüchen dokumentieren.

Gottlieb Rau und die Revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848

von Dr. Paul Sauer

Fortsetzung

Am Abend des 23. September konferierte Rau im „Schwanen“ in Balingen mit den Häuptern der demokratischen Partei in Sigmaringen, dem Advokaten Carl Otto Würth, dem Oberleutnant von Hofstetter, dem Kaufmann Quirin Müller und dem Wirt Carl Graf. Sein Versuch, die Sigmaringer zur Teilnahme an dem nach Cannstatt geplanten Zug zu bewegen, scheiterte. Würth wollte abwarten, ob der Rausche Zug Erfolg haben werde. Dabei hatte Rau offensichtlich ein politisch und zahlenmäßig gleichermaßen optimistisches Bild von den Volksscharen gezeichnet, die im Begriff waren, aus den verschiedensten Gegenden Württembergs nach Cannstatt aufzubrechen. Auch hatte er nicht versäumt, die Erhebung Struves in Südbaden in den rosigen Farben zu schildern. Die Sigmaringer gaben indes Rau zu verstehen, sie wollten zunächst die seit 14 Tagen propagandistisch vorbereitete Volksversammlung in Trillfingen durchführen. Von ihr versprachen sie sich günstige Auswirkungen im demokratisch-republikanischen Sinn namentlich auch auf die bis dahin politisch noch wenig aktivierte Bevölkerung von Hohenzollern-Hechingen.

Nach seiner Ankunft in Rottweil am Vormittag des 24. September begab sich Rau in Begleitung von Göttele und Held auf das Rathaus und setzte dort den Stadtschultheißen Rapp von seinem Plan in Kenntnis, den Teilnehmern der am Nachmittag stattfindenden Volksversammlung unmißverständlich zu erklären, daß eine grundlegende Änderung der politischen Zustände in Württemberg wie in ganz Deutschland unumgänglich sei. Petitionieren helfe nichts. Das Volk müsse handeln. Dazu sei es auch vermöge der ihm zuerkannten Souveränität berechtigt. Rau gab sich zuversichtlich, daß sich das Volk für die republikanische Staatsform entscheiden werde. In einigen Tagen werde in Stuttgart ein großer Volkstag abgehalten, an dem der größte Teil der Bürger Württembergs teilnehme. Hierbei werde sich das Volk für die ihm angemessen erscheinende Regierungsform aussprechen.

Am frühen Nachmittag erläuterte Rau bei einer weiteren Besprechung, diesmal mit dem Stadtrat, dem Bürgerausschuß, den Bezirksbeamten sowie mehreren anderen angesehenen Persönlichkeiten der Stadt, seine Absichten. Als Zweck des Zugs nach Cannstatt bezeichnete er die Erringung der Volkssouveränität, die Verbesserung der unerträglichen sozialen Zustände und die Durchsetzung bestimmter Rechte, die dem Volk schon längst in Aussicht gestellt worden seien. Die Bemerkung Raus, daß das Volk bewaffnet nach Cannstatt ziehen werde, veranlaßte den Oberamtsrichter Kern, ihn darauf hinzuweisen, daß ein Zug bewaffneter Bürger zum Sitz der Regierung mit dem Ziel, sich politische Rechte zu verschaffen, als Aufstand anzu-

sehen sei. Doch dieser Hinweis beeindruckte den Volksmann wenig. Er und seine Anhänger waren davon überzeugt, daß die Regierung mit ihrer Militärmacht nichts auszurichten vermöge. Die Soldaten, die ja Landeskinder seien, würden im Ernstfall sofort zum Volk übergehen. Die Bekanntmachung der württembergischen Regierung vom Vortag, die vor ungesetzlichen Aktionen warnte und keinen Zweifel daran ließ, daß sie solchen Aktionen entschieden entgegengetreten werde, nahm Rau zur Kenntnis, sie vermochte ihn aber nicht von dem eingeschlagenen Weg abzubringen.

Inzwischen war der für die Volksversammlung festgesetzte Zeitpunkt herangerückt. In den Straßen herrschte reges Leben. Aus den Fenstern etlicher Häuser hingen rote Fahnen oder rote Teppiche und sonstige Embleme der Republik heraus. Von Schramberg erschien eine Gruppe Männer mit zwei roten Fahnen. Junge Burschen durchzogen mit einer solchen Flagge die Stadt. Um zwei Uhr nachmittags eröffnete Stadtschultheiß Rapp vom Balkon des Gaßnerschen Hauses die Kundgebung, zu der sich zwischen 3 000 und 4 000 Menschen eingefunden hatten. Das Wort ergriffen zunächst der Rechtskonsulent Etter und der Tuttlinger Buchhändler Kapff. Etter verlas den Entwurf einer Adresse an die Nationalversammlung und beantragte ihre Annahme durch die Versammlung. Kapff attackierte scharf die deutschen Fürsten, die „34 Kerle“, wie er sie nannte. Anschließend sprach Gottlieb Rau. Seine beinahe eine Stunde währende, mit bemerkenswertem rhetorischem Geschick vorgetragene Rede verfehlte ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht. Rau zeichnete zunächst ein düsteres Bild von der Not, in der sich das Volk, insbesondere der Gewerbestand befand. Er wies auf die „Kreditlosigkeit“ und die drückenden Lasten hin, deren weitere Erhöhung in Aussicht stehe. Hierbei hob er auf die enormen Kosten für das stehende Heer ab. Die Militärmacht bleibe aber nicht, so erklärte er, auf ihrem gegenwärtigen Stand, sie werde noch vermehrt und auf Kriegsfuß gebracht, allerdings nicht um gegen einen äußeren Feind wie die Dänen eingesetzt zu werden, sondern um die Freiheitsbewegung des Volkes zu unterdrücken. Rau gab der Monarchie die Hauptschuld an den schreienden sozialen Mißständen: die Schafe würden nur einmal geschoren, das Volk aber müsse es sich gefallen lassen, daß ihm die Wolle samt der Haut abgezogen werde. Eine Besserung der Verhältnisse durch die Nationalversammlung sei nach den Ergebnissen ihrer bisherigen Wirksamkeit nicht zu erwarten. Deshalb müsse das Volk selbst tätig werden und seine Verfassung von sich aus ordnen. Daß die monarchische Staatsform nichts taue, das hätten dereinst schon die Israeliten erkannt. Nachdem die herrschenden Gewalten den

Wünschen des Volkes bislang nicht Rechnung getragen hätten, bleibe diesem nur die Möglichkeit, auf einer Riesenversammlung seinen Anliegen Geltung zu verschaffen. Rau rief die Anwesenden auf, zu der geplanten Volksversammlung nach Cannstatt zu ziehen. Der Erfolg des Unternehmens war ihm nicht zweifelhaft: Wenn alle Heerstraßen Württembergs von Menschen wimmelten, dann könne der angestrebte Zweck, die Verwirklichung der Volkswünsche, nicht verfehlt werden. Keiner dürfe zurückschlagen. Die Beamten und die Geistlichen, letztere mit Kreuz und Fahne, sollten den Zug anführen. Die Regierung sei außerstande, gegen eine solche gewaltige Demonstration des Volkswillens etwas zu unternehmen, zumal sie hierbei nicht auf das Militär zählen könne. Die Soldaten seien entweder bereits für die Sache des Volkes gewonnen oder aber sie ließen sich, falls sie dem Zug entgegengeschickt würden, leicht davon überzeugen, daß sie mißbraucht würden. Rau kündigte an, er werde, wenn der Zug auf Militär treffe, hervortreten und die Soldaten wie die Offiziere auf ihre Verbundenheit mit dem Volk hinweisen und sie zur Solidarität mit seinem Freiheitsstreben auffordern. Zum Schluß kam Rau auf die Frage zu sprechen, ob man bewaffnet oder unbewaffnet nach Cannstatt ziehen solle. Da die Ansichten der Versammelten geteilt waren, ließ er abstimmen. Die Mehrheit entschied sich für den bewaffneten Zug.

Nach der geordnet verlaufenen Volksversammlung war die Stimmung in Rottweil überaus erregt. Rau und seine Gesinnungsgenossen warben weiterhin unter der Bürgerschaft für den Zug nach Cannstatt. Am Abend berieten die Offiziere der Bürgerwehr im Gasthof „Zur Post“ über eine Teilnahme ihrer Wehrorganisation. Hierbei kam es in Anwesenheit von Rau zu tumultuarischen Szenen. Die Gegner des Unternehmens wurden niedergestimmt. In offenen Schreiben forderte Rau eine Anzahl württembergischer Städte auf, sich an dem Zug nach Cannstatt zu beteiligen: „Der ganze Schwarzwald“, so hieß es in diesem Schreiben, „ist von morgen an in Bewegung gegen Stuttgart zum Volksfest, mit Waffen zum Schutz gegen Österreicher und Preußen. Das Volk muß einen großen und feierlichen Landtag halten, und diese Woche wird ewig denkwürdig sein. Kommt nun jung und alt, arm und reich mit Ordnung, Ernst und Würde, die Volkssouveränität friedsam zur Geltung zu bringen. Erhebt Euch im Namen Gottes für das Volk. Gruß und Handschlag G. Rau.“ Eines dieser Schreiben, das an die Bürger von Reutlingen, Metzingen, Kirchheim, Göppingen, Gmünd, Gaildorf und Hall gerichtet war, wurde im Oberamt Gaildorf verbreitet und dort nach dem Ende der Rauschen Schilderhebung von den Behörden beschlagnahmt.

Rau begnügte sich jedoch nicht mit schriftlichen Aufrufen zur Teilnahme an seinem Unternehmen. Am Abend des ereignisreichen 24. September entwarf er auch noch eine Proklamation und ließ sie drucken. Diese Proklamation lautete in ihrer endgültigen Fassung:

- „Mit Gott für das Volk.
Mitbürger, deutsche Männer!
Die Stunde hat geschlagen. Der Augenblick ist gekommen, dem Volk sein uraltes Recht, seine Souveränität wieder zu geben, und das unerträgliche Joch abzuschütteln.
Mitbürger! Der Augenblick ist groß und heilig.
1
Die Volks-Souveränität ist hiermit feierlich ausgesprochen!
2
Das Eigentum ist heilig und unverletzlich.
3
Jeder Diebstahl wird mit Verbannung gestraft.
4
Jede Gemeinde wählt einen provisorischen Sicherheits-Ausschuß.
5
Volks-Verräter werden vor ein Volks-Gericht gestellt.
6
Alle wehrhafte Mannschaft des ganzen Landes setzt sich in Bewegung nach Stuttgart zu einem großen Volkstag auf die Mitte dieser Woche, um seine Souveränität zur Geltung zu bringen.
7

Das Volk kämpft nicht gegen das württembergische oder das deutsche Militär im allgemeinen, den Fall der Notwehr ausgenommen, sondern schließt Brüderschaft mit demselben.

Gott segne das Volk.
Im Namen des Volks-Ausschusses in Rottweil
G. Rau.“

In der Proklamation, die er in einer Auflage von 10 000 Exemplaren drucken und weit im Land verbreiten lassen wollte, gab Gottlieb Rau thesenhaft sein politisches Aktionsprogramm bekannt. In der Überschrift „Mit Gott für das Volk“ wird das eigentümlich christliche Sendungsbewußtsein, von dem er erfüllt war, deutlich. Er wollte im Namen Gottes dem Volk jetzt, da der Augenblick, d. h. der nach den politischen und sozialen Voraussetzungen günstigste Zeitpunkt, gekommen war, unter Abschüttelung des „unerträglichen Jochs“ wieder zu seinem uralten Grundrecht, seiner Souveränität, verhelfen. Unter unerträglichem Joch verstand er offensichtlich die Fürsteherrschaft, die Monarchie. Nach Aussage des Buchdruckers Uhl, der die Proklamation druckte, allerdings nicht in einer Auflage von 10 000, sondern nur in einer solchen von 1500 Exemplaren, stand in der Vorlage von Rau ursprünglich unter Punkt 1: „Die demokratische Republik ist proklamiert.“ Uhl habe jedoch unter Hinweis darauf, daß von einer Ausrufung der Republik auf der Rottweiler Volksversammlung nicht die Rede gewesen war, durchgesetzt, daß Rau diese Feststellung durch die einigmaßen unverfängliche Formulierung: „Die Volkssouveränität ist hiermit feierlich ausgesprochen“, ersetzte. Möglicherweise sah Rau selbst ein, daß in seiner Proklamation die demokra-

tische Republik fehl am Platz war, sollte doch das Volk erst in Cannstatt über die künftige Staatsform entscheiden. Vielleicht wurde ihm bewußt, daß er mit seiner ursprünglichen Fassung viele seiner Sympathisanten, die noch immer der monarchischen Staatsform den Vorrang gaben, unnötigerweise vor den Kopf stieß. Uhl behauptete schließlich, er habe beim Druck, ohne deshalb Rau nochmals zu fragen, in der Unterschriftzeile aus dem republikanischen Ausschuß in Rottweil einen Volks-Ausschuß gemacht. Rau wollte keinesfalls in den Geruch kommen, er verfolge mit seiner Bewegung kommunistische Ziele und begünstige Gewalt und Unrecht. Daher erklärte er in seiner Proklamation das Eigentum für „heilig und unverletzlich“. Jedem Dieb drohte er die Verbannung an. Über die Aufrechterhaltung geordneter Verhältnisse in den Gemeinden, auf die er den größten Wert legte, hatten durch Wahl bestellte provisorische Sicherheitsausschüsse zu wachen. Volksverräter, d. h. Gegner des souveränen Volkes, sollten vor ein Volksgericht gestellt werden. Rau sprach in seiner Proklamation ferner die Erwartung aus, daß sich die gesamte wehrfähige Mannschaft Württembergs zu dem Mitte der Woche stattfindenden großen Volkstag nach Stuttgart in Bewegung setzen werde. Zuletzt rechtfertigte er noch den von ihm herbeigeführten Beschluß der Rottweiler Volksversammlung, daß das Volk seine Waffen auf den Zug mitnehme, mit dem Fall der Notwehr. Jede andere bewaffnete Aktion schloß er aus. So werde das Volk das württembergische Militär oder Truppen anderer deutscher Staaten nicht angreifen, sondern es werde sich mit den Soldaten verbrüdern.

Als gegen Mittag ein Haufen Bauern aus Zepfhan in Rottweil anlangte, unternahmen es zwei Stadträte, diese vor einer Teilnahme am Zug nach Cannstatt zu warnen. Sofort schritten Rau und Göttle mit einer Anzahl bewaffneter gegen sie ein und vereitelten durch Drohungen und lautes Geschrei ihre Bemühungen. Fieberhaft setzte Rau seine auf die nähere und weitere Umgebung gerichtete propagandistische Aktivität fort. Den Bürgern von Neufra schrieb er: „Mitbürger! Wenn alles geht, wollt Ihr allein zurückbleiben? folget der Stimme in Euren Herzen, denn der Satan kämpft durch seine Werkzeuge, die Beamten, gegen das Volk, und jetzt gilt es zu zeigen, daß wir das Joch abschütteln. Seid Ihr denn nicht der Knechtschaft müde? Entweder - Oder muß Euer Wahlspruch sein. Gruß und Bruderschaft G. Rau.“ In einem Nachsatz kündigte er an: „Wir marschieren heute noch vorwärts!“ In einem Schreiben an das Schultheißenamt Schwenningen forderte er die wehrfähige Mannschaft des Dorfes bei ihrer Bürgerpflicht auf, am Nachmittag nach Rottweil zu kommen. Als um 12 Uhr mittags der Schwimmlehrer Gauggel aus Sigmaringen in der Stadt eintraf, um sich im Auftrag des Advokaten Würth über den Verlauf der Volksversammlung am Vortrag zu erkundigen, nahm Rau die Gelegenheit wahr, um Gauggel darüber zu unterrichten, daß bereits bewaffnete Kolonnen auf dem Weg nach Stuttgart durch Rottweil gekommen seien. Er gab ihm, damit er Würth möglichst rasch vom Stand der Dinge in Kenntnis setzen konnte, 15 Gulden zur Benutzung einer Extrapost und drückte ihm zehn

bis zwölf Exemplare seiner Proklamation in die Hand. Gauggel verteilte die Proklamation in Ebingen, Straßberg, Winterlingen, Benzingen, Veringendorf und Jungnau. Einige Exemplare brachte er auch nach Sigmaringen, wo er Würth dahingehend informierte, Rau marschiere mit bewaffneter Macht nach Stuttgart.

Aus Württemberg wußte „Der Sigmaringer Erzähler“ am 25. September zu berichten, daß bereits über 100 000 Mann, zum Teil gut bewaffnet, aus dem Neckar- und Schwarzwaldkreis nach Stuttgart unterwegs seien, wo in zwei Tagen der Hauptschlag zu erwarten stehe. „Die Aufregung ist unbeschreiblich, und es ist an Widerstand der württembergischen Regierung nicht zu denken.“ Würth dachte jedoch, obwohl ihm Rau dies sehr wahrscheinlich nochmals nahegelegt hatte, auch jetzt nicht daran, sich dem Cannstatter Zug anzuschließen. Auf einer am 26. September in Sigmaringen abgehaltenen Volksversammlung setzte er einige radikale Beschlüsse durch, die praktisch einem der Regierung auferlegten Diktat gleichkamen. Da sich Fürst Karl Anton Forderungen einer revolutionären Behörde, wie er den von der Volksversammlung beschlossenen Sicherheitsausschuß nannte, nicht beugen wollte, verließ er mit der Regierung das Land.

In Rottweil erschienen am Nachmittag des 25. September 200 bis 300 Bauern aus Frittlingen und Wellendingen, vereinzelt mit Gewehren und Säbeln, in der überwiegenden Mehrzahl hingegen lediglich mit Stöcken bewaffnet. Die Ankunft dieser von Carl Elias Held angeführten Scharen bewirkte einen Umschwung der bis dahin noch recht schwankenden Stimmung in der Stadt zugunsten des republikanischen Agitators. Die jungen, nicht bürgerwehrlustigen Männer verlangten nach Waffen. Der Stadtrat mußte die noch im Gewahrsam der Stadt befindlichen Musketen herausgeben. Etwa 100 junge Leute, alle bewaffnet, verließen daraufhin mit den Bauern die Stadt; sie schlugen den Weg nach Balingen ein. Vor ihrem Abmarsch hatte sie Rau in einer Ansprache aufgerufen, durch mutige Entschlossenheit der Sache des Volkes zum Erfolg zu verhelfen. Die Rottweiler Bürgerwehr war in sich gespalten. Ein Teil neigte dazu, den Appellen Raus zu folgen und auszurücken, ein anderer Teil wollte sich, zumindest vorläufig, dem Zug nicht anschließen. Rau wandte seine ganze Beredsamkeit und volksmännische Überzeugungskraft auf, um Bedenken und Unentschlossenheit in den Reihen verschiedener Bürgerwehrrabteilungen auszuräumen und die Wehrmänner für seine Ziele zu gewinnen. Den sehr berechtigten Hinweis, daß die Mannschaft nur mangelhaft mit Waffen ausgerüstet und noch schlechter mit Munition versehen sei, tat er mit der Versicherung ab, dafür werde bzw. sei gesorgt. Zudem vermittelte er den Zaudernden ein über die Maßen günstiges Bild vom Stand und von der Ausbreitung der Erhebung. So behauptete er, der ganze Odenwald und das Unterland befänden sich bereits auf dem Marsch zur württembergischen Landeshauptstadt, in Cannstatt würden die Teilnehmer des Zugs von 2000 Turnern empfangen, das Militär werde nichts gegen sie unternehmen, sie vielmehr als Brüder begrüßen, Freuden- und Wachtfeuer würden ihnen den Weg nach Stuttgart weisen.

(Fortsetzung folgt)

Gedanken über den Rückgang der heimischen Schmetterlinge

Von Dr. med. H. Frank, Ebingen

Wenn man sich Gedanken darüber macht, warum unsere heimischen Schmetterlinge zurückgehen, so läßt sich eine umfassende Antwort nicht geben. Neben zahlreichen umweltbedingten Faktoren, die mit der Zersiedelung unserer Landschaft und der zunehmenden Technisierung zusammenhängen, spielt sicherlich der Einsatz von Insektiziden und breite Verwendung von Schädlingsvernichtungsmitteln in der Landwirtschaft eine wesentliche Rolle.

Daneben ist aber auch ein Rückgang bestimmter Sommerschmetterlinge in ungünstigen kalten und regnerischen Sommern, wie wir sie in den letzten zwei Jahren hatten, hierbei zu berücksichtigen. Wenn wir in den letzten beiden Sommern deutlich weniger Schmetterlinge gesehen haben, wobei vorwiegend Tagfalter gemeint sind, so ist dies nicht zuletzt auf die nassen und kalten Sommermonate zurückzuführen.

So gab es im Frühjahr 1978 relativ reichlich Aurofalter, da bei diesem Schmetterling die Puppe überwintert, außerdem waren im Frühjahr auch ausreichend die als Falter überwinterten Schmetterlinge Pfauenauge, kleiner Fuchs und Zitronenfalter vorhanden. Die Sommergeneration war aber dann im Vergleich zu anderen Jahren zahlenmäßig wesentlich geringer vorhanden. Man kann es sich so erklären, daß sicherlich zahlreiche Falter und noch mehr zahlreiche Raupengelege in den kalten Sommermonaten zu Grunde gegangen sind.

Auch für die sogenannten Migranten, das sind die „Zugvögel“ unter den Schmetterlingen, die jeden

Sommer erneut aus Nordafrika und dem Mittelmeerraum bei uns einwandern, ist ein nasser und kalter Sommer ein Grund für einen vermeintlichen Rückgang. Dieser Umstand läßt hoffen, daß in günstigen Jahren wieder verstärkte Populationen auftreten werden.

Wenn wir uns nach den Ursachen eines echten Rückgangs bestimmter gefährdeter Arten fragen, so soll dies wieder an praktischen Beispielen erläutert werden. Im Bereich der Schwäbischen Alb, aber auch im Großraum Stuttgart, gab es vor einigen Jahrzehnten und bis in die letzten Jahre hinein noch zerstreut, aber nicht all zu selten, den herrlichen großen und kleinen Schillerfalter sowie den großen Eisvogel.

Als die Holzabfuhr noch über feuchte, naturbelassene Waldwege mit Pfüzen und Pferdeäpfeln auf der Straße erfolgte, konnte der Schmetterlingsfreund nicht so selten einen der genannten Falter an einer Pfüze trinken oder an Pferdemit saugen sehen.

Sobald diese Holzabfuhrwege mit Makadam ver-

sehen wurden, blieben die genannten Falter aus. Auch Bläulinge, Distelfalter, Kaisermantel und Trauermantel konnte man an solchen sandigen, pfützenreichen Sträßchen häufig begegnen. Der Asphalt vertrieb sie weitgehend.

Ein weiterer wesentlicher Punkt, der zur Ausrottung der Schillerfalter und des großen Eisvogels beiträgt, ist die Abholzung ihrer am Straßen- oder Waldrand stehenden Futterpflanzen. Es sind dies alte Salweiden und alte Espen. Von den genannten Arten überwintert das sogenannte Eiräupchen in einem angespannten, dünnen Blatt. Wenn bei winterlichen Holzarbeiten die Futterbäume gefällt werden, bedeutet dies den Tod der kleinen Räupchen.

Ein anderes Beispiel: Unsere beiden größten Nachtschwärmer, der Totenkopf und der Windenschwärmer, leben vorwiegend in Kartoffeläckern. Die Raupe des Totenkopfs ernährt sich von Kartoffelkraut, die des Windenschwärmers an der Ackerwinde. Eine Behandlung mit Insektiziden gegen Kartoffelkäferbefall hat den Tod der beiden genannten Raupenarten zur Folge.

Die zunehmende Verkehrsdichte, vor allem das Vordringen der Autos in bisher nicht erschlossene Gebiete unberührter Natur trägt weiter zur Dezimierung der Schmetterlinge bei. Wir haben alle schon erlebt, wie ein Schmetterling gegen Kühler oder

Windschutzscheibe des fahrenden Autos knallt. Zahlreiche Raupen laufen vor der Verpuppung größere Strecken weit und überqueren dabei Straßen, wo sie von Autos überfahren werden.

Die Schmetterlinge müssen sich auch zunehmend wegen Mangel an Blumen zur Nektarsuche und wegen Rückgang spezifischer Futterpflanzen für die Raupen in ursprünglich gebliebene Landschaftsbezirke zurückziehen. Immer mehr werden Blumenwiesen zu Graswiesen. Hierbei ist zu erwähnen, daß hervorragende Schmetterlingsweiden vor allem die Kleeäcker sind. Am Klee leben auch viele Raupenarten. Es gibt Schmetterlingsarten, die wie manche Sing- und Greifvögel selbst in Großstadtgebieten heimisch werden konnten. Hier sind zu nennen der Ligusterschwärmer, das Abendpfaufauge sowie in südlichen Breiten der Oleanderschwärmer. Früher konnte man in kleinen Anlagen inmitten einer Stadt an Flieder, Schneeball oder Liguster noch relativ häufig die prächtigen Raupen des Ligusterschwärmers finden. Ihr zunehmender Rückgang ist wohl überwiegend auf den Kraftfahrzeugverkehr zurückzuführen.

Eine weitere Ursache für die Abnahme unserer

Schmetterlinge sind sicher auch die zunehmenden Singvogelzahlen. Je mehr Meisenkästen und Winterfütterung, desto weniger Schmetterlingsraupen. Ein Gelege von Trauermantelraupen, z. B. an einer alten Salweide, kann innerhalb von wenigen Tagen von 100 Raupen auf 0 dezimiert werden. Dies wird nicht zu verhindern sein, und der echte Naturfreund wird hiergegen auch keinen Einspruch erheben. Jedoch wäre zu überlegen, bei Kenntnis der Eigelege bzw. des Aussehens von sogenannten Raupen-Nestern, solche Gelege zuhause aufzuziehen und die nach einigen Wochen schlüpfenden Falter auszusetzen. So wäre ein echtes Aufstocken des Bestandes sicherlich möglich.

Zu erwähnen ist schließlich noch die zunehmende Abnahme der für die Forstwirtschaft weniger wertvollen Weichhölzer. Bevorzugte Futterpflanzen für viele, vor allem vom Aussterben bedrohte Schmetterlinge, sind Weiden und Pappel-Arten. Hier könnte der Naturschutz echt tätig werden durch Aufklärung der Forstbeamten.

Nur ganz am Rande müssen natürlich auch die Schmetterlingssammler erwähnt werden. Jedoch ist eher anzunehmen, daß durch echte Entomologen seltene Populationen erhalten werden können.

Über Herkunft und Heimat unserer Gartenblumen

Von Hans-Dieter Stöffler

Verbene

Die Garten- oder Feuerverbene (*Verbena chamaedryfolia*) mit brennend scharlachroten Blumen stammt wie die Kapuzinerkresse aus Südamerika und zwar aus den Ebenen von Buenos Aires. Sie wurde dort zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Pater Fenillée entdeckt und kam bald nach Europa, wo es dann rasch über 100 Spielarten gab.

Leberbalsam (*Ageratum*)

Sie stammt ebenfalls aus Amerika und ist eine noch heute oft gesehene Sommerblume.

Aster

Eine viel größere Rolle aber spielt im deutschen Garten die Aster. Überall prangen in allen Gärten im Sommer und Herbst ihre leuchtenden bunten Farben. Die Sommeraster stammt fast ausschließlich von der chinesischen Aster (*Callistephus chinensis*), die zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingeführt wurde. Ebenso wertvoll wie die einjährige

Sommeraster sind die perenierenden Herbstasternarten, die teils aus Nordamerika, teils aus Südeuropa stammen. Heimische Wildastern sind das Alpenmaßliebchen (*Aster bellidialstrum*) der lichten, mergeligen Abhänge und die Vergilaster (*Aster amellus*) der Steppenheiden- und Trockenrasen.

Resede (*Reseda odorata*)

Die wegen ihres Wohlgeruchs einst sehr beliebte Resede stammt aus Nordafrika und kam in der Barockzeit zunächst einmal nach Paris.

Phlox

Der Phlox, den man mit dem ursprünglichen deutschen Namen Flammenblume kaum noch kennt, stammt aus Nordamerika und ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bei uns bekannt. Der ausdauernde Phlox gehört zu den bedeutendsten Stauden im neuzeitlichen Garten. Der Gartenkünstler Förster verstieg sich sogar zu der ausgefallenen Bemerkung: „Das Leben ohne Phlox ist ein Irrtum.“

Zinnie

Sie stammt aus Mexiko und wurde von Linnée nach dem Botaniker und Anatomen Zinn benannt.

Kamelie

Sie stammt aus Japan und wurde aus den Wäldern Japans 1739 zunächst einmal von dem Jesuiten Camellius nach Amerika gebracht. Die frost- und kalkempfindliche Pflanze hat im Tessin eine zweite Heimat erhalten.

Hortensie

Die Hortensie wurde von Commercon 1767 in China entdeckt und nach seiner Geliebten, Hortense Bare, so benannt. Die Botaniker hatten damals noch viel Auswahl, ihren Freundinnen berufsspezifische Denkmäler zu setzen. Heute ist auch hier der Spielraum kleiner geworden.

Begonie

Heimat Ostindien, China, Japan und tropisches Amerika.

Liebesblume (*Agapanthus umbellatus*)

Das in herrlichem Blau blühende Liliengewächs stammt vom Kap der guten Hoffnungen, daher ist die Pflanze sehr frostempfindlich. Sie wird ähnlich wie die Fuchsie als Kübelpflanze gezogen.

Pelargonie

Auch sie stammt aus Südafrika und gehört zu den beliebtesten Topfpflanzen. Der Name Pelargonie wurde der Pflanze von L'Heritier (1746-1800) gegeben, während Linnée sie zu der Gattung der Geranien zählte.

Dahlie oder Georgine

Sie wurde 1784 von Mexiko, wo man sie wildwachsend traf, vom Direktor des botanischen Gartens von Mexiko, Cervantes, nach Madrid gesandt und kam von dort 1787 nach England, wo sie schnell Anlaß zu maßlosen Auswüchsen der Blumenliebhaberei gab, die dem holländischen Tulpenrummel kaum nachstand. Man zahlte nämlich bis zu 1000 Taler für besonders schöne Spielarten. Humboldt schickte 1804 Georginensamen nach Berlin, doch waren diese schon um 1800 in Dresden bekannt. Die erste gefüllte Georgine zog 1808 der Garteninspektor Hartwig in Karlsruhe. Um die gleiche Zeit kam etwa das Heliotrop aus Peru zu uns.

Azaleen

Die Stammarten kamen meist aus Ostindien, China, Japan und Nordamerika. Die 1793 bei uns erscheinende pontische Azalee mit meist gelben Blüten ist in den Ländern des Schwarzen Meeres, besonders bei Trapezunt, heimisch. Der Honig von den Blüten der pontischen Azalee ist stark narkotisch. Sein Genuß bewirkte bei den 10 000 Griechen des Xenophon, welche bei Trapezunt diesen Honig gegessen haben, Erbrechen und Durchfall, beraubte sie und beraubte sie 3-4 Tage lang ihrer Kräfte. Die Azalee liebt saure Böden und kommt daher bei uns nur mäßig fort. Wer durchaus Azaleen und Rhododendren ziehen will, soll sich lieber nach Baden-Baden oder Freiburg versetzen lassen.



Alpenmaßlieb (*Aster bellidialstrum*)

Foto: Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Aus der Geschichte des „Röble“ zu Erzingen

von Helmut Härter

Seit dem Tod von Max Pfister im September 1976, der in der fünften Generation das im weiten Umkreis bekannte Gasthaus „Röble“ mit Metzgerei und Landwirtschaft zusammen mit seiner Mutter Mathilde bewirtschaftete, war der Gaststättenbetrieb eingestellt. Zum Jahreswechsel hat das renommierte Gasthaus an der B 27, auf der einst schon Goethe in die Schweiz reiste, in dem Küchenmeister Paul Bitterlich einen neuen Besitzer gefunden.

Ein künstlerisch gestalteter Text, bis zum Besitzerwechsel Schmuckstück der Gaststube des zwei Jahrhunderte alten Hauses, schildert die Geschichte der ehrwürdigen Gastwirtschaft: Am 24. August 1775 bittet der „geweihte“ Dorfvogt Joh. Hertter von Erzingen um die Erlaubnis, an der neuen Chaussee gegen Dotternhausen eine Schildwirtschaft mit Bierbrauerei betreiben zu dürfen. Die Straße sei die sog. Schweizer Route Stuttgart-Hechingen-Balingen-Tuttlingen-Schaffhausen. Sie sei von Balingen über Endingen und die Erzinger Markung neu hergerichtet worden. Um eine „Geräde“ zu erzielen und einen beschwerlichen Hohlweg zu meiden, sei sie nun so geführt worden, daß der Flecken Erzingen 10 bis 12 Ruten (eine württembergische Rute 2,865 Meter) auf der Seite liegen bleibe. Wenn das Stück der neuen Straße, das auf der Erzinger Markung liege, nicht mit Häusern besetzt werde, habe das „Herzoglich Württembergische Commerzio“ keinen Vorteil von der Chaussee. Einige Häuser und eine Schildwirtschaft seien unbedingt nötig, zumal der österreichische Fleck Dotternhausen nur eine halbe Stunde entfernt sei und alle Fuhrleute anziehen werde. Er möchte deshalb das ihm „von Gott bescherte Vermögen“ dahin anwenden, Haus mit Stallung zu erbauen, eine Wirtschaft „zum Röble“ aufzutun, Bier zu brauen, Branntwein zu brennen und Wein zu schenken. Um diese „kostbare Unternehmung“ ins Werk zu setzen, möge man die Gemeinde veranlassen, ihm einen Streifen Allmand zu schenken, Steuerfreiheit „auf genugsame Jahre“ zu gewähren, leidentliche Hellerzinse anzusetzen und die Einfuhr zweier Wagen (zehn bis zwölf Eimer) Markgräfler und Breisgauer Weine, die gut und billig seien, zu gestatten. Das Kesselgeld vom Bier bitte er vorläufig auf die Hälfte herabzusetzen, Um-

geld wolle er geben wie die zu Balingen und ebenso die kleine Maß schenken (in Erzingen waren die anderen Wirte umgeldfrei - Umgeld = eine Art Umsatzsteuer - und schenken die große Maß, d. h. vom Eimer 16 Imi und vom Imi zehn Maß statt elf).

Am 22. September 1775 gibt der Oberamtmann und Keller Lotter von Balingen seinen Beibericht zu dem Gesuch. Er sagt, der Gedanke Hertters sei gut, aber mit seinen Vermögensverhältnissen stehe es schlecht, da der „nervus rerum gerendarum bei ihm

über die Maßen“ fehle. Die Gemeinde könne ihm den Platz (36 Schuh breit und 26 Schuh läng) nicht schenken, verteile aber die Zahlung des Kaufpreises (15 Gulden) auf fünf Jahre. Ebensovienig könne sie ihm Steuerfreiheit gewähren. Wenn Hertter ferner noch verlange, daß außer seiner Wirtschaft keine andere an der Chaussee geduldet werde, sei dieses privilegium exclusivum nicht rätlich.

Am 30. September 1775 bittet Joh. Jetter, Bürger und Bäck, ebenfalls um die Konzession zu einer Schildwirtschaft an der neuen Straße unter ähnlichen Bedingungen. Er würde den Schild zur „Sonne“ aushängen. Von Stuttgart kam die Anregung, die beiden Wirte möchten sich doch vergleichen, da zwei Wirtschaften zu viel seien. Am 23. Januar 1776 verglichen sich die beiden Konkurrenten dahin, daß Hertter den Versuch unternehmen solle. Falls er das Anwesen nicht halten könne, habe Jetter das Vorkaufsrecht. Am 19. März 1776 erfolgt die Konzession mit der Maßgabe, daß der Wirt (Hertter) Schildwirtschaft mit Brauerei und Branntweimbrennerei treiben dürfe. Die Gebühren sind folgende: sechs Gulden Kesselgeld auf sechs Jahre, nachher pro Jahr zwölf Gulden, drei Gulden Wirtschafts-Rekognitions-geld, eine alte Henne und zwei Herbsthühner Zins, sowie drei Vierling (1 V. = 5,54 Liter) Überreiterkorn Zehnt. Steuerfreiheit auf acht Jahre.

Am 19. Februar 1778 bittet Jetter um Konzession. Hertter habe das „Röble“ nicht behaupten und nicht betreiben können, da er sofort in Gant geraten sei. Er (Jetter) habe das Anwesen aus der Gantmasse um 900 Gulden gekauft unter der Voraussetzung, daß er die gleichen Rechte genieße wie Hertter. Statt der kleinen Maß müsse er aber die große Maß schenken und deswegen um Befreiung vom Umgeld bitten. Die „großmäßigen Wirtschaften“ der Umgebung ziehen mehr Leute an als die „Kleinmäßigen“.

Am 2. März 1778 bekommt Jetter die Wirtschaft mit allen Rechten als privilegium reale. Die Brauerei sei kein privilegium reale, das Kesselgeld dürfe aber so bezahlt werden, wie schon mit Hertter vereinbart worden sei. 1825/26 nennt die Umgeldrechnung einen Tobias Mebold als Pächter des „Röble“ (Besitzer: Goldadlerwirtschwitwe Harttmann in Balingen), 1830 einen Pächter J. G. Mebold, 1835 ist Jakob Eith Besitzer, 1850 ein Jakob Pfister Pächter, der das Lokal in einem der folgenden Jahre erwerben konnte (in der Steuerliste von 1861 ist derselbe als Besitzer aufgeführt). Von diesem übernahm dessen Sohn Jakob (geb. 1852) das Gasthaus. Nachfolger von Jakob II. war Sohn Karl Pfister, geb. 1884, der das Anwesen 1907 übernahm und mit Metzgerei bis zu seinem Tod 1942 bewirtschaftete.

In der vierten Generation kam nun der älteste Urenkel des ersten Besitzers der Pfister-Dynastie auf das Geschäft, Karl Pfister (geb. 1907), der 1970 im Alter von 63 Jahren starb. Er war der Vater des letzten Gliedes in seiner Ahnenreihe, die das ehrwürdige Gasthaus 128 Jahre lang innehatte, das als echter Dienstleistungsbetrieb vorbildlich für das Wohl seiner Gäste sorgte.

Der Knollenmergel – ein berüchtigter Baugrund

Von Fritz Schärer

Wandern wir vom Neckartal bei Oberndorf auf den „Kleinen Heuberg“ bei Brittheim oder Bickelsberg, so erreichen wir zunächst bei Bochingen oder Sigmarwangen die flache Hochlandschaft des Muschelkalks und der Lettenkohle mit ihren Äckern, hinter denen stufenartig die Waldhöhen des Keupers mit einem Wechsel von weichen und härteren Gesteinslagen aufsteigen. Der Rücken dieser Höhen wird zumeist vom Stubensandstein gebildet. Davor baut sich schemelartig zwischen Trichtingen und Vöhringen deutlich ein Vorgebirge auf. Es sind die flachen abgeebneten Hügel im Schilfsandstein über dem Tal des Trichtenbachs, die neuerdings die Autobahn benützt, und weiter nördlich bei Renfrizhausen, wo sie lange abgebaut wurden.

Im Anstieg zur Kante des untersten Schwarzen Jura des Kleinen Heubergs müssen noch 30-40 m

Höhenunterschied überwunden werden. Die Waldwege, die meist steil emporklimmen, sind hier in nassen Zeiten ungemein schlüpfrig, und der an ihnen entblöste Untergrund zeigt eine lebhaft blutrote Farbe. Wir sind in den gefährlichen Knollenmergeln angelangt. Sie sind ein berüchtigter Baugrund für Häuser und Straßen wegen ihrer Neigung zu Quellungen und Rutschungen. Es sind einformig blut- bis violettrote Letten und Mergel, die vor allem an ihrer Basis etwa walnußgroße, rötlichgraue Mergelknollen enthalten (Knollenmergel!). Von den tieferen Mergelzonen des Keupers (Gipskeuper, Bunte Mergel) unterscheiden sie sich deutlich durch ihre Einformigkeit der Färbung, ihrer weniger hervortretenden Schichtung und ihrer großen Neigung zur Rutschung.

Als ein bis 40 m breites Band ruht der Knollen-

mergel in den Tälern der Eyach und Schlichem und ihrer Nebenbäche unter dem schützenden Dach der scharfgeschnittenen, unverkennbaren Kante der harten Lias-Deckschichten, mit denen die Hochflächen des Kleinen Heubergs einsetzen. Neben seiner lebhaft roten Farbe fällt im Feld- und Wiesengelände die unruhig wellige oder kissenförmige Oberfläche auf. Im Eyachtal unterhalb der Balingen Kläranlage, im Wettbachtal unterhalb Engstlatt, im Schlichemtal bei der Berstnecker Mühle usw. ist alles voller Wüste und Aufwölbungen. Die Bäume hängen hier nach allen Richtungen (beim Südanstieg nach Rosenfeld, Name „Rote Halde“). Bei älteren Rutschungen haben sie sich wieder aufgerichtet, „schlagen Haken“.

Die Knollenmergel sind durchzogen von zahlreichen kreuz und quer verlaufenden Klüften und Rissen. Bei starken Regengüssen saugen sie sich voll mit Wasser und quellen stark auf, bis auf das Dreifache. Umgekehrt schwinden sie beim Austrocknen, so daß breite tiefe Risse entstehen, in die wieder das Wasser eindringen kann und die Mergel dann aufquellen und ins Rutschen und Abwärtsgleiten kommen. So kommt einerseits nicht selten eine Abschwemmung auf den Stubensandstein, andererseits ein bruchloses Nachgleiten des Unteren Lias zustande. Bei Kirchberg und noch mehr nordwestlich Heiligenzimmern zwischen dem Dicken Berg und Nonnenbühl ist es zu derartigen Bodenverlagerungen gekommen. In diesem quelligen Gebiet ist der durchfeuchtete Knollenmergel teilweise bis auf die Gipskeuper hinabgewandert.

Die Beweglichkeit des Knollenmergels hat vielfach erheblichen Schaden angerichtet. Schon den Römern ist der Limes beim Haghof gegen das Leintal abgewandert und abgerutscht. Die Bahn von Gmünd nach Göppingen kostete statt 2,5 Millionen, weil der Knollenmergel rutschte, das Doppelte. Zwischen Metzingen und Nürtingen mußte die Bahnlinie dauernd geflickt werden. Der Bahnhof Neckartailfingen, der auf Knollenmergel steht, wird durch eiserne Klammern zusammengehalten. Der Kirchturm von Neckartailfingen ist schief. Auf dem Östberg in Tübingen wurde im Knollenmergel ein Wasserspeicher wegen unvorsichtigen Baus undicht und zog die benachbarten Häuser in Mitleidenschaft. Heute wird jedoch bei entsprechenden Sicherungen im Knollenmergel rings um Tübingen

und Rosenfeld gebaut („Wanne“ in Tübingen, „Rote Halde“ und Weingartenbachtal in Rosenfeld).

Die Überwindung der rutschenden Knollenmergel beim Straßenbau im „Kühlen Grund“ bei Ostdorf unmittelbar unter der Liaskante hat ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitet. Die „Millionenstraße“ von Owingen nach Ostdorf kostete in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts statt 126 000 RM fast das Vierfache, nämlich 426 000 RM. Beim Neubau der Bundesstraße 27 an der Neukircher Steige rutschte eine Fahrbahn vollständig ab. Erst nachdem entsprechende Entwässerungen und ein anderer stärkerer Unterbau angelegt waren, konnte dem Übel begegnet werden. In Ellwangen gibt es im Knollenmergel einen „Schuldenbuckel“.

In kurzen Zeitabständen müssen die Straßen Geislingen - Rosenfeld unterhalb Hofstetten (Majock), wie auch die Straßen von Leidringen ins Schlichemtal immer wieder ausgebessert werden, da sie bucklige Aufwölbungen aufweisen, zu „Wellblechstraßen“ geworden sind. In früheren Jahren waren gerade Wege im Anstieg des Knollenmergels oft grundlos, deshalb liegt hier oft Hohlweg neben Hohlweg. Besonders wichtige Wege, wie z. B. der Kirchweg von Tübingen nach Gößlingen, wurden mit Sandsteinen gepflastert (Tübingen war bis zur Reformation nach Gößlingen eingepfarrt).

Eine durch Abrutschen immer wieder entblößte Stelle des nach Tübingen hinaufführenden Tälchens, des Weiherbachs (im Schlichemtal talabwärts), leuchtet an einer Mergelwand immer wieder rot auf. Hier wurden öfters schon Knochenstücke gefunden, die vermutlich von Dinosauriern stammen. Diese gefundenen Reste wurden eine Zeitlang unter der unrichtigen Bezeichnung Zanolodon geführt. Eine der berühmtesten Fundstellen dieser Saurier liegt im Trosseltal bei Trossingen, wo in den 30er Jahren reiche Funde hervorragend schöner Erhaltung gemacht wurden. Heute werden diese riesigen Schreckensechsen (aufgestellt im Naturkundekabinett Stuttgart) des „Schwäbischen Lindwurms“ mit seinen spitzen, bis 12 cm langen Krallen, der 40 m lang wurde, dem Plateosaurus zugeschrieben. Es war ein flinker, kräftiger Räuber, der bei raschem Gang nur die Hinterbeine benützte. Diese Saurier kamen wohl in Rudeln auf ihren Wanderungen vom wasserreichen Hochland durch die rote Staublandschaft und wurden dort zum Teil

eingebettet. „Soll man da nicht vom Lindwurm träumen, welchen einst Ritter Georg erlegte? Glücklicherweise erfaßten ihn diese Krallen nicht, sonst hätte er ins Gras beißen müssen, die Stadt des tapferen Ritters (Tübingen) stünde nicht“ (Quenstedt).

Die Entstehung der Knollenmergel stellt man sich folgendermaßen vor: Aus den randnahen Gebieten, in denen Flüsse und Schichtfluten Sand und Schlamm abladen, blies der Wind den roten Sand aus und trug ihn beckenwärts, ähnlich wie in der Eiszeit aus den Moränen und Schottern den Löß, während die älteren Keupermergel an ausgedehnten Lagunen eines flachen Küstenlandes mit meist süßem oder brackischem, in Zeiten offener Meeresverbindung auch salzigem Wasser entstanden sind.

Die Böden der Knollenmergel sind als Wiese oder Wald geeignet. Durch seine Rutschungen ist er aber gefährlich, seine Oberfläche sehr unruhig. Besonders üppiger Graswuchs zeigt sich vor allem da, wo aus dem untersten Lias darüber Quellen austreten und das Gehänge berieseln. Doch ist die Neigung der Hänge zu Rutschungen recht störend. In sehr trockenen Zeiten bilden sich auffällige Risse und die Böden dorren aus. Oft sind die Knollenmergelhänge auch gerodet und dann zu Baumgütern und Wiesen gemacht worden (Bommlershof).

Die weichen Knollenmergel sind fast nur da erhalten geblieben, wo sie eine, wenn auch nur dünne Decke der Liaskalke oder -sandsteine schützt. Kilometerweit haben sich die vom Liasplateau herabstürzenden Bäche (Stunzach bei Rosenfeld usw.) oder selbst die schwachen Quellwasserläufe, die an seiner Basis entspringen, in die verhältnismäßig dünne Liasplatte eingegraben. An ihrem Rande fängt der durch das Quellwasser durchfeuchtete Knollenmergel an abwärts zu wandern, der darüber lagernde Lias sackt nach und rutscht mit ab und überzieht die roten Knollenmergel mit gelblichem Schuttmateriale. So wird die Liasdecke in lappig vorspringende und oftmals gänzlich isolierte Stücke zerlegt, von denen man eine herrliche Aussicht über das Keuper- und Muschelkalkvorland wie über die Juralandchaft bis zu den leuchtenden Felsenkränzen und Rutschen unserer höchsten Albberge genießen kann.

Gottlieb Rau und die Revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848

von Dr. Paul Sauer
Fortsetzung

Am Abend entschied sich das bürgerliche Jägerkorps für eine Teilnahme an der Cannstatter Volksversammlung. Es marschierte gegen acht Uhr, ungefähr hundert Mann stark, mit Musketen und Seitengewehren bewaffnet, unter klingendem Spiel aus der Stadt. Rau gab den Wehrmännern zur Ermunterung und Ermunterung auf ungeprüften Gerüchten beruhende Erfolgsmeldungen mit auf den „heiligen“ Zug. Gustav von Struve, so teilte er mit, habe im badischen Seekreis die ihm entgegen geschickten Truppen des Großherzogtums geschlagen. Freiburg sei im Besitz der Republikaner, das ganze Unterland, der Odenwald und Bayern befänden sich im Aufstand. Am nächsten Morgen um vier Uhr brachen die Bürgerwehrmusketiere auf, nicht ohne daß der Stadtrat und ein Kompanieführer zuvor noch versucht hatten, sie zum Zuhausebleiben zu überreden.

Um fünf Uhr früh am 26. September veranlaßte Rau den Buchdrucker Uhl, im Eilverfahren ein Nachrichtenflugblatt in mehreren tausend Exemplaren zu drucken. Hierin wurde zunächst auf Grund der Aussagen eines soeben in Rottweil eingetroffenen Augenzeugen „ganz zuverlässig“ von dem siegreichen Vordringen der Republikaner in Baden berichtet. Nach dieser Darstellung sollten die unter dem Befehl von Gustav von Stuve und Theodor Mögling stehenden Streitkräfte 7000 bis 8000 Mann stark sein, am Nachmittag des 25. September ein Badisches Truppenkorps von 1900 Mann vollkommen geschlagen haben und jetzt Freiburg belagern. An die Meldungen aus Baden schloß sich das „Erste Bulletin aus Württemberg“ an, ausgegeben am 26. September morgens um vier Uhr. In ihm wurde mitgeteilt, daß sich der ganze Seekreis (gemeint waren wohl die an den badischen Seekreis angrenzenden württembergischen Gebiete) wie ein Mann erhoben habe. Wohlgefällig wurde sodann festgestellt: „Der Abmarsch der Rottweiler Bürger und ganzer Gemeinden aus der Umgebung wird die badischen Brüder begeistern. Schramberg, Oberndorf und Sulz bewegen sich mit ihren Amtsangehörigen vorwärts. Die Begeisterung ist allgemein. Selbst die Frauen sind entflammt für die große

Sache des „Volks“. Rau und seine Anhänger ließen das Nachrichtenblatt in Rottweil und in den umliegenden Dörfern in dem Bestreben verbreiten, möglichst viele Männer zum Anschluß an den Zug zu veranlassen.

Morgens um sieben Uhr kam ein Trupp Bauern aus Villingendorf durch die Stadt. Rau begrüßte ihn und ermunterte ihn zum ungesäumten Weitermarsch. Eine Stunde später verließ er selbst, begleitet von Kreuzwirt Mager, in einer Extrapostchaise Rottweil. In der Stadt befanden sich jetzt als geschlossene bewaffnete Einheiten nur noch die Scharfschützen und die reitende Bürgerwehr. Letztere war offensichtlich zur Bedeckung eines Transports von 15 Zentnern Pulver ausersehen, die der Rottweiler Pulverfabrikant Burckardt liefern sollte, aber dann doch nicht lieferte. Gegen Mittag zogen auch die Reiter, vollständig bewaffnet, in Richtung Balingen ab.

Daß in Balingen am 26. September gerade Jahrmakkt war, als Rau dort eintraf, kam seiner Agitation sehr zustatten. Nach dem Bericht des Balingen Oberamtmanns jubelte ihm alles Volk zu. Ein Einschreiten der Behörden schien aussichtslos, zumal die örtliche Bürgerwehr eine „auführerische Gesinnung“ zur Schau trug. Mit kaum zu überbietendem Eifer suchte Rau, die Bevölkerung für seine Ziele zu gewinnen. Er sandte Boten und Schreiben in die benachbarten Orte und nutzte jede Gelegenheit zur propagandistischen Einwirkung auf die Einwohner. Wiederholt, zuletzt vor mehreren tausend Menschen, warb er in beredten Worten für die Teilnahme am Zug nach Cannstatt. Harte Anklagen erhob er auch hier gegen die Fürsten und Herren, die er bezichtigte, dem Volk das Herzblut herauszusaugen und es der Hungersnot preiszugeben. Über den Erfolg des Zugs gab er sich unter Berufung auf die Nachrichten aus Baden nach wie vor sehr optimistisch. Den älteren Bürgern, die nicht mitmarschieren konnten, riet er, einen Sicherheitsausschuß zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu bestellen. Die Landleute forderte er auf, in der kommenden Nacht auf den Bergen große Feuer anzuzünden, damit sich das Unterland gleichfalls rüste.

Die Balingen Bürgerschaft war durchaus geneigt, den Appellen Raus zu folgen, machte ihre Teilnahme allerdings davon abhängig, daß die Bereitschaft, sich dem Zug nach Cannstatt anzuschließen, allgemein war. Massiven Druck übte Rau auf die Bürgerwehr der Stadt aus. Dennoch vermochte er den Befehlshaber nicht zum sofortigen Aufbruch zu bewegen. Dieser schob vielmehr den Abmarsch seiner Truppe bis zum nächsten Morgen auf. Bis dahin konnten die von Balingen nach Tübingen und Stuttgart abgesandten Deputierten zurück sein, die den Auftrag hatten, die Lage und Stimmung in den beiden Städten zu erkunden.

Im Lauf des Tages wurde aus Zeitungen und durch Privatnachrichten bekannt, daß die Erhebung Struves von badischen Truppen niedergeschlagen worden war. Von noch größerem Gewicht indessen war die Mitteilung der zurückkehrenden Deputierten, im Unterland sei nicht nur alles ruhig, sondern die Regierung zeige sich auch entschlossen, gegen demokratisch-republikanische Unruhestifter vorzugehen. Die Rottweiler Abgesandten Dr. Uhl und Stadtrat Saier waren auf ihrer Reise nach Stuttgart in Tübingen zufällig mit dem Kunstmaler Alexander Simon, dem aus Stuttgart ausgewiesenen Mitglied des verbotenen Demokratischen Kreis-Vereins, zusammengetroffen. Dieser hatte dringend von dem geplanten Zug nach Cannstatt abgeraten und Rau bestellen lassen, er solle sich um Gottes Willen nicht ins Unglück stürzen, sein Unternehmen finde keinen Anhang. Als Dr. Uhl und Stadtrat Saier am Abend des 26. September bei ihrer Ankunft in Balingen Rau die Warnung Simons übermittelten, war dieser sehr ungehalten darüber, stellte ihre Nachrichten in Zweifel und nannte Saier gar einen Verräter. Hingegen verfehlte die Mitteilung der Deputierten, daß im Unterland alles ruhig sei, ihre Wirkung auf die in Balingen angelangte und dort vorübergehend einquartierte Rottweiler Bürgerwehr nicht. Der Befehlshaber, Pfeffer, entschloß sich mit Zustimmung der Mehrheit seiner Wehrmänner, am nächsten Morgen den Rückmarsch nach Rottweil anzutreten. Trotz dieses Stimmungsumschwungs wagten die Behörden nicht gegen

Rau etwas zu unternehmen. Rau besaß noch immer große Sympathien bei der Einwohnerschaft, vor allem aber hatte er zahlreiche zu gewaltsamem Widerstand entschlossene Anhänger. Beamte aus Rottweil und Stuttgart, die zu seiner Verhaftung nach Balingen geschickt worden waren, wurden bedroht und mußten sich verstecken.

Trotz der Hiobsbotschaften aus Baden, deren Glaubwürdigkeit er übrigens energisch in Frage stellte, erlahmte die Aktivität Gottlieb Raus nicht im mindesten. Während der Nacht vom 26. auf den 27. September, in der bei Pfeffingen Feuer loderten, unterrichtete er in einem Schreiben den Binsdorfer Schultheißen von dem Entschluß Tausender von Männern, in Cannstatt einen Volkstag zu halten, „um endlich einmal ins Klare zu kommen“, da bisher alles Adressenmachen und alles Warten auf die Nationalversammlung die Sache des Volkes nur verschlimmert habe. Von Rottweil und Balingen, so schrieb er, marschiere eine Kolonne nach Tübingen, von Schramberg über Oberndorf, Sulz, Horb und Rottenburg eine zweite gleichfalls nach Tübingen. „Dieser Letzteren wollen Sie sich anschließen. Lassen Sie sich nirgends irre machen durch das dunkle Getriebe der Beamten; das Volk, das Vaterland ist ja gerade durch sie in Gefahr gekommen“. Rau unterzeichnete seinen Aufruf „im Namen einer in Rottweil und hier abgehaltenen Volksversammlung von 16 000 Männern“.

Am Morgen des 27. September verfügte Gottlieb Rau über keine einsatzbereite Mannschaft mehr. Als um 8 Uhr für die Balingen Bürgerwehr das verabredete Zeichen zum Anreten gegeben wurde, fand sich niemand auf dem Sammelplatz ein. Die Rottweiler Bürgerwehrmänner machten sich auf den Heimweg. Rau, der sie in einem leidenschaftlichen Appell zum Weitermarsch zu bewegen suchte, wurde von der Front der Angetretenen weggewiesen. In Begleitung von Werkmeister Joseph Göttle, Kreuzwirt Bernhard Mager und Kellner August Spreng verließ er Balingen und schlug den Weg nach Sulz ein, wo er sich an die Spitze des von Schramberg ausgegangenen Zuges zu setzen hoffte. Eine kleine Schar von Bauern aus Pfeffingen, die bereits bis nach Hechingen gekommen war, kehrte, als sie von dem Zusammenbruch der Erhebung in Balingen erfuhr, nach Hause zurück.

In Schramberg hatte die Bürgerwehr unter dem Eindruck der Rottweiler Volksversammlung am 24. September beschlossen, sich an dem Zug nach Cannstatt zu beteiligen, und zwar bewaffnet und mit klingendem Spiel. In einer Erklärung vom 30. September motivierten die Offiziere der Schramberger Bürgerwehr nachträglich ihre Entscheidung damit, daß sie nichts Gesetzwidriges darin gesehen hätten, Wünsche und Beschwerden in einer Volksversammlung vorzubringen. Raus Aufforderung habe aber noch besonders deshalb Beifall gefunden, weil „der jetzige Druck der Zeit nicht mehr auszuhalten ist, und wenn er noch längere Zeit fortduert, die jetzige Volksgeneration notwendigerweise zugrundegehen muß“. Die Offiziere räumten ein, es sei ihnen bekannt gewesen, daß die bewaffnete Teilnahme an Volksversammlungen nach § 5 des Volkswehrgesetzes verboten sei, doch stehe kein Wort davon im Gesetz, daß man auf die weite Reise keine Waffen hätte mitnehmen dürfen. Sie hätten daher dem Schramberger Schultheißen und dem Oberamtmann in Sulz zugesichert, daß, wenn sie keine Erlaubnis zum Beibehalten der Waffen bekämen, sie diese wenige Stunden vor Stuttgart niederlegen würden. Im übrigen hätte sie die Aufforderung der Regierung an das württembergische Volk vom 23. September, sich bei bedrohlichem Zustand um sie zu scharen, in ihrem Vorsatz bestärkt, die Waffen mitzunehmen. In der Morgenfrühe des 26. September zog die 150 Mann starke Schramberger Bürgerwehr mit klingendem Spiel in Oberndorf ein. Ihre Versuche, die Oberndorfer Bürgerwehr zum Anschluß zu veranlassen, scheiterten wie schon zuvor ihre entsprechenden Bemühungen in den Landorten, durch die sie marschiert war. Lediglich in Winzeln schlossen sich ihr 21 Mann an. Eine Aufforderung des Oberndorfer Oberamtmanns zur Umkehr wies sie ab. Sie kampierte bis um vier Uhr des folgenden Morgens (27. September) vor der Stadt und setzte dann, verstärkt durch vier Oberndorfer Bürger, von denen drei bewaffnet waren, ihren Marsch in Richtung Sulz fort. In Sulz herrschte am 26. September unter der Bürgerschaft eine gespannte Atmosphäre. Ein Vertrauter Raus, Carl Elias Held aus Rottweil, rief in einer stürmisch verlaufenden Bürgerversammlung die Einwohner zur Teilnahme an dem Cannstatter Zug auf. Als am 27. September die Schramberger in mustergültiger Ordnung, wie der Oberamtmann berichtete, hier anlangten, schlossen sich ihnen etwa 16 Bürger, allerdings unbewaffnet an, und dies, obwohl zuvor der Erlaß des Ministeriums des Innern vom Vortage, der die Bevölkerung nachdrücklich auf das Verbrecherische des Rauschen Unternehmens hinwies und sie vor einer Beteiligung warnte, bekanntgegeben worden war. Die Schramberger Bürgerwehr und die kleine Schar von Wehrmännern aus Winzeln, Oberndorf und Sulz, die mit ihr gemeinsame Sache mach-

ten, verließen nach kurzem Aufenthalt Sulz. Sie kamen nicht mehr weit. Das Ausbleiben von Zuzügen und die zunehmend abweisende Haltung der Einwohnerschaft der Orte, durch die sie marschierten, wirkten ernüchternd. Sie sahen, daß sie getäuscht worden waren daß hinter Gottlieb Rau nicht das Volk, sondern allenfalls eine verschwindend kleine Minderheit stand. Die meisten Teilnehmer des Zuges kehrten deshalb schon zwischen Sulz und Nordstetten um und beeilten sich, wieder in ihre Wohnorte zu kommen. Lediglich etwa 30 Mann setzten ihren Marsch bis Horb fort, um sich dann dort aufzulösen und den Rückweg anzutreten. Gottlieb Rau hielt am Abend des 27. September in Sulz noch eine stark besuchte Versammlung ab. Doch vermochte er mit seinen beschwörenden Worten bei der Bürgerschaft nichts mehr auszurichten. Am Tag darauf stellte er sich in Oberndorf freiwillig den Behörden. Er wurde auf den Hohenasperg gebracht.

Seine harte Untersuchungshaft auf dem Hohenasperg zog sich bis Anfang 1851 hin. Hart tadelte er, als er endlich vor Gericht stand, die königlich württembergische Justiz. Sie habe ihm, obwohl er nie zuvor mit ihr in Konflikt geraten gewesen sei, 28 Monate Haft, davon 20 Monate Einzelhaft, zugemutet. Sie habe ihn selbst in der Stunde, während der er sich täglich in frischer Luft bewegen durfte, zum Schweigen gegen seine Mitgefängenen verdammt, habe nur seinen nächsten Verwandten gestattet, ihn zu besuchen, und beharrlich seine einstweilige Freilassung gegen Kautionsverweigerung. Ohne die Unterstützung treusorgender Freunde hätte er bei der unzutraglichen Nahrung, an die er gewiesen worden sei, erkranken und dahinsiechen müssen.

Der Prozeß vor dem Rottweiler Schwurgericht

Am 20. Januar 1851 begann in Rottweil nach langen intensiven Ermittlungen vor dem außerordentlichen Schwurgerichtshof für den Schwarzwaldkreis der Prozeß. Der Präsident des Gerichts, Obertribunalrat Freiherr von Wächter, sprach bei der Eröffnungssitzung vom „ersten großen politischen Prozeß unseres Vaterlandes“. Vor den Schranken des Gerichts hatten sich zwölf Angeklagte wegen versuchten Hochverrats zu verantworten. 538 weitere in die Untersuchung verwickelte Personen waren schon zuvor vom König begnadigt worden. Bereits vor Prozeßbeginn waren 1455 Personen vernommen worden. 295 von ihnen wählte die Staatsbehörde (Staatsanwaltschaft) aus, um vor dem Gericht selbst als Zeugen auszusagen. Die Verteidigung machte 45 Entlastungszeugen namhaft. Die Voruntersuchung umfaßte 2500 Aktenstücke, und die Protokolle enthielten nicht weniger als 19 707 Vorhalte (Ermittlungsfragen). Der Prozeß zog sich über zwei Monate hin. Am 31. März erfolgte die Urteilsverkündung, und am 1. April 1851 fand die letzte Sitzung statt.

Gottlieb Rau hatte bereits am ersten Verhandlungstag Gelegenheit, zu den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen Stellung zu nehmen. Als Zweck seines von Rottweil ausgegangenen Unternehmens bezeichnete er die Veranstaltung einer Riesenversammlung, damit das Volk gewissermaßen unter den Augen der Regierung über das berate, was ihm nottue, und kraft der ihm zustehenden Souveränität darüber entscheide. Eine gewaltsame oder ungesetzliche Durchführung der etwa gefaßten Beschlüsse habe er nicht erwogen, vielmehr habe er auf eine Verständigung zwischen Regierung und Volk vertraut. Entscheidende Bedeutung habe er einer möglichst hohen Teilnehmerzahl bei der Volksversamm-

lung beigemessen. Deshalb habe er an die Spitze des Zugs nach Cannstatt, den er als heiliges Unternehmen verstanden habe, die Beamten und Geistlichen stellen wollen.

Durch sein anständiges, würdiges Auftreten und sein bescheidenes, freundliches Verhalten gewann der Angeklagte, der sich schon auf dem Hohenasperg des Respekt des Festungspersonals erworben hatte, viele Sympathien. Dagegen enttäuschte seine Rede. Sie sei, urteilte „Der Beobachter“, „wie sein Unternehmen schwärmerisch, unklar, unbestimmt“ gewesen.

Nach den Rottweiler Prozeßberichten legte Rau dem Zug nach Cannstatt die folgende Zweckbestimmung bei: Er habe die Regierung auf die Untunlichkeit der Wirtschaft mit den alten Ständen aufmerksam machen, das stehende Heer mit der Volkswehr verschmelzen und eine Beratung darüber herbeiführen wollen, ob sich das Volk in einer Republik oder Monarchie glücklicher fühle. Wenn es sich für das erstere entschieden hätte, dann hätte man entweder einen Freistaat wie in Belgien gründen oder mit dem Staatsoberhaupt neue Verträge abschließen können. Auch für den Fall, daß die Regierung den Wünschen des Volkes nicht entsprochen hätte, sei an kein gewaltsames Vorgehen gedacht gewesen. Das Volk wäre vielleicht nach Hause gegangen, hätte die Steuern verweigert und jedenfalls die Schritte getan, die eines ganzen Volkes würdig seien.

Am 27. März 1851, in der 43. Sitzung, hielt Rau seine Verteidigungsrede. In ihr legte er eingehend seine politischen Grundüberzeugungen und Beweggründe dar, scheute sich aber auch nicht, mit der monarchischen Staatsform und der bestehenden Gesellschaftsordnung ins Gericht zu gehen. In seiner bilderreichen Sprache stellte er Vergleiche zwischen der Zeit Jesu und der Gegenwart an. Damals, so führte er aus, habe das weltbeherrschende Rom eine Nation nach der anderen unterjocht und sich arglistig an ihrer Zwietracht genährt, jetzt halte die russische, den Begriff der Freiheit verfälschende Diplomatie die europäischen Völker in lähmender Eifersucht voneinander entfernt. Trotz grausamer, blutiger Unterdrückung habe sich damals, ebenso wenig wie dies heute der Fall sei, eine Auferstehung verhindern lassen. Man könne den Leib, nicht aber die Seele töten. „Jene Zeit zeigte das Abendrot, die unsere das Morgenrot eines großen göttlichen Gedankens, der endlich Gestalt und Ausdruck gewinnen will im Leben der Nationen... Das alte Jerusalem, das Staatsgebäude der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer ward zerstört, ihre Menschensatzung, die sie Gesetz benannten, um Unschuldige zu peinigen und zu töten, ging in den Trümmern verloren; aber das göttliche Gesetz von Moses und den Propheten, geläutert und erfüllt von Jesu Christo, überlebte als heilige Flamme eine fast zweitausendjährige Nacht, geborgen an dem liebenden Herzen des Volkes. Die europäischen Despotie, die Gewalt in allen anderen Formen als denen der Demokratie, wird zerbrochen werden. Das alte Gesetz wird verlöschen und vergehen wie die Menschensatzung von Judäa, aber in dem ewigen Grundsatz der Demokratie wird sich das Christentum verwirklichen und erfüllen, wie sich im Christentum das mosaische Gesetz erfüllt hat“.

Rau kam sodann auf den persönlichen Standort zu sprechen, den er gegenüber dem Leben und der Welt einnahm. Er bezeichnete sich „gleichsam als einen Toten“, der an Freuden und Leiden der Welt abgestorben sei. Die ihm zur Last gelegte Anschuldigung berühre ihn nicht mehr. Schluß folgt

Über Herkunft und Heimat unserer Gartenblumen

Von Hans-Dieter Stoffler
(Schluß)

Usambaraveilchen und Gloxinie

Die Heimat dieser freundlichen Blümchen ist das tropische Amerika.

Petunien

Sie sind seit 1824 in Europa heimisch und stammen aus Brasilien.

Sonnenblumen

Die Sonnenblume hat sich in den 350 Jahren, in denen sie nun schon bei uns ist (1569 wurde sie von Peru nach Europa gebracht), überall ein festes Heimatrecht erworben. Auch im Bauerngarten ist die gelbe Riesenblume aus der neuen Welt lange schon kein Fremdling mehr. Die kräftige Farbe ihrer großen Blüten stimmt so ganz zu der bunt leuchtenden Pracht der alten und ältesten Bauernblumen.

Pfingstrosen

Heimat Südalpen. Baumartige Pfingstrose aus China stammend mit weißen oder rosaroten Riesenblüten.

Bergflockenblume

Sie stammt aus den heimischen Bergwäldern und Staudenfluren und gilt zurecht als eine Zier unserer Bauerngärten. Auch die **Himmelsleiter** (*Polemonium caeruleum*) stammt aus heimischen Fluren. Ihr nächster Standort ist das Bäratal. Bei den heimischen Pflanzen wäre auch das geschützte **Wilde Silberblatt** (*Lunaria rediviva*) zu erwähnen, das die schattseitigen Berg- und Schluchtwälder der Alb im Frühjahr mit seinem Wohlgeruch belebt und im Winter mit seinen silbernen Schoten ziert. In den Gärten wird häufiger dessen nächste Verwandte, die **Garten-Mondviole** oder der **Judassilberling** gezogen (*Lunaria annua*), der aus Südosteuropa stammt.

Nach diesem Streifzug durch die Geschichte des Gartenbaus und die Heimat unserer Gartenpflanzen fragt man sich, wozu dies. Zweifellos ist es zunächst einmal am wichtigsten, daß man das Wissen besitzt und auch das Interesse, die Pflanzen dort anzubau-

en, wo sie tatsächlich gedeihen. Wenn man aber eine innere Beziehung zur Pflanzenwelt hat, dann wird man sich auch fragen, woher die Pflanze stammt, wozu sie nützlich war und wozu sie nützlich sein kann, man wird sie nicht nur vom äußeren Ansehen, vom äußeren Schein her betrachten, sondern man wird das ganze ihrer Wesensart zu begreifen suchen. Hierzu gehört zweifellos die Geschichte ihrer Herkunft. Viele Pflanzen sind hier nicht genannt, so zum Beispiel die Gräser, von denen das Bandgras

(*Phalaris arundinacea* var. *picta*) in alten Bauergärten beliebt war, oder die Farne und die Kräuter. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollte aber der historische Hintergrund unserer Blumenbeete ein wenig beleuchtet werden. Daneben sollen auch jene Gärtnerinnen gelobt, angeregt und herausgestellt werden, die viel Liebe und Zeit auf ihr Gärtlein verwenden und die statt den Vorplatz lieblos und stupide auszuteeren, noch ein schönes Vorgärtchen vor dem Haus pflügen.

Bergflockenblume (*Centaurea montana*)

Foto: Scheerer

Von alten öffentlichen Diensten in unseren Städten

Von Fritz Scheerer

Es ist ein bunter Katalog von städtischen Funktionen, der uns bei einem Streifzug in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg in den Archiven begegnet. Es spiegelt sich das Leben der alten Städte in vielen öffentlichen Diensten wieder. Dabei erklärt sich manches aus der Titulatur, aber vieles ist auch verschwunden und bedarf daher einer Erklärung. Die meisten öffentlichen Ämter unserer Städte waren keine beruflichen Ämter und wurden fast jedes Jahr vergeben. Diese kurze Amtsdauer war ein Zuchtmittel. Wer sich nicht gut hielt, verlor nach einem Jahr sein Amt. Die Bestellung der Bediensteten geschah durch Gericht und Rat, meist auf Invo-cavit, den ersten Fastensonntag sechs Wochen vor Ostern. Der Amtsinhaber versah seine Aufgaben oft um ein geringes Wartgeld. Doch in kargen Zeiten waren eine geringe Nebeneinnahme oder ein geringer Naturallohn wichtig. Manches Amt mag auch um der Ehre willen übernommen worden sein.

An der Spitze der Stadt Balingen stand, wahrscheinlich seit der Stadtgründung (1255), als herrschaftlicher Beamter der Schultheiß, denn schon 1268 wird als Träger dieses Amtes „Tragbotho miles, dictus de Niwenegge (Neuneck), scultetus in Balingen“ genannt. Zusammen mit dem Stadtgericht, das erstmals 1310 bezeugt ist (WUB 6,335), besorgte er die Verwaltung der Stadt. Ihm unterstand das herrschaftliche Stadtgericht mit den 12 Beisitzern. In Ebingen war der Schultheiß zugleich herrschaftlicher Keller (Finanzbeamter) und seit der Reformation noch geistlicher Verwalter. Auch für Schömberg wird schon 1269 ein Schultheiß genannt.

Anfänglich waren die Schultheißen Adelige (s. oben Balingen) (Ebingen 1285 Albrecht von Honstetten). Später wurden Bürgerliche mit diesem Amt betraut, z.B. in Balingen 1328 ein Klocker, 1393 Heinz der Schmid, 1396 Eberlin Byter (Beuter). Auch in Rosenfeld waren ab dem 15. Jahrhundert nicht mehr nur Adelige Schultheißen, sondern die führende Schicht (Beutter, Finkh, Heuberger, Seeburger, Stotz usw.). Der Schömberger Schultheiß hatte neben der Leitung der Städte Schömberg und Binsdorf auch das Kameralwesen (Steuerwesen) beider Städte.

Die einst hohenbergischen, ab 1381 österreichischen Städte Schömberg und Binsdorf konnten sich

bei der geringen Einwohnerzahl (1771: Schömberg 979, Binsdorf 523 Einwohner) und ihrer finanziellen Lage nicht die notwendigen Beamten leisten. Es wurde daher 1786 die Justizverwaltung von Schömberg und Binsdorf „dem ohnehin Landesfürstlichen Stadtschultheißen zu Schömberg“ überlassen, der dafür eine Besoldung von 530 fl. bezog. Der Justizbeamte zu Binsdorf wurde mit 300 fl. Gehalt angestellt. Diesen oblag vor allem die Gerichtsbarkeit in „civilibus et criminalibus“. Für die Stadtverwaltung stand in beiden Städten ein gering besoldeter Magistrat zur Verfügung. Der Justizbeamte zu Binsdorf hatte außerdem die Aufsicht über das Dominikanerinnenkloster Kirchberg und das Bruderhaus Bernstein.

Seit 1659 hießen die Vertreter der Herrschaft in den württembergischen Städten Amtmann. Dem Schultheißen zur Seite stand in den Städten der einflußreiche Stadt- oder Kanzleischreiber. Dieser besorgte neben der Stadtschreiberei auch die Geschäfte des Amtes. Er hatte das Stadtsiegel in Verwahrung und war der einzige hauptamtliche Beamte. Das Balingener Stadtsiegel zeigte den zollerischen Schild (schwarz-weiß), das Ebinger den in Silber und Rot geteilten Schild der Hohenberger Grafen mit entsprechender Umschrift. Später kam bei beiden das Schildhaupt hinzu: ein schwarzes württembergisches Hirschhorn auf goldenem Grund. Das Schömberger Stadtsiegel zeigt von 1278 bis 1700 stets den Hohenberger Schild, erst 1806 kamen die württembergischen Hirschstangen hinzu, während vom ältesten Rosenfelder Siegel (1372 abgedruckt) der besterhaltene rote Dreieckschild von 1386 eine weiße Rose mit gelbem Samenstand und grünen Deckblättern aufweist.

Die Schultheißen bzw. Amtmänner hielten Gericht ab. Das Gericht bestand aus 12 Richtern, zu denen auch die Bürgermeister gehörten. 1441 wird mit Conrad Kumann das erstmalig ein Bürgermeister in Balingen urkundlich erwähnt, in Schömberg erstmals 1483. Diese Amtsbezeichnung ist nicht zu vergleichen mit dem gleichlautenden Titel des heutigen Stadtvorstands. In der Regel waren es zwei Bürgermeister. Es gab einen rechnenden Bürgermeister, etwa dem früheren Stadtpfleger und heutigen Stadtkämmerer vergleichbar und einem bauen-

den Bürgermeister, etwa dem früheren Fronmeister und heutigen Stadtbaumeister gleichzusetzen. Es unterlag ihnen vor allem die Finanzverwaltung. Dazu hatten sie weitere Ämter auszuüben, z.B. waren sie Rugrichter, Stadtsiegler, Weinschätzer, Salzverwalter, Baubeschauer, Armenkastenpfleger, Fruchtverwalter, Wacht- und Torhutsammler und verordnete Obleute zum Feuer in der Stadt.

In Ebingen werden zwei Stadtrechner oder Bürgermeister erstmals 1455 genannt, denen zwei Unterpfleger zur Seite standen. Sie wurden alle zwei Jahre gewählt. Nach den 1688 beginnenden Vogttruggerichtsprotokollen gab es in Balingen zwei amtstragende und zwei alte oder nachgesetzte Bürgermeister.

Neben das Stadtgericht trat schon früh ein Rat. Er bestand 1688 aus Mitgliedern, an deren Spitze der Stadtschultheiß stand (nicht zu verwechseln mit dem ehemaligen herrschaftlichen Schultheißen). Der Stadtschultheiß wurde 1781 in Polizeileutnant umbenannt und ihm die Aufsicht über das Polizeiwesen übertragen (Bettelvögte s. unten, Tor- und Nachtwachen). Der Galgen stand in Rosenfeld im Südzipfel der Markung auf dem Galgenberg, in Balingen befand er sich anfangs am Galgenrain gegen Ebingen, später am Galgenberg auf Hangen, in Ebingen östlich der Stadt, in Schömberg an der Markungsgrenze gegen Zimmern. Den Strafvollzug besorgte in Ebingen der Tübinger Scharfrichter, während in Schömberg zeitenweise ein Scharfrichter wohnte. Das Richtschwert von Balingen ist noch erhalten (im Heimatmuseum).

Die Pfleger waren Verwalter oder Rechner für Einnahmen und Ausgaben von Sondervermögen. So verwahrte der Heiligenpfleger das Kirchenvermögen, das man auch den „Heiligen“ nannte. Er zog auch die kirchlichen Abgaben ein. Später hieß man ihn Kirchenpfleger. Ihm zur Seite stand der Mesner, der das Opfer einsammelte, für das Läuten der Glocken besorgt war und das Kircheninventar verwaltete.

Das Spital (in Balingen 1489, Ebingen 1411, Rosenfeld schon vor der Reformation, in Schömberg 1582 bezeugt) war eine Stiftung für Kranke, Gebrechliche und Arme. Es wurde aus den Erträgen des Spitalvermögens unterhalten. In Ebingen gehörte die Spitalmühle dazu. Die Leitung lag in der Hand des Spitalmeisters und seiner Frau, die den Spitalpflegern unterstanden (2 Pfleger: 1 vom Gericht, 1 von der Gemeinde) (s. auch Stettner in Heimatkundl. Blätter 1972, S. 897 ff.).

Die Verwaltung des Siechenhauses (Gutleuthaus) in Balingen bei der Siechenkapelle erfolgte durch den Siechenpfleger. Im 18. Jahrhundert wurde hier Spital- und Siechenpflege zusammengelegt. Mit der Armut war auch das Bettelwesen stark verbreitet. Zu seiner Abstellung waren die Bettelvögte bestellt. Für gewerbepolizeiliche Aufgaben waren Beschauer bestellt. Der Brotbeschauer mußte das Brot bei den Bäckern auf Vollgewichtigkeit und gute Beschaffenheit prüfen. Für die Gerbereien, die früher sehr zahlreich waren (Balingen 1701 41 Rotgerbermeister), war der Lederbeschauer Visitator. Der Salzbeschauer hatte die Aufsicht über den Salzhandel in der Stadt. Die Salzverwaltung übten in Balingen die beiden Bürgermeister aus, den eigentlichen Verkauf beim Rathaus überwachten sie. Doch obwohl Balingen das Salzmonopol hatte, wurde 1699 geklagt, daß die meisten Amtsorte sehr wenig Salz holen, weil fast überall im Amt Salzfuhrleute seien, die Salz heimlich verkauften.

Die Schätzer waren eine Art Finanzbeamte. Es gab Fleischschätzer, Brotschätzer usw. Die Weinschätzer mußten die Schenk- und Meßgläser in den Wirtschaften viermal im Jahr angießen und eichen. Die Städte waren ummauert. In den Tortürmen wurden die Zugänge überwacht. Für jeden Torturm war ein Torwart und ein Wächter bestellt. Sie mußten an den Toren den Durchfahrtszoll erheben. Auf dem Balingener Kirchturm war ständig ein Wächter stationiert, da rund um die Uhr der Feuerausguck besetzt sein mußte. Dem Nachtwächter oblag der nächtliche Sicherheitsdienst. Für die rechtzeitige Feststellung eines Brandes waren der Hochwächter und bei Nacht auch die Nachtwächter verantwortlich. Feueralarm wurde in Balingen durch dreimaliges Schießen eines kleinen Geschützes gegeben, das auf dem Bürgerturm untergebracht war (später Hornsignale). Der Bader bediente die Badenden in den Badezubern in der Badestube. 1400 wird in Balingen die obere Badestube erstmals erwähnt.

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

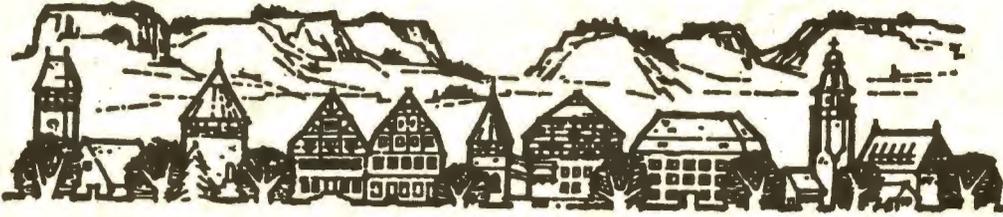
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 26

31. Juli 1979

Nr. 7

St. Peter zu Nusplingen – ein heimatisches Kleinod

von Herbert Schäfer, Nusplingen

Das Straßenfest (7./8. Juli 1979) - von allen Nusplinger Vereinigungen getragen - hat mit seinem Reinerlös dazu beigetragen, die Renovierung der St. Peterskirche mitzufinanzieren. Dies ist Anlaß genug, eine geschichtliche und kunstgeschichtliche Bestandsaufnahme dieser Kirche vorzunehmen.

St. Peter zu Nusplingen war Mittelpunkt einer Urfparrei und ist eine Gründung der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts. Zu diesem Ursprengel, der zugleich weltliche Urmark war, gehörten die Orte Obernheim, Hartheim, Digisheim, Ensisheim, Pettenweiler, Dellerhofen, wahrscheinlich auch Siechlingen und Hinterhausen (letztere 5 sind abgegangen). Egesheim gehörte nicht dazu, wie teilweise angenommen wird. Stark verzahnte Markungsgrenzen zwischen diesen Gemeinden und in früherer Zeit gemeinsame Felder und Allmendfelder sind Beweis dafür. Solche Herrschaftsverbände wurden von den Gaugrafen eingerichtet, die Macht oblag einem ortsansässigen Adeligen (Fronhof), dazu wurde eine Kirche errichtet, die sog. Gaukirche. Die Kirche war in der Anlage immer so konzipiert, daß sie den Bewohnern in Notzeiten als Schutz diene. Man spricht deshalb auch von Wehrkirchen. Die Christianisierung und anschließend die geistliche Betreuung dieser Sprengel geschah von den Klöstern St. Gallen und Reichenau aus.

735 n. Chr. in „Gettenweiler oder Pettenweiler“ (nach Jänichen abgeg. Ort bei Nusplingen, andere vermuten bei Vilsingen) und wahrscheinlich 842 n. Chr. in unserem Nusplingen“ werden Schenkungen von Gütern an das Kloster St. Gallen urkundlich erwähnt (s. St. Galler Güterverzeichnisse). Diese Schenkungen sind als Stiftungen für geistliche Verrichtungen anzusehen. Vielerorts, wo solche Güterübergabungen vorgenommen wurden, machte sich St. Gallen daran, eine St. Galluskirche und einen Fronhof zu gründen (wie Frommern), um so den Einfluß auszudehnen. In der Nusplinger Urfparrei ist dies jedoch nicht der Fall. Es gibt und gab keine Galluskirchen in diesem Sprengel. Aus dieser Tatsache kann der Schluß gezogen werden, daß vor 735 n. Chr. schon ein festgefügt und starker Herrschaftsverband in Nusplingen bestand, der sämtliche Separationsbestrebungen von sich abwehren konnte.

Die St. Peterkirche (heute Friedhofskirche) in der heutigen baulichen Form mit dem wichtigen, quadratischen 3-geschossigen Chorturm und dem einschiffigen Saalbau dürfte zwischen 1050 und 1100 n. Chr. erbaut worden sein. Die Kirche muß also eine Vorgängerin gehabt haben. Ich bin auch davon überzeugt, daß bei Grabungen im Cöhr Grundmauern einer früheren Baustufe aufgedeckt würden. Sicherlich würde man wie in ähnlichen Fällen, z. B. Burgfelden, bei diesen Grabungen auch auf eine Grablege stoßen. An diesem Platze pflegte man nämlich die Ortsadeligen oder auch Geistlichen zu bestatten. Die genannte Kirche kann man der romanischen Bauperiode zuordnen. Die 3 unteren Geschoße des Turmes, das 4. Geschoß ist erst im 16. Jahrhundert aufgesetzt worden, weisen die typisch romanischen 3-teiligen Rundbogenfenster auf. Leider fehlen die Rundsäulen in den Fensternischen, die wohl der Witterung zum Opfer gefallen sind. Der unterste Stock diene als Chorraum. Die Kirche mit dem einschiffigen Saalbau weist ebenfalls auf der Südseite ein romanisches Rundbogenfenster auf. (siehe auch Heimatk. Blätter 1978, S. 177/78). Ein kunstbeflissener Blick in das Innere der Kirche sagt dem Betrachter, das St. Peter zu Nusplingen über all die Jahrhunderte hinweg eine reiche Kirche war, bzw. daß dieser Kirchensprengel von weltlichen Herren finanziell und materiell stets gestützt wurde. Die reiche Ausstattung der Kirche ist für unseren Raum einmalig.

Hervorzuheben ist der Chor, der - wie bereits erwähnt - das untere Geschoß des Turmes bildet. Aus der romanischen Zeit ist noch das Kämpfersims mit einer Inschrift erhalten. Auf diesem Ge-

sims ruht der gotische Triumphbogen, der die Verbindung zum Schiff herstellt. Die erst kürzlich freigelegten Fresken des Chorraumes kann man teilweise auch der romanischen Wandmalerei zuordnen. Das wohl älteste Gemälde befindet sich an der linken Hälfte der Ostwand und stellt Christus auf einem Throne sitzend dar, umgeben von 4 Heiligen. Das Gemälde weist noch archaische Stille und Strenge auf, auch hatte der Maler nicht die künstlerischen Qualitäten, wie sie etwa der von Burgfelden zeigte. Ein anderes Gemälde befindet sich an der Nordwand und zeigt zwei Männer, der eine dem anderen ein Kreuz übergebend (Missionsauftrag). Das Bild dürfte späteren Datums sein, ist es doch schon ausdruckskräftiger und in seiner Gliederung differenzierter. Die Fresken an der Nord- und Südseite des Gewölbes zeigen die 4 Evangelisten in ihren Symbolfiguren. Diese Gemälde rechnet man ebenfalls der Romanik zu, leider sind sie erst in jüngerer Zeit übermalt und durch Zierat und Anhängsel verfälscht worden. Aus dieser Zeit hing bis in die Kriegsjahre (1943) hinein ein romantisches Kreuzifix im Chorbogen. Das lebensgroße Kreuz, einer der kostbarsten Gegenstände der Kirche ist seitdem verschwunden, über dessen Verbleib nur Vermutungen angestellt werden können. Um das Jahr 1360 n. Chr. wurde dann der Chor und wahrscheinlich auch das Kirchenschiff gotisiert. So zog man, auf 4 Achtecksäulen aufbauend, ein Kreuzgewölbe ein, ebenso wurden der Chorbogen und einige Fenster im Saal der gotischen Form angepaßt. In die Nordwand des Chores baute man ein mit Astwerk und einer Früchtsäule reich verziertes gotisches Sakramenthäuschen ein. Es ist in Sandstein gehauen und mit einem handgeschmiedeten Türbeschlag versehen. In dieser Zeit wurde sicherlich auch der Fußboden des Chorraumes höhergesetzt. Bei dieser gotischen Umbauphase wurden wahrscheinlich auch weitere Gemälde zerstört.

Die restlichen Fresken sind späteren Datums. So wurde ebenso im Chor nordseitig im Deckengewölbe ein Bild von der Krönung Mariens freigelegt. Dieses Gemälde wie auch die Fresken im Kirchenschiff (Weltgericht - Christus in der Mandorla thronend - Apostelfries an den Längsseite) sind eindeu-

tig dem barocken Stil zuzuordnen. Letztere sind etwas durch des Abbröckeln der Tünche sichtbar und müssen noch freigelegt werden.

Im Jahre 1898 soll die hölzerne Felderdecke in das Langhaus eingezogen worden sein. Sie wurde aus der St. Katharina-Kirche (1759 als neue Stadtkirche erwähnt und 1972 abgebrochen) hierher übertragen. Die in allen Feldern aufgemalten Früchte- und Blumenmotive umgeben im Mittelfeld eine Darstellung der Enthauptung der hl. Katharina. Am Rand des Bildes ist das Signum zu lesen: „Johann Ruedolf Mohl, Maler 1711.“ Diese Decke ist ein einmaliges Beispiel „barocker bäuerlicher Malerei“. Dieses Werk wird zur Renovierung ausgebaut. Im Chor steht ein spätgotischer flügelloser Hochaltar, leider dem Zerfall nahe. In dem mit Fialen, Mass- und Rankenwerk ausgezierten Schreine (Teile davon sind bei der Restaurierung) standen einst in zweidrittel Lebensgröße 5 sehr schön geschnitzte Plastiken aus „dem Ende des 15. Jahrhunderts“, also Werke der spätesten Gotik: Hl. Maria, Barbara, Katharina, Peter und Paul. Erwähnenswert ist das Turmmodell in den Händen der hl. Barbara, das dem Kapellenturm in Rottweil gleicht. So könnte angenommen werden, daß der Meister des Altares oder der Plastiken in Rottweil zu suchen wäre. Der Altar muß Ende des 18. Jahrhunderts verändert worden sein, da er in seiner äußeren Form Elemente des Zopfstils enthält und auf der Rückseite, zwar stark verblaßt, zwei Engel mit dem Schweißstuch der Veronika zu sehen sind.

Der Sockel des Altares, die sogen. Predella, war mit Christus und den 12 Aposteln auf Goldgrund bemalt. Leider ist dieses Werk, das man dem Maler Mohl zuschrieb, der Feuchtigkeit zum Opfer gefallen. Ob der Hochaltar in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellt und restauriert werden kann, ist fraglich; denn zu lange haben wir sorglos und desinteressiert diese Kunstschatze dem Holzwurm und der Feuchtigkeit überlassen. Sicherlich läßt sich der Altar in seiner groben Form wieder zusammensetzen. Auch sind uns die wertvollen Holzplastiken erhalten und bereits vor Jahren restauriert worden. Neben diesen Plastiken sind weitere Figuren aus den Seitenaltären, die ebenfalls im Zopfstil gearbeitet waren, erhalten, Hl. Anna, Josef und eine Pieta. Außer dem Kreuz fehlt noch eine wertvolle Immaculata auf einer Prozessionsstange. Der Wiedererhalt der Kunstschatze wäre wünschenswert, doch besteht wenig Anlaß zu Optimismus. Leider wurden auch die aus dem 13. Jh. stammenden zwei Glocken ein Opfer des letzten Krieges. Eine Renovierung und Restaurierung der St. Peterskirche ist angezeigt und dringlich, um noch größeren Schaden zu vermeiden.

Von alten öffentlichen Diensten in unseren Städten

Von Fritz Scheerer / Schluß

Später wurde diese an die 1724 entdeckte Schwefelquelle vor die Stadt verlegt („Schwefelbad“). Der Bader rasierte auch, schröpfte und setzte Blutegel an und ließ zur Ader. Er war also eine Art niederer Wundarzt. Als erste Ärzte (wahrscheinlich Bader und Barbieri) werden in Balingen Klaus Butz (1480) und Hans Butz (1570) genannt.

Das Getreide wurde vom Kornmesser mit dem amtlichen Simri gemessen. Der Strohmaier hatte die Ablieferung des Strohs in die Zehntscheuer zu beaufsichtigen. Die Hirten trieben das Vieh, die Schweine, Ziegen und Gänse auf die Weide (Kuhhirt, Schweinehirt, Ziegenhirt, Gänsehirt). Der Brunnenmeister war der Aufseher über die vielen laufenden Brunnen. In Balingen erfolgte die Wasserversorgung durch den Stadtbach, der durch die Steinach gespeist wurde. 1428 wurde die Erlaubnis erhalten, das Wasser der Steinach abzuleiten. Daneben bestanden viele Brunnen (1880: 13 laufende, 13 Pump- und 1 Ziehbrunnen). Der bekannteste Brunnen war der Marktbrunnen mit dem angeblichen „Ulrich“.

Für die Marktordnung sorgte die Marktharnischwacht: 1 Feldwaibel, 1 Tambour und 8 Gemeine, die

auch während der Nacht patroullierten. Es waren gewählte Bürger, die ihren Dienst ehrenamtlich versahen. Nur am Matthäimarkt erhielt der Feldwaibel 45 x (Kreuzer), der Tambour 1 fl. (Gulden), wofür er auch bei Feuersbrünsten Lärm zu schlagen hatte, und jeder Gemeine 24 x. Die Aufsicht über die Wochen- und Jahrmärkte hatte der Schultheiß. Maße und Gewichte wurden vom Eicher geprüft.

Der Stadtknecht war ein Gerichtsdienner in der Funktion etwa einem heutigen Justizwachtmeister vergleichbar. Die Untergänger hatten Grenzstreitigkeiten zu schlichten oder zu entscheiden und sorgten für die Grenzabmarkung. Daneben waren Feld- und Waldschützen tätig als Aufseher für die Feldflur, der Waldschütz über die Wälder.

Den Feuerschauern waren neben ihren eigentlichen Aufgaben zahlreiche polizeiliche übertragen, so hatten sie die Überwachung der Kirchenzucht, der Sonntagsheiligung. Die Hebamme, Wehmutter genannt, erhielt neben dem Lohn von der Wöchnerin ein Wartegeld von der Stadt. Eine Hebamme wird in Balingen erstmals 1543 erwähnt. Ihr mußten drei „geschworene“ Weiber beistehen.

1679 wurden anläßlich eines Vogtgerichts sämtli-

che Ämter und Dienste der Stadt Ebingen aufgezählt, siehe dazu Kreisbeschreibung Balingen Bd. II S. 231. Der Kleemeister, auch Wasenmeister genannt, mußte das verendete Vieh auf dem Wasen vergraben (Balingen: Kleemeisterei-Straße). Bei vielen der genannten Ämter, einschließlich der Bürgermeister und Richter, handelt es sich um Ehrenämter

mit Annahmewang. Die Entschädigungen für die geleisteten Arbeiten waren meist gering. Daher wurde häufig die Bitte um Befreiung vom Amt vorgetragen, da es „nichts einbringe denn Hohn und Spott“ (KBsch. Bd. II S. 16). Bei der großen Zahl der Ämter und der im Verhältnis dazu geringen Zahl der Bürger wurden die Ämter meist mit denselben Bürgern immer wieder besetzt.

Stadtknecht in sein Haus komme. In Tübingen habe er wegen der Sache Rat eingeholt und angeblich den Bescheid erhalten, daß er ein Exempel statuieren solle. Er werde den Stadtknecht, wenn er sein Haus betrete, die Stiege hinunterwerfen und anbinden.

Wenn man etwas bei ihm auszurichten habe, so solle man einen anderen Mann beauftragen, ihm den Bürgermeister oder eine Gerichtsperson ins Haus schicken. Auch wolle er keinesfalls gestatten, daß man über seine Dienstboten gebiete. Würden diese straffällig, solle man ihm solches anzeigen; er werde dann sehen, wie in der Sache Rat geschaffen werden könne.

Keine Vorrechte für adelige Mitbürger

Von Felix Burkhardt, Ebingen

Am Brunnen hatte es begonnen; eine aus dem Dorf in die Stadt Balingen geflüchtete Bauerntochter geriet mit Mädchen aus der Stadt Anfang 1649 in einen Streit. Nach dem Wortwechsel war es zu Handgreiflichkeiten gekommen; im Schloßhof fiel man sich in die Haare.

Der Balingener Untervogt Thomas Binder (1648-1650), auf Ordnung in seiner Stadt bedacht, leitete eine Untersuchung ein. Da sich die Bauerntochter in das Haus des ehemaligen Obervogts von Tegernau geflüchtet hatte, schickte er den Stadtknecht in das Haus und ließ das Mädchen vor sich fordern.

Doch hatte der Vogt die Rechnung ohne die Inhaberin des Hauses, der Witwe von Hoheneck, gemacht. Frau von Hoheneck hatte als Schwiegertochter des einstigen Obervogts Johann von Tegernau das Haus bezogen. Unwillig vernahm sie die Aufforderung des Vogts. Nicht das Mädchen, sondern die Magd schickte sie zu dem Vogt auf das Rathaus. Vor versammeltem Gericht trug die Magd den heftigen Protest ihrer Herrin vor.

Die aufgebrachte Witwe von Hoheneck ließ den Vogt fragen, ob er denn nicht wisse, daß ihr Haus ein freies adeliges Haus sei. Niemand habe darin Botmäßigkeit. Ja, wenn jemand aus der Stadt einen Totschlag begangen habe und in ihr Haus fliehe, so habe niemand die Macht, den Täter darin zu greifen;

auch dann nicht, wenn ein Totschlag in ihrem Haus geschähe. Wenn auch einer von Adel oder dessen Dienstboten freveln solle, in ihrem Haus dürfe niemand abstrafen.

Der Vogt Binder jedoch scherte sich nicht um die Einwürfe; er hielt den Protest für „ganz ungereimt und heillos“. Er ließ die Bauerntochter ins Gefängnis setzen und bewies so der adeligen Witwe, daß ihre Protestaktion nutzlos gewesen sei.

Dem Vogt und den Stadtvätern von Balingen war wohl bekannt, daß der Obervogt Scheer von Schwarzenburg und der vieljährige Obervogt von Tegernau (1599-1634) etliche Bürgergüter und -häuser in der Stadt erworben hatten. Doch waren diese Güter, Häuser und Scheuern aller Steuer, Schatzung und Kriegskontribution unterworfen gewesen und bis in diese Zeit geblieben; es hatte sich auch niemals jemand unterstanden, sich diesen Forderungen zu widersetzen. Nicht nur die Witwe von Hoheneck pochte auf angebliche Vorrechte, auch ein anderer Adeliger, der in Balingen seßhaft geworden war, glaubte besondere Privilegien in Anspruch nehmen zu können. In dem Haus, das einst der Obervogt Scheer von Schwarzenburg erworben hatte, saß nun der Herr von Türckh. Seine Ehefrau suchte den Vogt auf und sagte ihm, ihr Mann, der Herr von Türckh, werde es nicht leiden, wenn ein

Die Sonderbehandlung, die der adelige Herr wünschte, war in Balingen nicht üblich gewesen. Dem Bürgermeister und den Gerichtspersonen hatte man zu keiner Zeit Botendienste und Bestellwege zugemutet. Als gewissenhafter Beamter hatte der Vogt Binder alle Lagerbücher und Spezialbefehle überprüft und keinen Anhalt dafür gefunden, daß die zu Balingen wohnenden Adeligen nicht der fürstlichen Obrigkeit unterworfen sei. Auch sie durften nicht ungestraft gegen das Recht und die Ordnung handeln.

Am 24. Februar 1649 berichtete Vogt Thomas Binder an den Herzog Eberhard III., vermerkte, man erweise wohl dem Adel den gebührenden Respekt, doch müßten sich diese, wenn sie unter Bürgern wohnen, auch den gemeinsamen Beschwerden unterwerfen.

Der Herzog verfügte am 14. Juni, der Vogt solle die landesfürstliche Obrigkeit allewege gebührend vertreten und wahren und sein Amt gegen Bürger und Adeligen üben. Denen von Adel solle man zu erkennen geben, daß sie künftig mehr Bescheidenheit gebrauchen sollten.

Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 206.375.

Gottlieb Rau und die Revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848

von Dr. Paul Sauer
(Schluß)

Seine mit großer Eindringlichkeit und dem Feuer hohen idealistischen Strebens vorgetragene Verteidigungsrede, die bei aller christlich-mystischen Schwärmerei tiefe Einsichten offenbarte, war eine Art politisches und gesellschaftliches Vermächtnis des demokratisch-republikanischen Volksmanns. Er hat sie, wenn wir die Ausführungen am Anfang seiner Rede richtig deuten, auch selbst so verstanden. Es war eine mutige Rede, die in der Öffentlichkeit nicht ohne Widerhall blieb. Das Gericht hat sie freilich nicht beeindruckt. Im Gegenteil, der Präsident des Gerichtshofs sprach von maßlosen Angriffen des Angeklagten gegen die württembergische Gesetzgebung, die württembergischen Gerichte und Beamten. Er hätte allen Grund gehabt, Rau wegen dieser Abschweifungen, die nicht zur Sache gehört hätten, zu rügen und den größten Teil seiner Rede zu unterdrücken. Er habe ihn aber ungehindert sprechen lassen, weil er nicht der Verteidigung zu nahe treten und den Eindruck erwecken wollte, als ob das Gericht die Reden des Angeklagten zu fürchten habe.

Am 31. März 1851 erging das Urteil: Gottlieb Rau wurde wegen „komplottmäßig versuchten Hochverrats“ unter Anrechnung eines Teils der Untersuchungshaft zu einer auf der Festung zu verbüßenden Zuchthausstrafe von 13 Jahren sowie zum Ersatz von fünf Zwölfeln der Kosten der in Rottweil durchgeführten Voruntersuchung und zum Ersatz von sechzehn Sechsdreißigstel der Kosten des öffentlichen Verfahrens verurteilt. Drei Angeklagte, August Spreng von Rottweil, Friedrich Müller von Ludwigsburg und Carl Erath von Rottenburg, erhielten auf der Festung zu verbüßende Zucht- bzw. Arbeitshausstrafen von acht Jahren, vier Jahren und einem Jahr. Am nächsten Tag, am 1. April, fällt das Gericht seinen Spruch über die ins Ausland geflohenen Gesinnungsgenossen Raus. Es verurteilt in Abwesenheit Bernhard Mager und Carl Elias Held zu 13, Joseph Göttle zu 12 Jahren Zuchthaus. Die Strafen sollten auf der Festung vollzogen werden. Auch wurde ihnen auferlegt, einen Teil der bei der Voruntersuchung und dem öffentlichen Verfahren erwachsenen Kosten zu erstatten. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen bzw. die gegen sie erhobenen Zivilklagen an Zivilgerichte überwiesen. Das Urteil gegen Gottlieb Rau und seine Gesinnungsgenossen fand offenbar in der Bevölkerung eine recht zwiespältige Aufnahme. Der Verfasser des Rottweiler Schwurgerichts-Blatts, der Tag für

Tag über den Prozeß in einem jeweils mehrere Druckseiten umfassenden Bericht die Öffentlichkeit unterrichtet und bei allem Bemühen um eine faire Berichterstattung aus seiner Sympathie für den Hauptangeklagten kein Hehl gemacht hatte, gab in seinem Schlußwort dem Wunsch Ausdruck, der demokratisch-republikanische Volksmann möge bald begnadigt werden, er habe lange genug im Kerker gesessen. Das Volk sei davon überzeugt oder doch immerhin der Ansicht, daß Gottlieb Rau zu seinen Gunsten habe wirken wollen, und es werde niemals einer Regierung sein volles Vertrauen schenken, „welche die Männer, die sich als Freunde des Volkes bewegen, mit solcher Härte behandelt“.

Begnadigung und zwangsweise Abschiebung nach Amerika

Wilhelm I., der sich nach dem Scheitern der Revolution in Gesetzen und Verordnungen nicht mehr bloß König von Württemberg, sondern wieder wie vor 1848 König von Gottes Gnaden nannte, sah in dem Mann, der eine Erhebung zur Durchsetzung der Souveränität des Volkes und gegen das Fortbestehen der Fürstenmacht gewagt hatte, einen Schwerverbrecher. Am 1. Juni 1851 lehnte er einen Antrag auf Begnadigung Raus kategorisch ab. Er wolle, so ließ er das Justizministerium wissen, daß Rau seine Strafe „in ihrem ganzen Umfang“ abbüße. Ausdrücklich bedauerte der Monarch, „daß solche Verbrecher nicht mehr wie früher in das Zuchthaus Gotteszell, wohin sie eigentlich gehören, abgeliefert werden, was um so angemessener und zweckdienlicher wäre, als andere noch auf freiem Fuß befindliche Individuen, welche im Geheimen ebenso verwerfliche Tendenzen verfolgt haben oder noch verfolgen, letztgedachte Strafvollziehung zum abschreckenden Beispiele dienen würde“.

Das harte königliche Nein hielt Gottlieb Rau nicht davon ab, bereits am 2. September 1851 an den Monarchen ein Gesuch um Erlassung des Rests seiner Strafe unter der Bedingung der Auswanderung nach Amerika zu richten. Ein solcher Schritt fiel ihm sicher nicht leicht. Die Notlage seiner Familie und einiger durch den Bankrott seines Gaildorfer Unternehmens zu Schaden gekommener Gläubiger, von denen sich kürzlich einer das Leben genommen hatte, zwang ihn aber dazu. In seinem Gesuch bezeichnete er es als ein Gebot der Ehre, allen seinen Gläubigern nach Kräften gerecht zu werden. Im Kerker sei es unmöglich, diese ihm obliegende Verpflichtung zu erfüllen.

Am 26. Januar 1853 bat Christiane Rau in einem eingehend begründeten und vom Gemeinderat der Stadt Gaildorf befürworteten Gesuch um die Begnadigung ihres Mannes, damit er mit seiner Familie nach Amerika auswandern könne. Christiane Rau schilderte das Unglück ihrer Familie, das durch eine weitere Inhaftierung ihres Gatten unerträglich zu werden drohe. Durch den Bankrott der Glasfabrik hätten einige ihrer nächsten Verwandten, darunter eine Familie mit acht unmündigen Kindern, große finanzielle Verluste erlitten und seien in schwere Not geraten. Sie selbst habe ihr ganzes Vermögen verloren und könne lediglich dank einiger Zuschüsse aus dem Vermögen ihrer Kinder aus erster Ehe und den geringen Erträgen einer Pachtwirtschaft ihr Leben und das ihrer Kinder kümmerlich fristen. Es stehe ihr als Frau nicht zu, über politische Angelegenheiten zu urteilen. Daher wolle sie sich auch nicht zu der über ihren Mann verhängten Strafe äußern, aber sie sei fest davon überzeugt, daß er, wenn er sich wieder auf freiem Fuß befinden werde, keine neuen Umtriebe machen, sondern daß er sich in Amerika die Mittel zu erwerben suchen werde, um seinen Gläubigern in absehbarer Zeit wenigstens einen Teil ihrer Verluste ersetzen zu können. Vielleicht gelinge es ihrem Mann seinen Plan zu verwirklichen, in Amerika für die Erzeugnisse der gänzlich darniederliegenden Gaildorfer Glasfabrik einen Absatzmarkt zu erschließen. Sie habe durch ihre Anverwandten, die durch das Unternehmen ihres Mannes geschädigt worden seien, in den letzten Jahren unaussprechlich viel zu leiden gehabt. Hinzu komme, daß die Gesundheit ihres Mannes seit einiger Zeit angeschlagen sei, und sie fürchte, daß, wenn seine Gefängnisshaft noch länger währe, er als Schwerverkrankter frei werde und dann seine Verbindlichkeiten durch eigene Arbeit nicht mehr werde erfüllen können. Der Gaildorfer Gemeinderat bezeugte am 5. März 1853, daß Frau Rau im besten Ruf stehe. Er stellte ferner fest: Christiane Rau sei die Mutter dreier Kinder, von denen der älteste, der 19jährige Sohn Rudolf, als Bierbrauer in Nordamerika weile. Sie habe beim Gant (Bankrott) ihres Mannes kein Vermögen gerettet. Es stehe ihr lediglich die Nutznießung aus dem sich auf 7000 Gulden belaufenden Vermögen ihrer Kinder aus erster Ehe zu, dessen Ertrag jedoch größtenteils auf deren Erziehung verwendet werden müsse. Sie schlage sich hauptsächlich mit den höchst bescheidenen Einnahmen aus dem Betrieb einer kleinen gepachte-

ten Bierschenke durch. Der Gemeinderat äußerte die Ansicht, Rau werde nach seiner Freilassung politisch gänzlich unschädlich sein. Auch sei Frau Rau die Wiedervereinigung mit ihrem Mann sehr wohl zu gönnen. Er versicherte, er werde die Auswanderung der Ehegatten nach Nordamerika „nach Kräften unterstützen und befördern“.

Aus ganz anderen Gründen befürwortete der Justizminister eine Begnadigung Raus und seine zwangsweise Abschiebung nach Amerika. In seiner für den König bestimmten Stellungnahme vom 13. April 1853 nannte der Minister den Gaildorfer Glasfabrikanten einen für die Öffentlichkeit höchst gefährlichen Mann, dessen bleibende Entfernung aus Württemberg sehr zu wünschen wäre, zumal eine solche Entfernung vielleicht später auf Anstände stoßen könnte. Er räumte aber auch ein, daß Rau im Vergleich zu A. Becher und anderen politischen „Verbrechern“ des Jahres 1849, die sich noch schwererer Verfehlungen schuldig gemacht hätten, zu einer harten Strafe verurteilt worden sei.

Diesmal gab König Wilhelm dem Gesuch statt. Die Regierung fürchtete indessen noch immer Ansehen und Einfluß, die Gottlieb Rau im Volk hatte. Keinesfalls durfte seine Freilassung und Abschiebung nach Amerika linksorientierten Kreisen Anlaß zu politisch unliebsamen Demonstrationen geben. Sie traf deshalb umfassende Vorsichtsmaßregeln. Am 18. April 1853 berichtete darüber der Kommandant der Festung Hohenasperg, Oberst von Sonntag, an den Minister des Innern in Stuttgart, Freiherr Josef von Linden: Die Abreise Raus werde erfolgen, sobald die Schiffsverträge eingetroffen seien. Er werde alsdann von einem der hiesigen Aufseher mit dem nächsten Zug nach Heilbronn gebracht, und dieser dürfe ihn erst verlassen, wenn er mit seiner Familie das Dampfboot bestiegen habe und abgefahren sei. Damit er aber ohne unnötige Aufenthalte nach Amerika reise, müsse er eine Kaution von 1000 Gulden hinterlegen, die ihm erst zurückerstattet würden, nachdem der württembergische Konsul in New York sein dortiges Eintreffen gemeldet habe. Rau, der sofort auf diese Bedingungen eingegangen sei, hoffe, seine Reise noch in dieser Woche antreten zu können. Um in Heilbronn das Zusammentreffen mit Verwandten und Bekannten zu vermeiden, sei Rau erlaubt worden, die erforderlichen Besprechungen mit diesen bereits auf dem Hohenasperg zu führen. Außerdem werde das Oberamt Heilbronn rechtzeitig von der Ankunft Raus in Kenntnis gesetzt, damit es ihn während seines dortigen Aufenthalts in geeigneter Weise überwache.

Am 20. April 1853 teilte der Minister des Inneren dem Justizminister mit, daß Finanzassessor Schmidlin in Mannheim angewiesen worden sei, von der Abfahrt des Rheindampfboots telegrafisch Nachricht zu geben, sowie die badischen Polizeibehörden in Heidelberg und Mannheim in vertraulicher Weise von dem Eintreffen Raus zu unterrichten und sie zu ersuchen, für die ungesäumte Weiterbeförderung des Freigelassenen nach Le Havre zu sorgen. Weiterhin war der württembergische Konsul Rosenlecher in Le Havre beauftragt worden; die Ankunft Raus sowie seine Einschiffung und Abreise nach Amerika sofort telegrafisch nach Stuttgart zu melden.

Dem Minister des Innern waren unterdessen Bedenken gegen eine Abreise Gottlieb Raus mit dem Schiff von Heilbronn aus gekommen. Oberamtmann Scholl in Heilbronn bezweifelte, daß eine Einschiffung des Begnadigten in Heilbronn ohne Aufsehen möglich sei, nachdem bereits alle öffentlichen Blätter über die bevorstehende Freilassung und über Details seines Reisewegs berichtet hätten. In Heilbronn aber, so setzte der Minister des Innern mit Schreiben vom 22. April 1853 dem Justizminister auseinander, gebe es eine große Zahl regierungsfeindlicher Elemente. Somit wären in jener Stadt am ehesten Demonstrationen zugunsten Raus, der dort aus früherer Zeit wohlbekannt sei, zu erwarten. Der Minister des Innern schlug deshalb vor, den Begnadigten nach Ablauf der 15tägigen Meldefrist, den das Schultheißenamt Gaildorf den Gläubigern Raus eingeräumt hatte, nach Straßburg zu bringen, von da mit der Eisenbahn über Prais nach Le Havre zu befördern oder aber, falls an der Einschiffung in Mannheim festgehalten werde, ihn abends um 7 Uhr von Asperg mit der Bahn nach Stuttgart zu transportieren, von dort um 8.30 Uhr mit dem Eilwagen nach Karlsruhe und von da aus mit der Eisenbahn nach Mannheim zu befördern.

Über den genauen Reiseplan unterrichtete der Justizminister den Minister des Innern am 29. April 1853: Rau sollte am 10. Mai in Begleitung eines Aufsehers in einem besonderen Gefährt direkt nach Karlsruhe gebracht werden. Dort werde er mit seiner Frau zusammentreffen, die ihren Reiseweg über Heilbronn und Heidelberg nehme. Von Karlsruhe solle er noch am gleichen Abend die Reise über Kehl nach Straßburg antreten, von wo er dann bis Le Havre die Eisenbahn benutzen werde. Von Karlsruhe bis zur französischen Grenze werde er unter der Aufsicht der badischen Polizeibehörden stehen. Auf den Bericht des Festungskommandos Hohenasperg, daß auf Grund des Schiffskontrakts die Abreise erst

am 14. Mai erfolgen könne, verfügte das Justizministerium am 6. Mai 1853 eine erneute Abänderung der Reiseroute. Vorgesehen war jetzt, daß Rau mit einem Gefährt nach Bruchsal und von dort mit der Bahn nach Mannheim gebracht werden solle, um von Mannheim zusammen mit seiner Familie zu Schiff nach Köln und von dieser Stadt mit der Bahn über Brüssel nach Le Havre zu reisen. Frau Rau werde erst unmittelbar vor ihrer Abreise in Heilbronn darüber informiert werden, daß sie ihren Mann in Mannheim treffe. Dieser Reiseplan wurde dann auch am 14. Mai exakt durchgeführt. Am 15. Mai, nachmittags 5 Uhr, ging Rau mit seiner Frau und seiner achtjährigen Tochter in Mannheim an Bord eines niederländischen Dampfboots mit dem Reiseziel Köln. Der ihm als Begleiter beigegebene Aufseher Schmid von der Verwaltung der Strafanstalt Hohenasperg ließ sich durch den Schiffskapitän die ordnungsgemäße Beförderung des Begnadigten und seiner Familie bescheinigen. Am 16. Mai 1853 berichtete der Kommandant der Festung Hohenasperg dem Justizministerium den Vollzug der Abschiebung Raus. Er ergänzte seinen Bericht noch durch die Mitteilung, daß sich auf dem Bahnhof in Heilbronn eine Menge Menschen zur Begrüßung Gottlieb Raus eingefunden habe. Als aber der Erwartete nicht eingetroffen sei, hätten die Führer der Heilbronner Demokraten Frau Rau das Geleit zum Schiff gegeben. Zu Ruhestörungen sei es nicht gekommen.

Am 23. Mai 1853 schrieb der Minister des Innern, Freiherr Josef von Linden, seinem Kollegen, dem

Justizminister Wilhelm August von Plessen: „Eure Exzellenz beehre ich mich zu benachrichtigen, daß nach soeben von Havre eingetrossener Nachricht G. Rau von Gaildorf am 18. dieses Monats in Havre eintraf in dem Wirtshaus der Stadt Stuttgart abstieg und am 20. dieses Monats früh mit dem Schiffe Advance Captain Child nach New York abgegangen ist“.

Der Regierung war ein Stein vom Herzen. Sie hatten die „bleibende Entfernung eines der öffentlichen Ordnung so gefährlichen Mannes“ durchgesetzt. Württemberg aber hatte einen seiner warmherzigsten und unerschrockensten Vorkämpfer für Demokratie und soziale Gerechtigkeit verloren.

Gottlieb Rau konnte in New York einen Gasthof erwerben. Er macht ihn zu einer Herberge und ersten Zufluchtsstätte für Einwanderer aus Deutschland und Österreich. Hier fanden Menschen, die sonst überall ausgebeutet wurden, Hilfe, Rat und Fürsorge, die ihnen den Neubeginn in einer fremden Umwelt erleichterten. Bereits im folgenden Jahr starb Rau. Anscheinend hatte die lange Kerkerhaft seine Gesundheit untergraben. Seine Witwe führte das „Hotel Rau“ im Geist des Verstorbenen weiter. Der Staatsanzeiger für Württemberg veröffentlichte im Januar 1855 eine Empfehlung des Gasthofs durch 43 Auswanderer. Die Familie Gottlieb Raus hat für sein idealistisches politisches Streben mit am härtesten büßen müssen. Um so erfreulicher ist es, daß seine Liebe für den benachteiligten Mitmenschen, sein soziales Engagement als segensreiches Vermächtnis in ihr fortgewirkt hat.

Mönche des Klosters Alpirsbach aus unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Der Gründungsbericht des Benediktinerklosters Alpirsbach nennt als Gründer „Rotmannus de Husin et Adelbertus de Zolro et comes Alwicus de Sulzo“ – Rutmann von (Neckar-)Hausen, Adelbert von Zollern und Graf Allwig von Sulz. Am 16. Januar 1095 weihte Bischof Gebhard von Konstanz auf Bitten dieser Stifter das Kloster feierlich ein.

Von Anfang an hat das Kloster Alpirsbach auch in unserer Gegend Besitz, so schon bei der Gründung in der Herrschaft Haigerloch. „Deinde alia predia et mancipia constituta in his villis . . . Hebdorf“ (Höfendorf), heißt es in der Urkunde. Durch Schenkungen und Verkäufe an das Kloster wächst bei uns in der Folgezeit das Kloster so stark an, daß es eigene Verwaltungen für seine Höfe (Balingen, Rosenfeld, Rottweil) und Gerichte (Gruol, Wittershausen) einrichten kann. Der größte Besitz ist der Selhof in Engstlatt.

Aber nicht nur durch ausgedehnten Besitz bestehen Beziehungen zum Kinzigkloster Alpirsbach, sondern auch durch persönliche Bindungen, denn von 1099 ab bis zur Aufhebung des Klosters in der Reformationszeit (1556) finden wir immer wieder als Äbte und in den Konventen des Klosters Angehörige des hohen Adels, am Ausgang des Mittelalters des niederen Adels, der Patrizier- und Ratsgeschlechter aus unserer Gegend.

Der Mitstifter des Klosters Alpirsbach, **Adelbertus de Zolro**, wird um 1099 als Mönch erwähnt. Er ist wahrscheinlich unmittelbar vor seinem Tode (um 1100) eingetreten. Urkundlich erwähnt wird 1125-1127 ein **Egiloff** als „miles“ (Ritter), der wohl dem Niederadel angehört. Ein Egelolfus et Luof fratres de Talehusin (Talhausen bei Epfendorf) werden in der Stiftungsurkunde als Zeugen 1095-1098 genannt, ebenso ein Egiloff von Brandeck (im Heimbachtal). Als „monachus“ wird 1251 ein **Walter** erwähnt, der wahrscheinlich ein Mitglied der Oberndorfer Familie **Hack** war, der man seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auch in Waldmössingen, Harthausen (Kr. Rottweil) (Konrad Hagg 1364) und in Rottweil begegnet (Gericht und Rat der Stadt). Vermutlich handelt es sich um eine im Niederadel aufgegangene ehemalige Maierfamilie.

Wohl aus dem Niederadel stammt auch der 1293 erwähnte „Camerarius“ (Kämmerer) **Albertus**, der mit „Dietricus villicus de Rotenberch (Rötenberg Kr. Rottweil) frater predicti camerarii“ verwandt ist. Seit dem 13. Jahrhundert ist in Sulz eine niederadlige Familie nachweisbar, die als Salzsieder und Fernhändler zu großem Reichtum gelangte. Seit dem 14. Jahrhundert ist sie auch im Gericht und Rat der Städte Horb, Oberndorf und Rottweil vertreten. Ihr entstammt der Klosterherr **Heinrich der Gute von Sulz**.

In der Klosterkirche zu Alpirsbach befindet sich der Grabstein des 1337 gestorbenen Abtes (1299-1337) **Walter der Schenk von Schenkenberg** (Schenkenburg bei Epfendorf). 1337-1377 ist Brun der Schenk von Schenkenberg Abt. Anfang des 15. Jahrhunderts ist ein Burkhard dieses Geschlechts

Mönch und ein Konrad 1414-1446 ebenfalls Mönch und dann bis 1456 Abt. Im 13. und 14. Jahrhundert sind die Schenken von Schenkenberg Ministeriale der Grafen von Sulz und der Herzöge von Teck. Dem Abt Walter ist ein Leibgeding verschrieben von 10 Malter Kern (gegerbter Dinkel) und Roggen, 8 Scheffel Haber, 19 ½ Tüb., 2 Gänse, 2 Hühner und 2 Viertel Salz (1 Salzviertel = 29,2 Liter) aus dem „Schenckengut“ in Sulz, sowie eine Wiese zu Epfendorf.

1337 bekunden Abt Brun und Konvent, daß Bruder Walter und Schenk, ihr Konventbruder, der vormals Abt war, zum Seelenheil seiner Eltern und seiner Vorfahren ein jährliches Gült von 10 Malter Kern und Roggen Oberndorfer Maßes, 5 ½ Tüb., 4 Herbsthühner und 2 Viertel Eier (120 Stück), welche er um 110 Pfd. h aus einem Hof zu Römlinsdorf (Kr. Freudenstadt) erkaufte, auf den Katharinenaltar in der Klosterkirche zu Alpirsbach gestiftet hat, und zwar in der Weise, daß die Nutzung dieses Zinses ihrem Kuster, Bruder Walter dem Schenk des vorgenannten Bruders Walter Brudersohn, solange er lebt und nach seinem Tode einem jeglichen Kuster gegen Abhaltung von wöchentlich 3 Messen zufallen soll¹⁰.

Der Prior Heinrich Haug (= Hack) und der Konvent des Klosters bekunden 1375, daß Abt Brun von seiner Base selig Margretha der Schenkin ererbten Schenkenhof zu Sulz mit einer jährlichen Gült von 10 Malter Roggen und Kern, 2 Malter Haber, 1 ½ Pfd. Tüb., 2 Viertel Salz und 2 Gänsen zum Seelenheil seiner Base, seiner Eltern und seiner Vorfahren an den von ihm gestifteten Antonienaltar in der Frauenkapelle des Klosters Alpirsbach zu einer ewigen Messe gegeben hat¹¹.

1450 verschreiben Abt Volmar, Prior und Konvent Abt Currat Schenk, der mit „frigen aigen willen“ und mit Rat, Gunst, Wissen und Willen Graf Ludwigs von Württemberg und seiner Räte, unter denen auch Hans von Leinstetten, Vogt zu Rosenfeld ist, ein Leibgeding¹². Eberhard Schenk von Schenkenberg gibt auf Geheiß seines Vaters Brun 1426 seinem Bruder Cunrat, Konventbruder zu Alpirsbach, das Salzgeld zu Sulz, sowie Zinsen und Gült in Epfendorf, weil ihn sein Vater „noch nit versorget habe mit dehinem lipting.“¹³.

Wir sehen, ein „Sippengeflecht“ (Decker-Hauff) adliger Mönche bildet den Kern des Konvents. So finden wir auch von den Herren von Leinstetten (Glattal) Hugo 1402-1409 als Mönch und 1415-1432 als Abt, Hans 1454 als Mönch und Menloch schon 1434 als Mönch.

1280 ist Graf Hans von Sulz Abt des Klosters. Die Grafen von Sulz sind im 14. und 15. Jahrhundert Ministeriale des Reichs. 1360 belehnte Kaiser Karl IV. Graf Rudolf von Sulz mit dem Hofrichteramt von Rottweil, das die Familie bis zu deren Erlöschen (1687) innehatte. Ihre Stammburg (Albeck) ist seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Händen der Herren von Geroldseck bei Lahr. Graf Nikolaus ist 1431 Mönch in Alpirsbach, 1432-1439 Prior in Reichenbach (Klosterreichenbach) und 1439-1440 Admini-

strator (Verwalter) der Abtei Rheinau.

Dienstmannen der Grafen von Hohenberg ist im 14. Jahrhundert der Niederadel von **Wehingen**. Später (ab 1381) ist er in österreichischen Diensten. Aus diesem Geschlecht ist „Ulrich von Wähingen“ 1336 Klosterherr in Alpirsbach. Bruder Ulrich von Wehingen, Pfleger des Siechenhauses, wird 1368 als „erbarer gaischelicher Mann“ bezeichnet¹⁴.

Auch der Ortsadel von **Tieringen** steht vorwiegend in hohenbergischen Diensten. 1378 wird aus diesem Geschlecht Conrad von Tieringen als Mönch im Kloster Alpirsbach genannt. Ital Walch aus dem Niederadel von **Hechingen** wird 1420 als Mönch erwähnt.

Seit den 20-er Jahren des 15. Jahrhunderts finden sich im Kloster auch Söhne aus Kreisen der städtischen Oberschicht von Hechingen, Sulz, Balingen, Horb (Georg Eberhardt 1470) und Wolfach (Erhard Lump 1494). 1439 vermachen Bentz **Swigglin**, Schultheiß zu **Sulz**, und seine Frau Margret Schienlin, Abt Peter Hagg, ein Neffe Heinrich Hacks, und dem Konvent zu Alpirsbach für die Gnade, daß sie ihren Sohn Johann als Konventsbruder angenommen und mit einer Pfründe herkömmlicherweise ausgestattet haben, Zinsen, Korn- und Salzgülten aus Gütern zu Sulz von jährlich 20 β h, 1 Scheffel und 1 Viertel Salzgeld, 1 1/2 Viertel Korn, 1 1/2 Viertel Roggen, 1 1/2 Viertel Haber und 2 Viertel Roggen und Haber zu einem „rechten armusen und gotzgeb“¹⁵. Die Swigglin waren eine reiche Gerichts- und Ratsfamilie, reiche Salzsieder und Fernhändler.

Aus der Balingen Ehrbarkeit stammen der 1448 erwähnte Mönch **Balthasar Sätzlin** und der 1440 erwähnte **Peter Sätzlin**. Einen Verwandten nennt das Württembergische Dienerbuch, Auberlin Sätzlin, als Obervogt von Balingen, der urkundlich 1447 und 1451 Balingen Schultheiß war (KrB. Balingen S.14).

1437 bis 1450 wird öfters der reiche Bauernsohn **Werner Murer** (Maurer) aus **Binsdorf** erwähnt, dessen Eltern Wernher Murer (gest. 1437) und Adelhait waren¹⁶. In den unruhigen Zeiten um 1523 ist **Anton Volmar** aus Binsdorf Mönch zu Alpirsbach. Er bekennt, daß er in seiner unverständigen Jugend „aus einem göttlichen eifer doch unverstand ohn grund ins Kloster eingetreten sei, jetzt aber angesichts des irigen Mißglaubens und der Abgötterei, auch wegen beschwerlichen und unvernünftigen Verstrickungen des Gewissens mit herzlicher Dankbarkeit das Leibgeding von Herzog Ulrich über jährlich 40 fl. annehmen wolle, um sich in einen christlichen, seligen Stand zu begeben“¹⁷.

Auch der 1509 genannte **Fabian Sauter von Hagerloch** wurde durch ein Leibgeding von jährlich 40 fl. 1535 abgefunden. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bemühte sich Abt **Andreas von Neuneck** (1455-1470) um eine wirtschaftliche und geistliche Reform des Klosters, doch scheinen seine Anstrengungen zu keiner merklichen Besserung geführt zu haben. Er wurde 1470 suspendiert. Um diese Zeit wichen Mönche weit ab von der monastischen Disziplin, zu denen auch Peter Sätzlin gehörte. Es mußten dann an Stelle der widersetzenden Mönche Reformmönche aus Wiblingen gesetzt werden. Doch die größte Erschütterung kam in der Reformationszeit (s. oben), die nicht spurlos am Kloster vorbeiging. 1536 ist Jakob Hochrüttiner (Hochreutiner) Mönch, im Interim Abt. Er wurde erstmals 1536 aus dem Kloster vertrieben, so daß das kaiserliche Kammergericht, Bürgermeister, Rat und Gemeinde der Stadt Rottweil gebieten mußte, den aus dem Kloster vertriebenen beim alten Glauben gebliebenen Mönchen (Hochrüttiner und Hiller) das dortige Eigentum des Klosters (Pfleghaus usw.) schützend zu erhalten.

1556 wurde von Herzog Christoph eine Klosterordnung durchgeführt. Die verbleibenden Mönche erhielten ein Leibgeding von 40 fl., die Mönche mußten sich nun entscheiden. So konnten die fürstlichen Räte, die die Visitation des Klosters durchführten, im Juni 1556 berichten: „Die Konventuales so alda geweßt, syn alle usserm Closter gezogen, hin und wider im Babstum uff den Pfarren“¹⁸. Ambrosius Blarer von Konstanz (geb. 1492), Prior im Kloster, verließ schon 1522 das Kloster und wurde bedeutsamer Reformator Württembergs. Von 1556 bis 1595 war dann Alpirsbach evangelische Klosterschule für angehende Pfarrer. Heute ist die Kirche im Besitz des Staates und steht unter Denkmal-schutz.

Zusammenfassung

In den Reichsklöstern des hohen Mittelalters war eine Aufnahme ins Kloster Privileg des hohen Adels, am Ausgang des Mittelalters hatten Familien des Niederadels, Patrizier- und Ratsgeschlechter eine neue Exklusivität ausgebildet, die den Söhnen aus dem Niedervolk den Zugang versperrte. Erst in den sozial bewegten Zeiten des 15. Jahrhunderts hat sich die ständische Grundlage klösterlicher Konvente verbreitert. In diesen Jahren sind Persönlichkeiten des Hoch- und Niederadels, Männer aus ehrbaren bauerlichen und städtischen Kreisen im Kloster.

Das Kloster Alpirsbach konnte sich im Gegensatz zu andern Klöstern wie Kniebis und St. Georgen im Schwarzwald dem Zugriff reich gewordener Fami-

lien aus dem Bürgertum entziehen. Es hat im 13. und 14. Jahrhundert seinen aristokratischen Charakter behauptet¹⁹. Dazu sei an Hans von Sulz, Walter und Brun von Schenkenberg, Ulrich von Wehingen, Konrad von Tieringen, Ulrich von Neuneck usw. erinnert. Bei den Schenken von Schenkenberg ist es fast zum festen Brauch geworden, daß in jeder Generation einer aus der Familie ins Alpirsbacher Kloster ging. In der Zimmerischen Chronik erscheint noch im 15. Jahrhundert das Alpirsbacher Kloster als reines Adelsinstitut. Es sei zu Anfang mehr ein weltliches Kloster, dann ein geistliches Stift gewesen, „darin die grafen, herren und vom viel so die uf ir alter kommen und unvermöglich worden, sich begeben und neben kurzweiligen, ordenlichen übungen, die ihrem alter gezimpt, auch ein abgesonders und gotzferchtigs leben füren künden und soll nur auf adels personen und uf die ritterschaft gestiftet sein, daher vor jaren mერთails ir apt alda vom adel gewesen, als die von Neuneck, Hacken von Harthausen“ (I S. 107). Doch es erscheinen am Ende auch Söhne aus der städtischen Oberschicht (s. oben).

Wenn Thomas Murner (1469-1537) in seiner „Narrenbeschwörung“ schreibt: „Der syn kindt nit vermählen kan/Und hat kein gelt ir nit zu geben/Da muß sie closterlichen leben“, so stimmt dies nur teilweise für Alpirsbach. Ist eine standesgemäße Versorgung nicht gesichert und damit die Erbschaft der übrigen Söhne und Töchter gefährdet, so wurde aber auch der Versorgungsgedanke nicht ausgeklammert. Doch wurde das Kloster Alpirsbach nie bloße Versorgungsanstalt eines verarmten und abgewirtschafteten Adels.

Anmerkungen

1. WUB I S. 315 ff.; 2. WUB I Nr. 254, 3. Ebd. S. 316; 4. Ebd. S. 36; 5. WUB IV S. 230; 6. WUB N S. 157; 7. HStAS: A 470 Nr. 725; 8. Ebd. Nr. 801; 9. Ebd. Nr. 712; 10. Ebd. Nr. 806; 11. Ebd. Nr. 12; 12. Ebd. Nr. 815; 13. Fürst. Lib. V S. 401; 14. HStAS: A 470 Nr. 322; 15. Ebd. Nr. 817; 16. Ebd. Nr. 335; 17. Ebd. Nr. 35; 18. Ebd. und Nr. 4 und 5; 19. Klaus Schreiner, Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen zu den Benediktinerklöstern im östlichen Schwarzwald S. 39.

Glaube und Kirche in Orts- und Flurnamen

Von Fritz Scheerer

Der Einfluß von Religion und Kirche läßt sich auf sprachlichem Gebiet in Sprichwörtern, Redensarten, bei Personen- und Sachnamen, besonders auch bei Orts- und Flurnamen feststellen. Im folgenden soll an Beispielen unserer engeren Heimat, die aber durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, gezeigt werden, in welcher Weise und in welchem Umfang sich Glaube und Kirche in Orts- und Flurnamen auswirken.

In Ortsnamen

Die -ingen-Siedlungen entstanden bei uns nach 260, nach der alamannischen Landnahme. Sie dürften fast alle vor 450 n. Chr. ihren Anfang genommen haben. Ihre Namensformen sind in den meisten Fällen von einem Personennamen abzuleiten, wie Balingen von Balgo, Ebingen von Ebo, Sigmaringen von Sigmar usw. Eine Ausnahme macht wohl bei uns **Pfeffingen**. Dieser Name tritt, wie Namen anderer Orte unserer Gegend, erstmals 793 in der Schenkung des Grafen Berthold an das Kloster St. Gallen als „Faffinga“ auf und wird vermutlich von Pfaffe wie Münchingen von Mönch oder Bischoffingen von Bischof herzuleiten sein. Wahrscheinlich gehörte der Ort einem Pfaffen oder wohnte dieser hier. Kirchlich gehörte Pfeffingen immer zur Pfarrei Burgfelden. Erst zwischen 1565 und 1575 wurde der Sitz der Burgfelder Pfarrei nach Pfeffingen verlegt, so daß das Filialverhältnis sich umkehrte. Schon um 1320 ist die „kilche“ zu Pfeffingen durch Flurnamen bezeugt. Zur 1326 erwähnten Nikolauskapelle gehörte ein „Pfaffenhaus“.

Die erste urkundliche Erwähnung von **Margrethausen** erfolgte zu Beginn des 13. Jahrhunderts als „Husen“. Daneben bürgerte sich dann zunächst „Husen Margarete“ (1275) und ab 1361 „Margarethenhusen“ ein, um den Ort von den anderen „Häusen“ um die Schalksburg (Zillhausen, Stockenhausen, die abgegangenen Bezu., Haubolds-, Waldhausen) zu unterscheiden. Die Pfarrkirche war St. Margarethe geweiht, und diese Heilige weist auf eine Entstehung der Pfarrei im 11. oder 12. Jahrhundert hin. 1338 wurde die „Klause“ zu „Sant Margrethen Husen“ neu gegründet, muß aber die Tradition einer älteren Anstalt, sei es eines Klosterleins oder eines Stiftes haben, wie verschiedene Notizen einer Pfarrchronik, eines St. Galler Rodels und eines Aniversars des 14. Jahrhunderts vermuten lassen. Der Margarethenkirche kam dann eine besondere Bedeutung zu. (s. auch Heimatk. Blätter Okt. 1975).

Unweit des Zollerberges steht auf einem kleinen Vorsprung am Fuß des Zellerhorns das schmucke Kirchlein **Maria Zell**, das durch ein Erdbeben 1970 schwer beschädigt wurde. Der Name weist auf eine Gründung hin, die mit einem Kloster in Zusammenhang steht, das hier eine „Cella“ anlegte. Dies dürfte das Kloster St. Gallen sein (s. Heimatk. Blätter Dez. 1974). Die Kirche, die neben der Cella erbaut wurde, hatte nach dem Liber decimationis (1275) einen

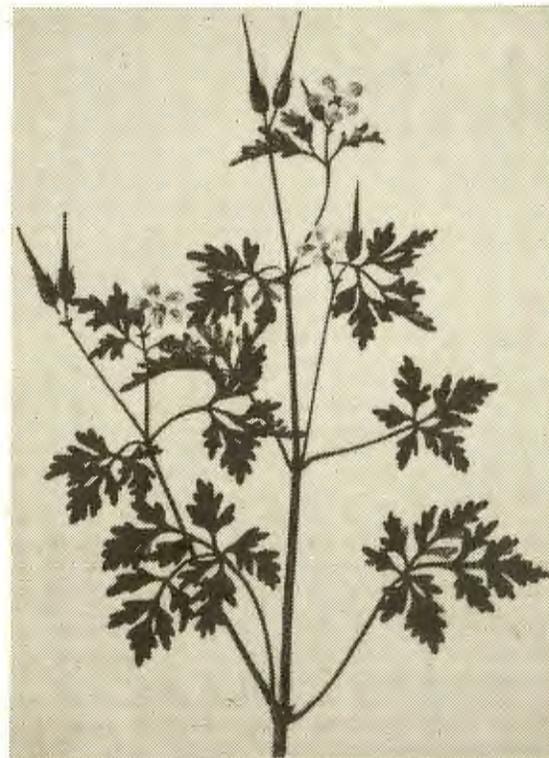
Pfarr-Rektor. Um die Zelle war schon früh eine kleine Siedlung entstanden, die aber später verschwunden ist. Der Pfarrsitz wurde daher Ende des 15. Jahrhunderts nach Boll verlegt. Nur der alte Friedhof als Begräbnisstätte für die Gemeinde Boll blieb bestehen. Maria Zell wurde zu einem Wallfahrtsort, bei dem sich auch an Mariä Heimsuchung und an Mariä Geburt viele Pilger aus nah und fern einstellen. Neben dem Hl. Gallus dominierte allmählich „Unsere lb. Frau“, Maria, als Patronin. Unterhalb des „Kühlen Grundes“, eine Viertelstunde oberhalb des heutigen Dorfes Owingen liegt an der Eyach die **Weilerkirche**, die Dorfkirche des abgegangenen Dorfes Oberowingen, die neben der Burgfelder Michaelskirche und dem Turm der Balingen Friedhofkirche zu den ältesten Bauwerken unserer Gegend zählt. Nach den Bauformen (Portal, Fenster) muß sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Hier hatte schon im 12. Jahrhundert das Schwarzwaldkloster St. Georgen Besitz, das wohl auch die Kirche dem Hl. Georg weihte.

Das Dorf Oberowingen war aber auch durch die Hochwasser der Eyach immer wieder gefährdet. Es wurde daher aufgegeben. Seine Bewohner siedelten sich in Unterowingen, im heutigen Owingen an. Pfarrhaus und Mesnerhaus wurden dann auch bald abgebrochen. Bestehen blieb nur die Kirche, die die Aufgabe einer Friedhofkapelle übernahm, denn das heutige Owingen bestattet seine Toten immer noch bei der alten Weilerkirche.

(Fortsetzung folgt)

Storchschnabel

(Geranium Robertianum)



Der lateinische Name Geranium für die elf Arten, die bei uns auftreten, kommt von der griechischen Bezeichnung „géranos“ und bedeutet Kranich. Die Früchte dieser Pflanzen besitzen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kopf und Schnabel eines Kranichs bzw. Storches.

Die zierlichste unserer Storchschnabelarten ist das Roberts- oder Ruprechtskraut, wegen seines unangenehmen Geruches auch „Stinkender Robert“ genannt. Aber sein roter Stengel, die rot angelegenen drei- bis fünfblättrigen und niedrigen Blätter, die im Spätsommer in ein leuchtendes Rot übergehen, und seine kleinen rosenroten fünf Blütenblätter sind immer eine Augenweide. Verhältnismäßig groß sind die schnabelartigen Fruchtstände. Bei trockenem Wetter werden die reifen einsamigen Früchte beim Aufrollen der Hülle weggeschleudert. Obwohl das Pflänzchen, das bis 50 cm hoch werden kann, nur einjährig ist, kommt es an Mauern, Felsen, auf Ödplätzen, in Wäldern, auf Kahlschlägen, in Gebüsch und Hecken, also fast überall vor. – Auch unsere Fenstergeranien sind mit ihm verwandt.

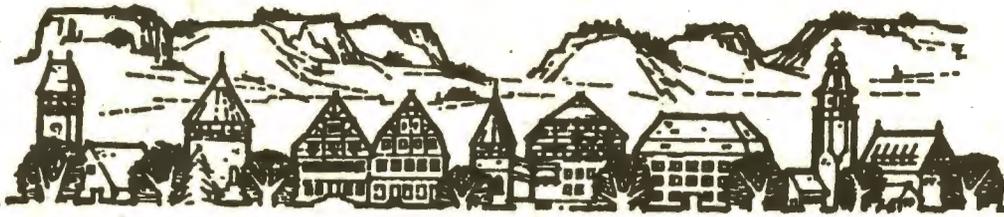
Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Forschungen zur Vorgeschichte und Geschichte Ebingens

Dr. Walter Stettner

Die Vorzeit übte seit eh und je einen starken Reiz auf die Späteren. Um viele Grabhügel und Ruinen ranken sich Sagen. Der Hunnenkönig Attila oder Etzel soll auf dem Bitzer Berg im Stählernen Männle begraben sein. Daß vorgeschichtliche Grabhügel schon bald nach ihrer Anlage von Grabräubern ausgeplündert wurden, haben unsere Forscher fast als Regelfall festgestellt. Es war daher eine richtige wissenschaftliche Sensation, als im Jahr 1978 in Hochdorf westlich von Markgröningen ein ungestörtes Fürstengrab aufgefunden wurde, das vielerlei Aufschlüsse über die Bestattungsweise, die Grabausstattung usw. vermittelt. Man hat daher den dort bestatteten Fürsten scherzweise „das Tutenchamunle vom Heckenbeerlesgäu“ genannt.

Seitdem sich im 7. und 8. Jahrhundert bei uns das Christentum allgemein durchgesetzt hat, wurden die Toten in der Regel ohne Beigaben bestattet, daher ist ihre Ruhe nur noch in seltenen Fällen gestört worden. Soviel ich sehe, waren zwei Geistliche die Ersten, die in unserem Raum archäologisch tätig wurden. Pfarrer Öttinger in Meßstetten hat in den Jahren 1864-67 an der Straße nach Hossingen mehrere Grabhügel der Hallstattzeit ausgegraben, von denen sich drei als Brand- und neun als Skelettgräber erwiesen. Zahlreiche Grabbeigaben kamen an das Württembergische Landesmuseum Stuttgart. Um dieselbe Zeit untersuchte der Truchteltinger Pfarrer Schmidt Grabhügel auf dem Degerfeld.

In den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts ließ der Stuttgarter Senatspräsident Julius von Föhr Grabhügel am Dürrenbühl südlich Bitz - schon auf Winterlinger Markung - und auf dem vordern und hinteren Degerfeld öffnen. Föhr hatte sich zunächst mit römischen Funden befaßt und sich dann auch durch eingehendes Studium der Literatur gründliche Kenntnisse über Vor- und Frühgeschichte erworben. Daher hat er von seinen Grabungen vollständige Fundberichte und Beschreibungen „mit der Genauigkeit eines Untersuchungsrichters“ hinterlassen. Adolf Rieth konnte in seiner „Vorgeschichte der Schwäbischen Alb“ (1938) feststellen: „Seine Beobachtungen besitzen heute noch hohen wissenschaftlichen Wert“. Die Ausgrabungsberichte wurden nach Föhrs Tod von der Württ. Kommission für Landesgeschichte veröffentlicht („Hügelgräber auf der Schwäbischen Alb. Untersucht und beschrieben von Julius von Föhr“ Stuttgart 1892). Die Fundgegenstände kamen in das Landesmuseum Stuttgart.

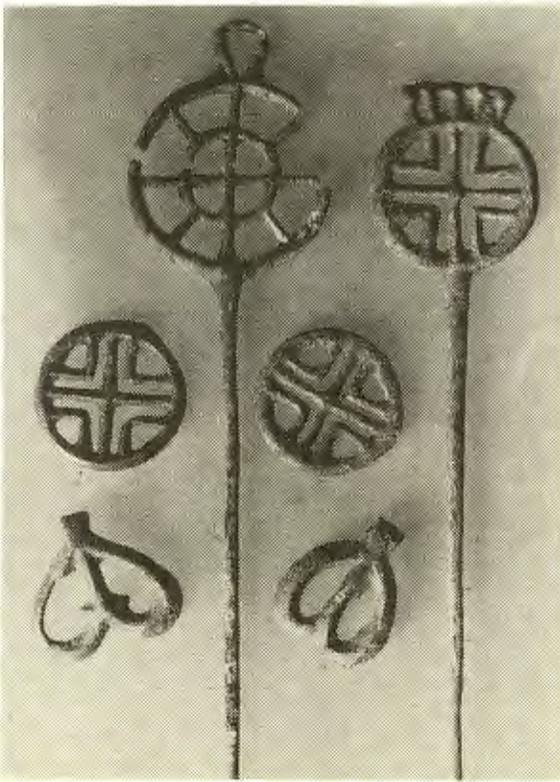
Viel schlechter dokumentiert waren die Ausgrabungen des Bauern Johann Dorn von der Haid südlich Engstingen, der an vielen Plätzen, darunter auch auf dem Degerfeld und bei der Truchteltinger Mühle, gegraben hat. Ihm kam es vor allem auf die Fundgegenstände an. Seine Funde aus Truchteltingen kamen ins Museum für Völkerkunde in Berlin und sind dort durch Kriegseinwirkung verloren gegangen. Knappe Beschreibungen und Fotos von einem Teil der Funde sind bei Veeck zu finden.

1907 öffnete ein Student namens Kuhn in Truchteltingen auf dem Gebiet der damaligen Trikotfabrik Lang mindestens 13 weitere Gräber; die Funde daraus kamen in die Sammlung des Tübinger Urgeschichtlichen Instituts.

Zu den Beobachtern der Ausgrabungen Föhrs auf dem Degerfeld und im Winterlinger Tal dürfte der Ebinger Apotheker Hieronymus Edelmann gehört haben. Er stammte von der Ulmer Alb, war 1853 in Schalkstetten als Sohn des dortigen Hirschwirts geboren. Im Jahr 1879 kaufte er die Untere Apotheke in Ebingen und verkaufte sie 15 Jahre später wieder, um als Privatier nach Sigmaringen zu ziehen. Dort widmete er sich voll seinen Neigungen für Vorgeschichte und als langjähriger Gauobmann den Zielen des Schwäbischen Albvereins. Er hat mit der Bezeichnung von Wanderwegen im Gebiet der oberen Donau begonnen und so dazu beigetragen, daß diese Gegend dem Fremdenverkehr und den Wanderern erschlossen wurde. Edelmann ist mit der Vorgeschichte erstmals für das Jahr 1885 in Verbindung zu bringen, (also ein Jahr nach den Grabungen Föhrs). Da fand ein Bauer auf Pfeffinger Markung

(der genaue Fundort ist nicht mehr zu ermitteln) einen Hortfund von Bronzegegenständen der Urnenfelderzeit (1200-750), hauptsächlich Sicheln. Von den 110 gefundenen Gegenständen kamen 105 an das Landesmuseum, 5 in die Sammlung Edelmann. Ausgrabungen auf dem Degerfeld scheint Edelmann 1890 begonnen zu haben. 1891 oder 92 grub er auf dem Niemansbol (Markung Tailfingen) einen großen Grabhügel der Bronzezeit (1500-1200) aus, der mindestens 12 Bestattungen enthielt. Er war der Überzeugung, daß auf dem Degerfeld die zahlreichen noch vor 20 Jahren gut sichtbaren Grabhügel sämtlich schon einmal ausgegraben worden seien. In unserer Gegend hat Edelmann noch in Truchteltingen bei der 1978 abgebrochenen Dorfstraße 14 Alemannengräber aufgedeckt. In zweien fanden sich Spathen (Veeck 249), was auf eine gehobene soziale Stellung deutet; die eine der beiden war außerdem mit Sax, einer silbertauschierten Eisenschnalle und einem silbertauschierten Beschlag ausgestattet. Fünf Gräber wiesen keine Beigaben auf. In späteren Jahren (1900-1904) hat dort auch der schon genannte Johannes Dorn gegraben.

Edelmann hat in Ebingen und nachher in Sigmaringen Fundgegenstände in großer Zahl gesammelt. Später trennte er sich von ihnen und bot sie zunächst deutschen Museen erfolglos an. Dann verkaufte er sie an zwei Engländer, Sir John Brunner und Sir Henry Howorth, die sie 1908 dem Britischen



Radnadeln und anderer Schmuck aus Grabhügel mit Frau- und Kinderbestattungen nahe „Stählernes Männle“, Ebingen (Bronzezeit).

Museum in London schenkten; einiges andere gelangte in die Sammlungen in Sigmaringen und Berlin.

Der Londoner Katalog der Sammlung Edelmann umfaßt 538 Nummern, die im wesentlichen aus dem heutigen Regierungsbezirk Tübingen stammen. Es sind Fundgegenstände von der Altsteinzeit bis ins Mittelalter; Schwerpunkte bilden die Hügelgräberbronzezeit, die Hallstatt- und die Merowingerzeit. Alle Londoner Stücke wurden auf Betreiben von Hartwig Zürn, dem Leiter des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Abt. Bodendenkmalpflege, im Jahr 1963 von Monika Fehre gezeichnet und mit Beiträgen von Hartwig Zürn (Stuttgart) und Sigwald Schiek (Tübingen) 1969 veröffentlicht.

Für einen Aufsatz Edelmanns in den Blättern des Schwäb. Albvereins 1891 über das Degerfeld hat der Ebinger Lehrer Ferdinand Link (1854-1922) eine Anzahl Fundgegenstände gezeichnet. Link, in Gniebel bei Tübingen geboren, verheiratete sich 1879 in Ebingen und war später Rektor der Volks- und Mittelschule. Nach dem Vorbild Edelmanns betätigte auch er sich tatkräftig im Schwäbischen Albverein und führte etliche Jahre die Ebinger Ortsgruppe. Links Interesse beschränkte sich nicht auf die Vorgeschichte: Im Jahr 1898 veröffentlichte er in den Blättern des Schwäb. Albvereins einen Aufsatz über Ausgrabungen auf dem Ebinger Schloßfels, die anlässlich der Fundamentarbeiten für einen ersten, noch hölzernen Aussichtsturm stattfanden. Die Arbeiten im Jahr 1881 standen unter der Leitung des Malzfabrikanten Johannes Keller; sie förderten Fundamente einer Befestigung in Buckelquadertechnik zutage. Diese Technik beweist, daß die Burg in der Stauerzeit, wohl im 13. Jahrhundert, entstanden ist.

Dem Geologen und Naturarzt Johannes Binder verdankt man eine wichtige Beobachtung: Beim Bau der Talgambahn entdeckte er beim Heringstein eine vorgeschichtliche Eisenschmelze. Prof. Dr. R. R. Schmitt vom Urgeschichtlichen Institut der Universität Tübingen untersuchte im Jahr 1907 die Grotten unterhalb des Schlosses Straßberg und die bei der Kühstelle auf Winterlinger Markung.

Der langjährige Lautlinger Pfarrer Pfeffer war ein hervorragender Kenner der schwäbischen Kunstgeschichte. Von ihm stammt u. a. eine Bestandsaufnahme und Beschreibung des ehemaligen Ehestetter Kirchleins, das schon lange nicht mehr seinem ursprünglichen Zweck dient. In Lautlingen kamen 1910 beim Bau des Schulhauses alemannische Gräber zutage, die teilweise reiche Beigaben enthielten, darunter ein Goldblattkreuz. Diese Goldblattkreuze, von denen in Süddeutschland bisher etwa 40 gefunden wurden, sind Zeugen für frühe langobardenbereich in Oberitalien. Über römische Mauerreste von dem ehemaligen Gutshof oberhalb der Petersburg machte Pfarrer Pfeffer Notizen.

Hervorragende Förderer bei der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des Ebinger Raums waren die Lehrer Paul Eith und Heinrich Breeg. Paul Eith wurde am 1. Dezember 1891 in Ebingen geboren; 1929 zog er nach Ravensburg, der Heimat seiner Frau, und starb dort am 28. Oktober 1968. Paul Eith dürfte bei vielen alten Ebingern noch in guter Erinnerung sein. Manche seiner Schüler haben damals gelernt, auf Bodenfunde und andere Altertümer zu achten.

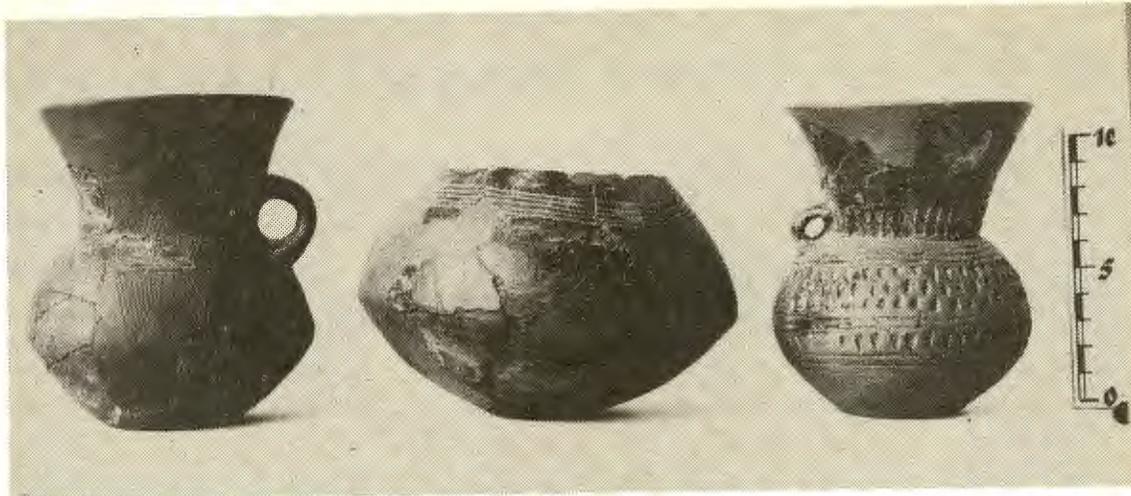
Woher Paul Eith die Anregung zur Beobachtung von Bodenfunden bekommen hat, konnte nicht ermittelt werden. Von seiner Tochter erfuhr ich, daß er sich von Jugend auf mit Geologie und Archäologie beschäftigt habe. Sicher hat der „Rulaman“ des Herrn Weinland das Seine dazu beigetragen. Eiths Nachfolger, Hauptlehrer Heinrich Breeg bekennt: „Zunächst war ich darüber etwas enttäuscht, daß

Eith von der Geologie so plötzlich zur Vorgeschichte 'hinübergewetzt' war und unsere Wege sich getrennt hatten. Denn wir waren seither viel auf geologischen Gängen miteinander unterwegs gewesen und hatten u. a. im Ornatenton an der Schalksburg einen der seltenen Plesiosaurier (*Pliosaurus ferrox*), ein „Tierchen“ von etwa 10 Metern Länge, aufgestöbert. Weil mich aber seine Arbeit auch recht interessierte, beteiligte ich mich, meist als Zuschauer, gewann Appetit an der Sache und wurde allmählich mit ihr vertraut.“ Breeg weiter: „Es lag am Holz! Schon in seiner Jugend hatte Eith Interesse für vorgeschichtliche Dinge. Die Höhle im Heidenstein und die Sage, daß Attila in einem goldenen Sarg auf oder am Degerfeld begraben sei, mußte die Phantasie des Knaben beflügeln. Als ihm einst eine Zeitschrift mit Runen und dem Runenalphabet in die Hände fiel, kam er mit einem Kameraden auf den Gedanken, ihre Namen in Buchenstäbe zu schnitzen und dieselben im Lehm des Heidensteins zu vergraben. Gesagt – getan. Nach entsprechender Präparation am Feuer wurden die Stäbe in der Höhle vergraben. Bald darauf wurden sie auch bei einer Grabung gefunden und kamen nach Stuttgart. Dort wollte sich gerade ein wissenschaftlicher Streit über das Alter und den Inhalt der Inschrift entspinnen, als sich die Angelegenheit als Bubenstreich entpuppte“.

Aus Akten ergibt sich als erstes, daß Eith am 25. Juni 1924 mit Kaufmann Kiesinger (Vater des späteren Bundeskanzlers), der dort Scherben gefunden hatte, auf dem Hexenplatz hinter dem Schnecklesfeld war. Er machte eine Lageplanskizze und stellte fest, daß „über der Erde eine Menge Scherben“ lagen, „auch der Boden ist vollgespickt mit den keramischen Erzeugnissen“. Die Vermutung Eiths, daß es sich um einen hallstattzeitlichen Wohnplatz handle, wurde vom Urgeschichtlichen Institut Tübingen (Dr. Georg Kraft) bestätigt. Die scharf begrenzte Kulturschicht rechteckiger Form, neun Meter lang und drei bis vier Meter breit, war der Rest eines Wohnhauses. Durch Schüler ließ Eith den Platz nach Scherben absuchen und sammelte so zunächst etwa 8 kg, zu denen später noch etwa die doppelte Menge hinzukam (Eith, Vorgeschichtliche Notizen; Neue Fundberichte 3, 49; Kraft, Der Neue Albote 1924 Nr. 159 f.). Die Funde, die Herr Eith gemacht hat, konnte er in der Nadelfabrik, wo ihm Direktor Speidel einen Arbeitsraum überließ, sortieren und wo möglich zusammensetzen.

Im Spätherbst 1924 und wieder im Herbst 1925 grub Prof. Bersu (Frankfurt) im Kastell Lautlingen-Ebingen. (Das Kastell wurde von Bersu zum Dank für Unterstützung bei der Grabung durch den Grafen von Stauffenberg das Kastell Lautlingen in die wissenschaftliche Literatur eingeführt, obwohl der größere Teil noch auf der Markung Ebingen liegt). Das Ergebnis faßte Bersu in zwei Sätzen zusammen: Die wenigen Funde, der Zustand des Grabens des Kastells, wie das Fehlen in Stein ausgeführter Bauten deuten mit Sicherheit darauf hin, daß das Kastell nur kurze Zeit bestand. Der Fund an Scherben auf dem Villengelände (Flur Steinhaus nördlich der Grabung) zeigt, daß nach Aufgabe des Kastells offenbar schon in trajanischer Zeit (Kaiser Trajan regierte 98-117 n. Chr.) an dieser günstig gelegenen Stelle ein Zivilbau in Gestalt einer römischen villa rustica angelegt wurde (Württ. Studien S. 201). Eine Steinsäule aus der Petersburg, die von diesem Gutshof stammt, ist derzeit im Treppenhaus des Ebinger Rathauses zu sehen.

Daß Paul Eith bei der Grabung Bersus ein aufmerksamer Zuschauer war, zeigen seine „Urgeschichtlichen Notizen“. Er erwähnt auch die Auffindung einer kleinen Siedlung mit Scherben der Hallstattzeit und einiger Brocken Hüttenbewurf in der Flur Beibruck. Die wichtigsten Erfolge erzielte Eith bei der Öffnung von einigen stark verschleiften Grabhügeln „hinter Hainloch“, 300 Meter NNO vom Galthaus im Jahr 1927. Sie stellten sich als bronzezeitlich (1500-1200) heraus und waren größtenteils schon früh ausgeraubt worden. Hügel I bildete eine kaum mehr erkennbare Erhebung von 4 Metern Durchmesser. Sie enthielt einen Steinsatz: Große Blöcke bildeten einen Kreis von etwa 2 Metern Durchmesser. In ihm wechselten dreimal Lehm-schichten mit Kalkplattenlagen. Dazwischen waren zerstreut Knochenreste und Scherben, aus denen sich ein schwarzes Schälchen mit aufgewölbten Boden gewinnen ließ. Hügel II war nicht so stark verschleift (Durchmesser 12 Meter). Eine ursprünglich aus Holz gebaute Grabkammer war eingesunken und mit Lehm verfüllt. Vom Skelett fanden sich nur Teile in gestörter Lage. Scherben von mindestens 15 Gefäßen lagen im Hügel zerstreut. Die feinere Ware trägt Kerbschnitt- oder Buckelverzierung. Hügel III war noch 0,90 m hoch und 15 m breit. In seiner Mitte ragte ein 60 cm hoher Steinblock (wohl Malstein) empor. Gleich beim Malstein stieß Eith auf eine große Buckelurne, die ein kleineres, 5,5 cm hohes Gefäßchen mit umlaufender Zierleiste und einem Buckel enthielt. Unweit der Urne lag ein goldener glatter Fingerring von 2,1 cm Durchmesser. Unter einer großen Platte lag ein 2 cm langes Bronzeblech mit Reihen kleiner Buckel. Der Südtail des Hügels war gestört. Hier zeigten sich zwei



Gefäße aus Grabhügel mit vier Skeletten (Frau mit drei Kindern). „Stählernes Männle“ links der Landstraße Ebingen-Bitz (Bronzezeit).

Brandstellen übereinander und römische Scherben, auch Sigillata, sowie Bruchstücke von Mahlsteinen aus Sandstein und Granit. Da haben sich also eine Weile Römer aufgehalten. Die Funde, die der Hügelgräberbronzezeit angehören, sind eine Zierde des Ebinger Heimatmuseums.

Im folgenden Jahr 1928 grub Eith einen schon stark verflachten Grabhügel hinter dem Stählernen Männle (gegen das Rainloch zu) aus. Er enthielt vier Bestattungen, je auf einer mit Steinen abgedeckten 20 cm starken Lehmbank. Beim ersten Skelett eines 25-30 Jahre alten Mannes fanden sich an wichtigeren Beigaben eine 21,5 cm lange Radnadel, Reste einer Gürtelschließe, ein 9,5 cm langer



Schwarze Tonflasche 36,7 cm hoch. Altes Vereinshaus, Ebingen (Keltzeit).

Dolch mit zwei Nieten, an der linken Hand ein Fingerring, ferner Teile eines mit Kerbschnitt verzierten Bechers, beim Skelett, 2 von einem etwa fünfjährigen Kind eine 18,5 cm lange Nadel mit Rollenkopf, zwei 14gliedrige enge Spiralarhören um den Hals eine Kette von 165 Bernsteinperlen. Dem 3. Toten, einem etwa 14jährigen Kind, waren beigegeben eine 5,5 cm große Scheibe, zwei herzförmige durchbrochene Schließen, ein graviertes Arming und ein Tonbecher. Das 4. Skelett stammte von einem etwa gleichaltrigen Kind und enthielt einen geschlossenen Reif von 9 cm Durchmesser, eine 23,5 cm lange Radnadel, 12 Bronzenägel mit Halbkugelhöfen, einige Bernsteinperlen, zwei Radscheiben, einen offenen gravierten Reif und einen 11,5 cm langen Dolch. Ferner zwei mit Kerbschnitt verzierte Henkelkrügelchen und eine roh gearbeitete Tasse. Die Mitte des ganzen Hügels erwies sich als ausgeraubt. 1929 grub Eith noch einmal „Hinter Hainloch“. Er fand drei weitere Grabhügel, ebenfalls aus der Hügelgräberbronzezeit, mit unbedeutenden Beigaben. Zu erwähnen ist eine 8,5 cm große Kleiderschließe, verzierte Keramikscherben, einige Bernsteinperlen. Und noch weitere römische Hinterlassenschaft.

Herkunft und Zugehörigkeit der Menschen der Hügelgräberbronzezeit (1500-1200) sind unbekannt und werden es trotz vielen Fortschritten der Wissenschaft wohl für immer bleiben.

Aus der Spätbronzezeit, auch Urnenfelderzeit genannt, las Eith Siedlungsscherben am Osthang des „Härtle“ aus Markung Truchteltingen auf und überwies sie dem Ebinger Heimatmuseum, während er solche vom Meißstetten an die Stuttgarter Sammlung gab. Beim Bau des Postamtes Truchteltingen, in der Nähe des Bahnhofs, wurde eine spätbronzezeitliche Kulturschicht durchschnitten, aus der Eith viel Keramik auf sammelte. Außer Knochen von Pferd, Rind und Schwein fand sich noch eine 14 mm lange himmelblaue Glasperle. In dieser Spätbronzezeit oder Urnenfelderzeit (1200-750) wurden die Toten nicht mehr in Grabhügeln beigesetzt, sondern auf Scheiterhaufen verbrannt und dann die Aschenreste in Urnen gesammelt und begraben. Damit war ein allgemeiner Kulturwandel verbunden, der auf Zuwanderung von Menschen wahrscheinlich aus Ostmitteleuropa zurückzuführen ist.

(Fortsetzung folgt)

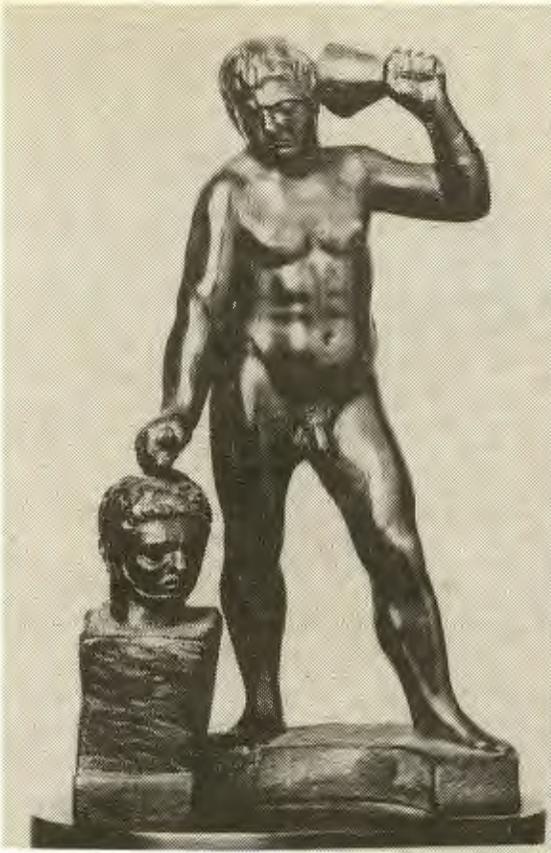
Der Bildhauer Leonhard Kern

von Alfred Munz

Der Stammbaum der Familien Kern in Onstmettingen, Tailfingen und Ebingen geht zurück auf den Steinmetzen, Werkmeister und Bürgermeister Michael Kern in dem Städtchen Forchtenberg in der damaligen Grafschaft Hohenlohe. Sein vierter Sohn war Leonhard Kern, geb. 1588 in Forchtenberg, gestorben 1662 in Schwäbisch Hall. Er und seine Brüder Michael d. J., Georg und Peter waren bereits in der 3. Generation als Steinmetzen, Baumeister und Bildhauer tätig.

Leonhards jüngster Sohn Heinrich wurde Pfarrer und später Dekan an der Michaeliskirche in Schw. Hall. Sein Sohn Joh. Albrecht wirkte ebenfalls als Pfarrer in Hall, und einer seiner Söhne, Johann Christian Kern, war als Kanzleischreiber, Spitalmeister und Prokurator in derselben Stadt tätig. In der folgenden Generation stoßen wir auf einen Friedrich Peter Kern, 1743 in Hall geboren, 1763 Chirurg in Onstmettingen. Er war also ein Ur-Ur-Enkel von Leonhard Kern und heiratete 1765 in erster Ehe eine Anna Judith Schaudt, Witwe, Tochter des Chirurgen Johannes Haasis in Onstmettingen, in zweiter Ehe eine Anna Barbara Bizer aus Tailfingen. Nachkommen aus diesen Ehen sind die Familien Kern in unserem Raum. (s. dazu Tailfinger Heimatbuch S. 467/68).

Leonhard Kern war einer der bedeutendsten frühbarocken Bildhauer. Bei seinem mehrjährigen Italienaufenthalt hatte er die Werke der großen Meister, Giotto und Michelangelo studiert und war von ihnen stark beeindruckt worden. Die Hauptzeit seines Lebens und Wirkens fiel in die Wirren des 30-jährigen Krieges, also keine günstige Zeit für Kunst und Künstler in Deutschland. Ein Zeitgenosse schreibt über ihn: „... hat sich lange in Italien aufgehalten und sowolen in der Bildhauerkunst, darinn er bekannter maßen excelliert, als auch in der Architectur geübet, hernach aber in Teutschland in wärender Kriegsruh viel ausgestanden. Er hat sehr viele Bildarbeiten in Stein und Holz, theils Lebens groß, theils kleiner verfertigt, wie fast durch ganz Theutschland, sonderlich auch zu Nürn-



Bildhauerjüngling, um 1635/40, Braunschweig

berg, da er die 4 Monarchien auf selbiger Stadt weltberühmten Rathauses Portal in Stein gehauen, welche allein verdienen, daß er unter die berühmteste deutsche Künstler gerechnet werde . . . " Die Bedeutung Leonhard Kerns wurde erst in jüngster Zeit erkannt. Besondere Verdienste hat sich bei der Erforschung seines Werkes die Kunsthistorikerin Dr. Elisabeth Grünenwald mit ihrem Buch „Leonhard Kern, ein Bildhauer des Barock“, erschienen im Eppinger Verlag in Schwäbisch Hall, erworben, dem die nachfolgenden Ausführungen zu einem guten Teil entnommen sind.

Leonhard besuchte bis zu seinem 14. Lebensjahr das hohenlohische Landesgymnasium in Öhringen, trat dann aber im Jahr 1603, wohl seiner künstlerischen Berufung folgend, als Bildhauerlehrling in die Werkstatt seines Bruders Michael ein. Mit 21 Jahren reiste er nach Italien (1609 - 1614). Wichtige Stationen dieser Reise waren eine Überfahrt nach Nordafrika, dann Aufenthalte in Rom, Florenz, Padua, Venedig und Laibach (heute Ljubljana in Jugoslawien). Zwei Altartafeln in Laibach aus dem Jahr 1613 sind sein ältestes gesichertes Werk, das wir kennen. Der dortige Bischof wollte ihn in seine



Sinnendes Mädchen mit Buch, um 1640, Neuenstein

Dienste nehmen, doch zog es ihn, vielleicht aus Heimweh, vielleicht wegen der Glaubensverschiedenheit, nach Hause. Mit 26 Jahren war er wieder in Forchtenberg und heiratete. Seine Wanderjahre waren zu Ende. 13 Kinder wurden den Eheleuten geboren.

Von seiner Italienreise mit den neuesten Ideen erfüllt und voller Schaffensdrang suchte er nach einer kurzen Übergangszeit zunächst ein neues Betätigungsfeld am kurpfälzischen Hof in Heidelberg. 1617 bekam er den ehrenvollen Auftrag der Stadt Nürnberg, die Rathausportale figürlich auszugestalten. (Abb. 1). Als Kurfürst Friedrich V. 1619 zum König von Böhmen gewählt wurde (Winterkönig) und die Bautätigkeiten in Heidelberg nachließen, mußte sich Leonhard nach neuen Aufträgen umsehen. Da inzwischen auch der Krieg ausgebrochen war, zog es ihn in den Schutz der Freien Reichsstadt Schwäbisch Hall. „In der schöpferischen, zugleich ebenso konfliktreichen Spannung seines Wesens zwischen Tradition und Umbruch entsprach diese Entscheidung der einen Seite seiner lebenswichtigen Bedürfnisse: seiner mehr dem heimischen Raum als der Internationalität verpflichteten und seiner Geborgenheit, Ruhe und Selbstbesinnung suchenden Veranlagung. Beide so gegensätzlichen Seiten - Tradition und Umbruch - bestimmten den Charakter seiner Kunst: die erste deren klassischen Grundzug und die Stetigkeit seiner künstlerischen Entwicklung, die zweite deren Bedeutungstiefe und das immerwährende geistige Wachstum des bis ins hohe Alter noch schöpferisch tätigen Bildhauers.“ (Dr. Grünenwald).

Schwäbisch Hall und der adelige Landsitz Tullau waren ab 1620 für mehr als 40 Jahre sein Wohnsitz bis zu seinem Tod 1662. Von dort aus reiste er nach Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, den brandenburgischen Hof und wohl auch zu anderen Orten, um Aufträge zu sammeln und auf Vorrat gefertigte Werke zu verkaufen. Er legte Wert auf persönliche Beziehungen zu Kunsthändlern und Sammlern.

In den Jahren von 1620 - 1640 erwarb sich Leonhard Kern großes gesellschaftliches und künstlerisches Ansehen und kam zu Wohlstand. Als der Krieg nach der Schlacht bei Nördlingen zu besonders starken Verheerungen in Süddeutschland führte, verschlechterte sich auch seine wirtschaftliche Lage. Es gingen kaum noch größere Aufträge ein, dafür waren hohe Kontributionen zu bezahlen. Vielleicht war dies der Grund, warum sich Leonhard zeitweilig auf das Schnitzeln von Humpenwandungen aus Elfenbein verlegte.

Trotz solcher Belastungen ermöglichte Leonhard Kern zwei Söhnen einen Studienaufenthalt in Italien und ließ seinen jüngsten in Straßburg studieren. Die Schwere der Zeiten zeichnet sich aber in seinen Werken deutlich ab: sie bringen häufig Verunsicherung und verhaltene Trauer zum Ausdruck.



Nördliches Portal des Nürnberger Rathauses, 1617

1648, im Alter von 60 Jahren, reiste Leonhard an den brandenburgischen Hof und wurde zum Kurfürstlichen Hofbildhauer ernannt. Später erhielt er diesen Titel auch beim Kurfürsten von der Pfalz. Während seiner letzten 10 Jahre lebte er auf seinem Sitz Tullau und hat dort „seiner Kunst biß fast in sein letztere Kränklichkeit emsig abgewartet.“ In geistiger und körperlicher Frische, zurückgezogen, schuf er noch Grabmalreliefs und Kabinettkunstwerke. Er starb in Schwäbisch Hall am 6. April 1662, „faßt bis an sein Ende redend.“

Frau Dr. Grünenwald schreibt im Vorwort ihres Buches: „Nach Ausscheidung der Werkstattarbeiten aus seinem Oeuvre, durch Neuzuschreibungen und nach der chronologischen Ordnung seiner Werke bestätigt es sich, daß Leonhard Kern zu den bedeutendsten und frühesten deutschen Bildhauern des Barock und dessen klassischer Richtung gehört. Ikonographie und Ikonologie eröffnen darüber hinaus neue Perspektiven: es ist das Geistige und Schöpferische in diesem Werk, denn der Weg der Kunst war für Leonhard Kern nicht Selbstzweck, sondern ein Wandlungs- und Reifungsprozeß, ein Dialog mit dem Unendlichen.“

Glaube und Kirche in Orts- und Flurnamen

Von Fritz Scheerer

Häufig finden wir den Namen „Heiligen“ als Bestimmungswort in Orts- und Flurnamen. So liegt ein „Heiligenwald“ unter der Loche, der der Weilheimer Heiligenpflege gehörte. Die Heiligenmühle im Stunzachtal, der letzte Rest der Siedlung Bubenhofen, wird erstmals 1390 urkundlich erwähnt, als sie durch Walter von Bubenhofen an die „Heiligen“ in Binsdorf verkauft wurde. Die abgegangene Feldkapelle auf dem Hailenkopf (Heiligenkopf, Markung Onstmettingen), deren Grundmauern 1869 aufgedeckt wurden, dürfte dem Hl. Blasius geweiht gewesen sein, da der Blasenberg in der Nähe liegt.

Bekannt sind Ortsnamen wie Heiligkreuztal, Heiligenberg, Heiligenbrunn oder der Rosenfelder Stadtteil Heiligenzimmern usw., um nur einige wenige zu nennen. Doch ist Heiligenzimmern nur ein „Scheinheiliger“. Im Liber decimationis (1275) wird der Ort „Zimbern in Horgun“ genannt, „Horgun“, das auch im Namen Horb a. Neckar (Horwe), in Horgen im Eschachtal bei Rottweil oder in dem bei Brittheim abgegangenen Haarhausen (1094 „Horo-husen“) steckt, kommt von dem althochdeutschen Wort „horo“ = Sumpf. Um dieses Zimmern von den vielen andern Zimmern am oberen Neckar wie Herrenzimmern, Marschalkenzimmern, Rotenzimmern, Zimmern u.d. Burg usw. zu unterscheiden, benutzten die namengebenden Siedler für die Benennung ihrer Niederlassung in der Nähe des versumpften Stunzachtals die natürlichen Gegebenheiten (Flurname „Seewiese“) und nannten sie „Horgenzimmern“, später im Volksmund „Holenzimmern“ oder nur Zimmern. Nun wird in der Mundart ein Heiligenbildchen „Holga“ oder „Hälgle“ genannt, und so wurde auch aus dem unverständli-

chen Horgenzimmern fälschlicherweise in der Schriftsprache Heiligenzimmern. Einen ähnlichen Vorgang haben wir in der Namensumbenennung der wohlgeformten Kuppe östlich des Schlichemtals bei Schömberg mit ihrem Weißjura-Schuttkies auf dem Gripfel, dem Palmbühl, der 1331 Barmbühl hieß, wobei Barm, Balm vorgermanisch ist und Fels bedeutet. 1464 wird auf der Kuppe erstmal eine Leonhardskapelle erwähnt, die aber im 16. Jahrhundert verfallen war. Unter Verwendung älterer Bauteile wurde vom Schömberger Richter Hans Geiger gegen den Widerstand des Schömberger Pfarrers in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine neue Kapelle erbaut, bei der bald Zeichen und Wunder geschahen, so daß die Spendefreudigkeit angespornt wurde und 1723 ein Neubau mit reicher Ausstattung erstellt werden konnte, der später durch Ausbauten (Bruderhaus, Stationen usw.) erweitert wurde. Die Wallfahrten nahmen einen immer größeren Umfang an. So spielt heute der Palmbühl im kirchlichen Leben eine besondere Rolle. Der Name der vielbesuchten Gnadenstätte hat also nicht mit den tropischen Pflanzen, den Palmen, zu tun, sondern ist, wie auch der Name des den Palmbühl überragenden Berges, die „Plaiktien“ (Plettenberg), vorgermanisch. Erst seit Ende des 18. Jahrhunderts wird der Name mit „P“ geschrieben.

Im Schatten zweier mächtigen Linden steht in Balingen an der Tübinger Straße im „Siechengarten“ das Siechenkirchlein, das als Kapelle zu Allerheiligen 1440 erstmals genannt wird. Das schlichte Kirchlein war die Kapelle der „Sondersiechen“, der dem Aussatz verfallenen Menschen des danebenliegenden Gutleuthauses, die wegen An-

steckungsgefahr aus der Gemeinschaft der Mitbürger abgesondert werden mußten. Nach dem allgemein üblichen Brauch wurde das „Hütlein in dem Velt“ weit vor den Toren der Stadt im Osten angelegt, denn bei den bei uns vorherrschenden Westwinden sollte verhindert werden, daß die Krankheitskeime in den Wohnbereich getragen werden. Erstmals urkundlich erwähnt wird die „Sondersiechenpflege“ 1337 und 1377 ein Feldsiechenhaus. Vom 16. Jahrhundert an dienten die Siechenhäuser mehr oder weniger als Armenhäuser. Um diese Zeit ist zwar noch von „Sondersiechen im Hütle“ die Rede. Es dürfte sich aber mehr um die Art von „Elendsherbergen“ handeln, da der Aussatz größtenteils zum Erlöschen gekommen war.

Das Siechenkirchlein mit Gutleuthaus war nicht besonders begütert. Neben dem „Siechengarten“ gehörte dazu der „Siechenösch“. 1780 wird das Gutleuthaus letztmals erwähnt. Vor einigen Jahrzehnten wurden seine Grundmauern angeschnitten. Erhalten blieb nur das Kirchlein mit der spitzbogigen Tür und einem tiefgekuppelten Viereckfenster. Ab 1741 wurde in ihm nicht einmal im Jahr eine Predigt, die nach der Reformation bezeugt ist, vom Diakon darin gehalten. Das Innere verwahrloste. Zur Freude der Altertumskenner wurde es aber von der Stadt vor einigen Jahren wieder in einen würdigen Zustand gebracht und einer sinnvollen Aufgabe zugeführt. Auch andere Orte wie Schömberg, Ebingen („Siechenbühl“) usw. hatten Siechenhäuser, von denen aber keine Baureste mehr erhalten sind.

In Nusplingen wird 1583 unterhalb der Stadt ein Siechenhaus erwähnt, dem einige Wiesen und Äcker gehörten. Vielleicht erinnert hier an dieses Haus der 1751 bezeugte Flurname „Sichlingen“ und an eine dazugehörige Kapelle der Flurnamen „Käppelins Teuch“ (1624). Auf einer bewaldeten Anhöhe nördlich Binsdorf liegt die Loretokapelle, die 1626 ein Kaspar Seeger aus Gruol, um dessen Person sich viele Sagen ranken, gründete. Sicher wird sein, daß er sich zu Hause etwas zuschulden kommen ließ, wofür er im Haigerlocher Gefängnis lag. Als er nach seiner Entlassung nach Binsdorf kam, gab ihm der dortige Rat die Erlaubnis zur Erbauung einer Kapelle auf dem Kesselberg, die nach einem Wallfahrtsort in der italienischen Provinz Ancona Loretto genannt wurde. Durch Sammlungen, Ablässe und Spenden konnte der Bau bald vollendet werden. Später erhielt die Kapelle Reliquien, eine reichere Ausstattung, ein Bruderhäuslein und wurde vergrößert (zuletzt 1950 erweitert). Zur Wallfahrt an Mariä Heimsuchung kommen zahlreiche Teilnehmer heute noch aus Binsdorf und den umliegenden katholischen Orten.

Auf gut kirchliche Haltung der Bevölkerung Obernheims weisen die in gepflegtem Zustand befindlichen Kapellen, Wegkreuze (auch in Binsdorf) und Heiligenfiguren an Häusern. Weithin sichtbar ist die St. Wolfgangskapelle auf dem Scheibbühl. Das „Pilgerhäusle“, im 18. Jahrhundert „Bilgenhäusle“ genannt, an der Hauptstraße enthält bäuerliche Plastiken. Westlich des Dorfes steht auf dem Markbühl die „Bubenkapelle“, die der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht ist. Die auf dem „Kirchbühl“ bis 1812 stehende Wolfgangskapelle spielte in der Reformationszeit eine Rolle, da in ihr die Beuroner Kanoniker den katholischen Gottesdienst fortsetzten, als die Pfarrkirche vorübergehend in den Händen eines Anhängers der neuen Lehre war.

Wenn wir den Kreis unserer Erhebungen über die Umgebung von Balingen hinaus ziehen, so müssen die früheren Klöster Kirchberg und Stetten i. Gnadental bei Hechingen genannt werden, dann auch die Heiligkreuzkapelle, St. Luzen und das Klosterle bei Hechingen und die der Mutter Gottes geweihte Oberkirche bei Gruol, um die sich ein Kranz von Sagen rankt. Kirchberg wird schon 1095 erwähnt, als ein Ritter Arnold von Kirchberg mit seinen zwei Söhnen neben andern Zeugen in Haigerloch war bei einer Vergabung von Gütern und anderem an das Schwarzwaldkloster St. Georgen. Das Kloster Kirchberg ist erst kurz vor 1237 gegründet worden. Die angeführten Beispiele unserer näheren Umgebung mögen vorerst genügen. Sie bleiben nicht auf den Namen beschränkt. Es wurde auch in gedrängter Form auf eine kurze Entwicklung des Namensträgers eingegangen. Dabei konnten auch „Scheinheilige“ als Mahner zur Vorsicht berücksichtigt werden.

In Flurnamen

Noch mehr Vorsicht ist bei den Flurnamen geboten. Dazu ein Beispiel. Auf dem Degerfeld findet sich bei Truchteltingen die Grotte „Hüttenkirchle“. Diese soll ihren Namen nach der Benützung zu gottesdienstlichen Zwecken in den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erhalten haben. Vor dem 1. Weltkrieg wollten nun die Brüder Karl und Wilhelm Schaudt von Bitz Gewißheit in diese Darstellung bringen. Aber sie fanden nur ganz wenig, das als Bestätigung angesehen werden könnte. Es wurden aber Feuersteinwerkzeuge der ausgehenden Altsteinzeit wie Stichel, Schaber, Kratzer und eine Menge Knochen der Tiere der damaligen Zeit gefunden. Es müssen also Rentierjäger in der Grotte

gehaust haben. Die Höhle wurde später bis in die Keltenzeit immer wieder als Zufluchtstätte benützt. Darauf wird die Benennung zurückgehen, denn schon 1554 heißt es „auf Hütten Kirch“.

Im Mittelalter bildete die Kirche den Mittelpunkt eines Dorfes. Meistens hat sie inmitten der Siedlung einen erhöhten, bevorzugten Standort. Wir finden so Namen wie „Kirchbühl“ (Obernheim). Die landwirtschaftlich genutzten Flächen, die der Fruchtfolge der Dreifelderwirtschaft unterworfen waren, wurden in Zelge oder Esche eingeteilt. Häufig wurde eine Zelge nach der Kirche benannt. Zu Ehestetten lag das Sommer- und Winterfeld am Südwesthang bei der Ehestetter Steige „Hinter dem Kirchlein“, bei Erlaheim gegen Binsdorf „hinter der Kirche“, in Isingen „Ob der Kirchen“. Das Ackerfeld lag in Tailfingen in den drei Zelgen „Hinter Kirchen“, „Leimenhalde“ und „Osterberg“ oder „gen Wiler aushin“. Denn hinter der Peterskirche begannen bei dem alten Dorf schon die Güter. Wie in Tailfingen stand auch die Truchteltinger Galluskirche am Nordrand des Dorfes. Auch hier heißen die anschließenden Grundstücke „Hinter Kirchen“. Die Dreifelderwirtschaft zu Unterdisigheim wurde in den drei Zelgen „Hinter der Kirche“, „Hinter der Mühle“ und „Unter der Kehle“ betrieben. Ähnlich gab es in Winterlingen eine Zelge „Hinter der Kirchen“.

Bei Ratshausen lag zwischen „Kirchhügel“ und Schlichem um den „Alten Hof“ „Kennehusen das Dorf“, in dem von den Herren von Lupfen 1528 ein Kloster gegründet wurde, das aber schon vor 1262 nach Offenhausen an der Lauter verlegt wurde. Das Dorf verschwand bald und es blieb nur ein Hof, dessen Güter 1380 aus Äckern „ob der kilch“, zwei „hölzern“ und einem Gütlein bestand. Diese wechselten öfters den Besitzer. Wahrscheinlich waren die Hofgebäude schon um 1400 abgebrochen. An sie erinnert nur der Flurname „Alter Hof“. Bis 1810 blieben allein die Kirche, die Kaplanei und das Mesnerhaus übrig.

„Killwiesen“ in Onstmettingen und in Schömberg waren im Besitz der Kirche. Neben den Widumgütern gehörten zu den Pfarreien öfters weitere Güter. Das Beispiel von Truchteltingen soll für andere stehen. Wir haben hier eine „Pfaffenzeit“, einen „Pfarracker“ und hinter der Kirche des „Pfarrers Egart“ (bei der Namengebung wüstliegendes Ackerland). Balingen hatte zwei **Frauenkläusen**, eine Obere (wahrscheinlich in der Ölbergstraße) und eine Untere Klause, an die heute noch der Flurname „Kläusen“ und der Namen der Kläusenbrücke über die Eyach erinnert. Die Untere Klause gehörte dem Dominikanerorden an und wird beim Erwerb eines Hofes in Steinhofen 1446 erstmalig erwähnt. Die Untere Klause hatte ein größeres Einkommen als die Obere (1542: 1020 fl. gegen 300 fl.). 1546 wurde die letztere bei einem Stadtbrand vernichtet und nicht wieder aufgebaut. Die Untere Klause wurde ein Jahr später aufgehoben. Einige von den Schwestern zogen in die Engstlatte Klause, um dort ihr Leben zu beschließen.

Leidringen hatte im „Paradieswinkel“ ein Eginenhaus, dessen Frauen vom Volk öfters fälschlich als Nonnen bezeichnet wurden. Das auffallend große Fachwerkhäus (Nr. 7) bei der Kirche mit einem steinernen Untergeschoß soll das schon um 1400 genannte Haus sein.

In den Flurnamen „Himmelreich“ (Tieringen), „Paradies“ (Heselwangen) oder „Höllenswald“ (im Tobel bei Laufen) werden bei den ersten sonnigen Tagen, bei der „Hölle“ eine enge Schlucht im dunklen finsternen Wald bezeichnet. Dies sind Beispiele von Vergleichen, die auf scharfer Beobachtung der verschiedenen Formen der Geländegliederung beruhen.

Häufig wurden Fluren nach Kapellen benannt, die aber die meisten abgegangen sind und an die heute nur noch Flurnamen erinnern. Bei Frommern stand außerhalb Eppers in der Flur „Käpelleacker“ eine dem heiligen Wendelin, Antonius und Sebastians geweihte Kapelle (1470 erstmals erwähnt). Noch im Spätmittelalter sind bei Ostorf einige Feldkapellen und Bildstöcke errichtet worden, wie sich aus den Flurnamen „Byldenhus“ und „bei Wendels Häusle“ (wohl eine Wendelinskapelle) schließen läßt. Neben der Heiligkreuzkapelle auf dem heutigen Geislinger Friedhof (1665 gestiftet) werden „Cäppelin“, Feldkreuze und Bildstöcke auf dem „Oberholz“ und „Mettenberg“ 1490 erwähnt. Nach den Mißjahren von 1848 bis 1851 stiftete die Gemeinde das „Herrgotthäuschen“ am Fuß der Sommerhalde, zu dem Öschprozessionen stattfinden.

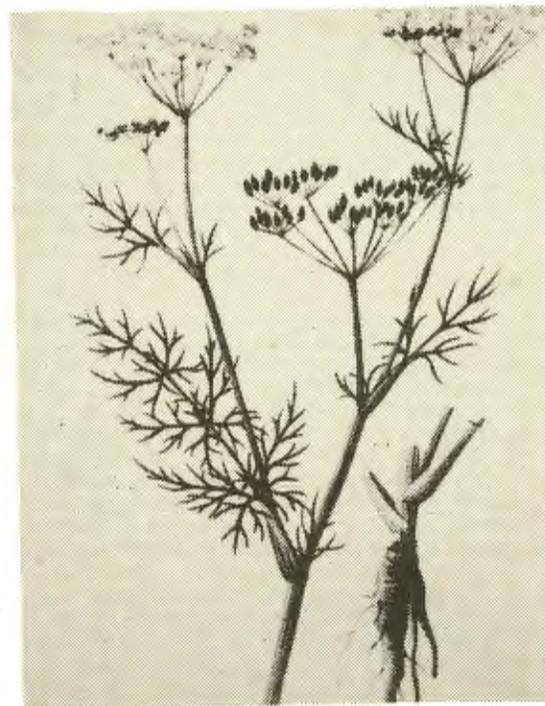
Der „Bebbelt“ bei Balingen wird 1502 „Betbol“ geschrieben, das als Bethügel gedeutet werden darf. Jedenfalls kommt dieser Name von der unter Herzog Christoph auf Antrag der weltlichen und geistlichen Beamten abgebrochenen St. Ulrichskapelle, die 1550 erwähnt wird und von der bei der Erstellung des Brauereigebäudes vor über 90 Jahren Fundamente zutage traten. Ob diese Kapelle in Verbindung gebracht werden darf mit dem in der Zimmerischen Chronik genannten Grafen, der seinen Bruder umgebracht haben soll und den Bebbelt als selbstgewählten Verbannungsort gewählt habe, ist fraglich. Dies dürfte in das Reich der Sage gehören.

Höfe, Weiler und Dörfer, die keine eigene Pfarrei hatten, waren an die Kirchen der Nachbarschaft gebunden. So gehörte Täbingen bis zur Reformation zur Pfarrei Gößlingen, die seit 1346 dem Kloster Alpertsbach einverleibt war. Für die Betreuung der Filialorte wurde 1424 in Gößlingen ein Helfer angestellt. An diese alte kirchliche Verbindung erinnert noch heute der Name „Kirchsteige“, der im 17. Jahrhundert fälschlich in „Kirnsteige“ umgeformt wurde. Bronnhaupten gehörte kirchlich zur Georgskirche Erzingen, wohin der seit alters erwähnte „Kirchsteig“ führte. Zum Ebinger Pfarrsprengel gehörte bis 1830 Bitz. Die kirchliche Versorgung lag beim Ebinger Diakon. Ein „Kilstig“ nach Ebingen hinab wird schon 1356 erwähnt. Die Hartheimer benützten bis 1695 die „Killstaig“ nach Heinstetten, da sie vom dortigen Pfarrer versorgt wurden. Die Weilheimer Pfarrei bestand nur vorübergehend (bis 1350 und von 1463 bis in die Reformationszeit). Nach dem Weggang von Pfarrer Lienhard Wegerlin (1565) wurde Weilheim vom Pfarrer von Frommern versehen, bis die Pfarrei 1928 wieder selbständig wurde. Nach Frommern führte der „Kirchweg“.

Wie schon oben bemerkt, konnten aus der reichen Fülle der Flurnamen, die ihren Ursprung in Gebäuden und Anlagen von Kirchen, Kapellen, Klöstern, Bildstöcken und Kreuzen usw. haben, nur wenige ausgesucht werden. Sie alle aber atmen den Geist unseres Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart. Wer sich nun der Heimat verbunden fühlt und ihren Umkreis „auch geistig und seelisch erfassen will, wird Freude daran finden, sich mit dem Wert und Gehalt auseinanderzusetzen, der in den Namen beschlossen ist“ (W. Keinath).

Wiesenkümmel

(*Carum carvi*)



Zu den vielen Doldengewächsen gehört auch unser Gewürzkraut, der Wiesenkümmel, eine zwei- und auch mehrjährige Pflanze. Im ersten Jahr entwickelt sich aus dem Samen nur eine Blattrosette von zwei bis dreifach gefiederten schlanken Blättern, erst im zweiten Jahr kommt aus dieser Rosette der doldentragende, oft über einen Meter hohe Stengel, der sich auch mehrfach verzweigen kann. Seine weiße Blüte führt manchmal zur Verwechslung mit dem Wiesenkerbel, der Wilden Möhre, aber seine wenigbeblätterten Stengel mit den zartgefiederten Blättern lassen ihn richtig erkennen. Die dunkelbraunen, gerippten Samen sind sichelförmig und paarweise angeordnet und haben den kräftigen Kümmelduft, der von einem ätherischen Öl ausgeht. Dieser Wirkstoff wird in der Heilkunde bei Blähungen und Appetitlosigkeit angewandt. Als Gewürz erscheint Kümmel bei Fleischgerichten, Käse, Kohl und Kümmelbrot, und er wird zur Herstellung von Likören und Schnäpsen verwendet. - Der Kümmel wächst auf Wiesen, mageren Matten, an Wegrändern, auch auf Schutt, und er wird in Kulturen angebaut. Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

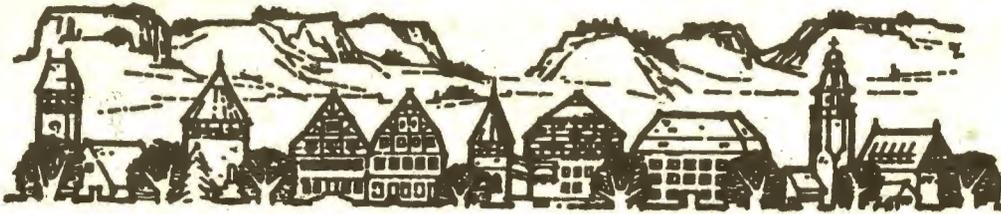
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 26

29. September 1979

Nr. 9

Vom Werden unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer

Jeder Mensch, jede Stadt, jedes Volk hat seine Geschichte, die ein Ausschnitt aus der bewegten Weltgeschichte ist. Vor unseren Augen vollzieht sich das Auf und Nieder der Völker, in einem Menschenalter kann eine vollständige Umwälzung eintreten. So kann der einzelne Mensch als Augenzeuge Weltgeschichte schreiben. Solche Urkunden in großer Zahl geben uns auch aus entlegenen Zeiten Kunde, bis schließlich weiter zurück das Dunkel mehr und mehr um sich greift: Welt- und Erdgeschehen gehen ineinander über.

Auch jede Landschaft hat ihren Anteil am großen Werden und Vergehen, am gewaltigen Erdgeschehen. Ihre Erdgeschichte spielt sich zwar auch vor unseren Augen ab, aber in ganz anderem Zeitmaß, so daß den meisten unsere heimische Landschaft als etwas Starres, Beständiges erscheint und nicht als ein gesetzmäßig Gewordenes und sich noch Entwickelndes. Und doch sieht das geschulte Auge auch hier eine stetige Wandlung. So gewinnt die Landschaft Leben und tritt daher mehr in den Mittelpunkt des Interesses. Aus kleinen, oft kaum wahrnehmbaren Änderungen von heute und aus dem Werke des Erdgeschehens unserer Landschaft müssen wir versuchen, die Erdgeschichte unserer Heimat zu enträtseln.

Zeiten raschen Erdgeschehens sind heute bei uns die der Wolkenbrüche, der Schneeschmelze, des Hochwassers, wo der Meißel der Zerstörung erkennbare Ritzen gräbt, wo sich für uns in geringem Maße das Landschaftsbild ändert. Wir sehen dann im Geiste die Täler sich allmählich eintiefen und weiten, die Berge zusammenschumpfen, kleiner und niedriger werden und schließlich - in nebelgrauer Ferne - eine Verflachung und Einebnung unserer Landschaft eintreten. Ein Wasserfall wandert rückwärts.

Schauen wir nun rückwärts, so müssen wir überall Stücke ansetzen, die Täler auffüllen, die Berge verbreitern und auch erhöhen. Ebenen Weges geht man dann vom Plettenberg zum Ortenberg, vom Böllat zum Hundsrück, denn die trennenden Täler sind nur einige Jahrzehntausende alt. Aber auch Oberhohenberg und Plettenberg reichen sich die Hände. Vom Hörnle schlagen wir die Brücke zur Schalksburg, die breite Eyachpforte ausfüllend, die Albmauer rückt Balingen näher und schiebt sich weiter nach Norden und Nordwesten, der Keuper über den Neckar, auf den Schwarzwald hinauf der Muschelkalk der Gäuebene. Es wundert uns daher nicht mehr, daß, als der Vulkan von Scharnhäusern auf der Filder ausbrach, dort noch die braunen Schichten der Albvorberge lagerten, daß Stücke davon in den Krater zurückfielen und dort als vulkanische Asche eingebettet erhalten blieben als stumme Zeugen. So lag zur Zeit der letzten Vulkanausbrüche in der Uracher und Kirchheimer Gegend der Stufenrand der Alb noch in der Stuttgarter Gegend. Mindestens um 23 km ist er in 6 Millionen Jahren zurückgedrängt worden. Der Albrauf wandert rückwärts!

Wir können uns ein Gedankenbild der einstigen Landschaft entwerfen. Doch je weiter zurück, desto verschwommener wird es, ähnlich wenn man aus den kümmerlichen Mauerresten einer Burg diese wieder herstellen will. Immer „ältere“, unbekanntere Kräfte und Größen spielen eben mit herein. Und wer nicht auf schwankendem Boden stehen will, muß sich nach anderen Urkunden umsehen. Phantasie hilft hier immer wenig. Die Steine selbst müssen reden. Ihre Runeninschrift soll uns vom großen Erdgeschehen in unserer Landschaft berichten. Dieses wird nicht weniger mannigfaltig als die Geschichte der Völker, nur auf größere Zeiträume verteilt. Wenn die Weltgeschichte mit Jahrhunderten und Jahrtausenden rechnet, so muß die Erdgeschichte mit Jahrmillionen rechnen.

Gehen wir bei unserer Schwäbischen Alb von heute aus, so stellt sie eine Kalktafel mit 160 km Länge und 40 km Breite dar, die 200 bis 400 m dick ist und leicht geneigt auf einem Sockel schwarzer, schiefriger Tonsteine ruht. Als diese vor 160 Millionen Jahren entstanden, war bei uns nur Wasser, war Meer. Das Meer der Jurazeit. Auf dem Grund, der nahezu topfeben war, setzte sich Schicht auf Schicht eines dunklen, mäßig kalkhaltigen Tonschlammes ab. Dazwischen wurde bei und da eine blaugraue

Kalkbank eingeschaltet. Der Tonschlamm wuchs zwar langsam, sackte auch noch in sich zusammen. Als sich dann Kalk und Mergel übereinander türmten, ging es schneller, der Weiße Jura entstand, der uns durch die weißen Feshänge vertraut ist. Der Meeresboden wurde auch bucklig und verlor seine schöne schichtige Ebenheit. Schwammriffe wuchsen am Grund dieses Meeresbodens empor und überragten die dazwischen liegenden Mulden und Schüsseln um bis zu 100 m: der Lochenstein ist ein Teil eines solchen Riffes, ebenso das Hörnle. Unsere „Balingen Alb“ ist der klassische Boden der Schwammriffe, denn hier ist fast der gesamte Weiße Jura verschwammt.

Das Wasser zwischen den Riffen war mit zahlreichen Tieren belebt. Die bekanntesten sind die Ammoniten, die Ammonshörner, deren Namen an den Jupiter Ammon des Herodot erinnert, jenen höchsten ägyptischen Gott, dem der Widder heilig war. Aus der Ähnlichkeit mit einem eingerollten Widderhorn haben diese Kopffüßler den Namen bekommen. Außer den vielen Arten von Ammoniten gab es die tintenfischähnlichen Belemniten, dann Austern, Muscheln, Seelilien, Saurier usw. Man kann im Jura rund 20 000 Arten von Tieren feststellen.

Allmählich war das vindelizische Land im heutigen Oberschwaben ins Meer verfrachtet und dieses aufgefüllt. Eine flache Insel aus weißem Kalksand war entstanden, die zunächst noch von Ebbe und Flut überspült wurde, dann aber hörte auch das auf: Das Aufsteigen eines Landés aus der Meerestiefe, nachdem sein Gestein dort unten während langer 30 Millionen Jahren gewachsen ist. Unsere Alb war geboren.

Wie vollzog sich nun die Landwerdung? Labrador und Scandinavien zeigen's uns heute. Ganz allmählich hebt sich das Land schildförmig, als flache Kuppe, so daß sich das Meer nach allen Seiten zurückzieht. Langsam hat sich der Umschwung vollzogen. Unsere Gegend wurde landfest. Damit war bei uns die Zeit des Schichtaufbaus im Großen vorüber. In vielen Lagen hart auf weich, aufeinander geschichtet, lagen die Gesteine nun bereit zur Abtragung, zur Herausarbeitung des heutigen Landschaftsbildes. Das Regentropfenheer konnte nun sein Zerstörungswerk beginnen. Was abgetragen wurde, wanderte ins Meer auf vielen Wegen. Bei uns besonders in das neue Sammelbecken, nach Oberschwaben.

Die Zerstörung war aber kein Einebnen, denn die Gesteine waren verschieden widerständig. Die harten weißen Felsenkalke, die uns heute von den Bergen entgegenleuchten, trotzten schon damals der Verwitterung wesentlich länger. So mußten Absätze, Stufen in der Landschaft entstehen. Jede harte Schicht mußte eine Kante bilden, je härter und dicker, desto schärfer hervortretend wie die wohlgeschichteten Kalke (Weißjura B).

Dies zeigt sich sehr schön am Zillhauser Wasserfall oder im Eyachtal bei Laufen, wo die Eyach über die harten „Wasserfallschichten“ stürzt, deren Stromschnellen dem Ort den Namen gaben. Der 24 m hohe Sturz des Büttelbachs auf dem Personatensandstein (Wasserfallschichten) in den großartigen Gumpen, den schon Rösler als „Wunderloch“ beschreibt, in den darunter liegenden Opalinuston mit den abgebrochenen Sandsteinplatten zeigt deren Widerständigkeit und daher Unterwaschung, die dann so weit geht, daß sie beim nächsten Hochwasser abstützen. Der Wasserfall wandert rückwärts!

Ähnlich ist es bei den Bergrutschen. Doch kommt bei diesen noch hinzu, daß die unterhalb der Felsen liegenden Tone sich mit Wasser vollsaugen und dann aufquellen. An unseren Bergen sind es vor allem die Ornatentone, die bis 45 m mächtig sind. Die an der Basis der Felsmauern liegenden Tone

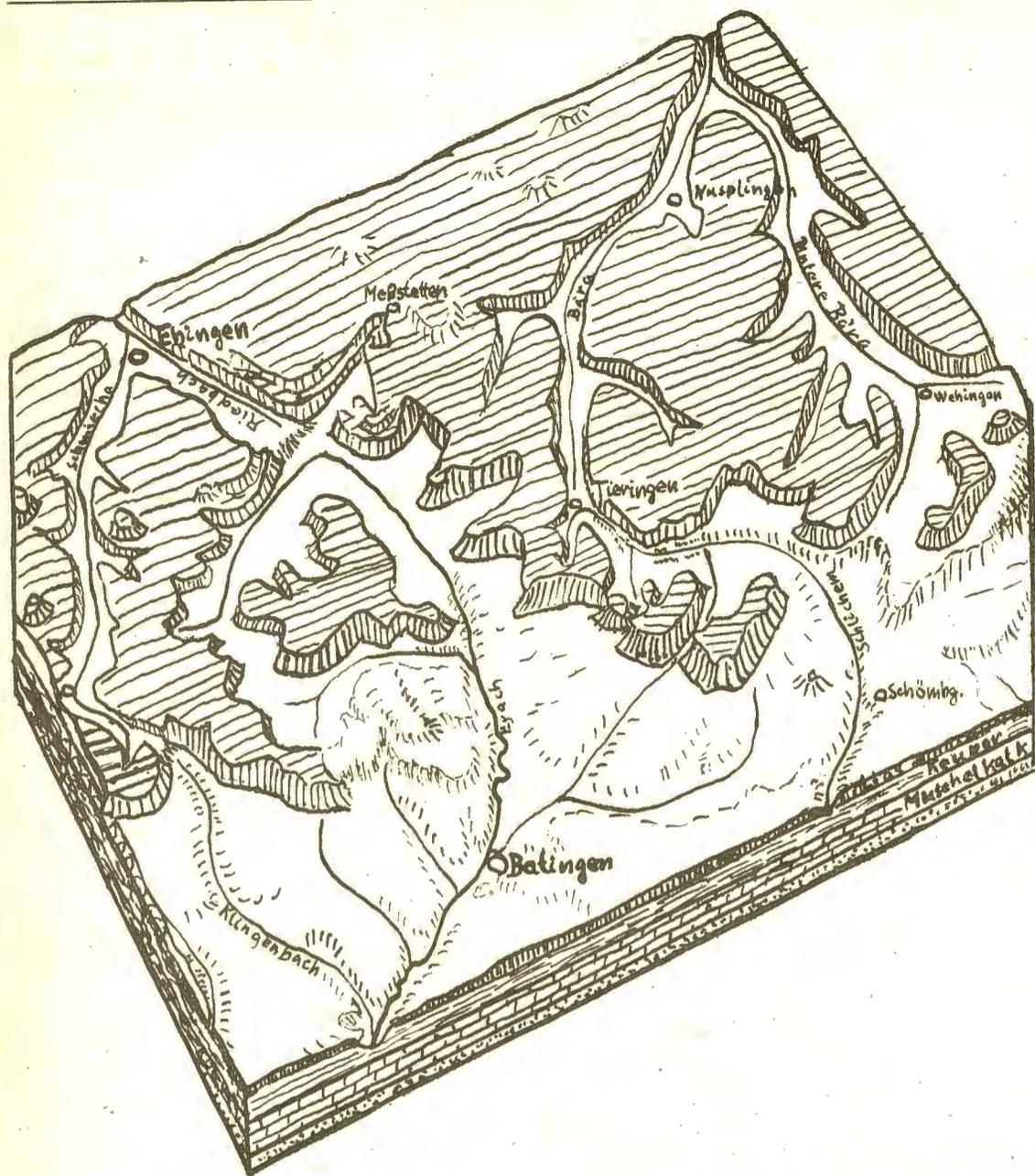
werden durchfeuchtet. Der 1850-1854 in Laufen tätige Vikar Oskar Fraas beschreibt die Stürze folgendermaßen: „Der Boden über den Ornatentonen reißt, in den Rissen sammeln sich die Wasser und durchweichen die fette Unterlage zu einem dickflüssigen Brei, alte Quelläufe verstopfen sich, und plötzlich bricht das in Wassersäcken gesammelte Wasser an einem andern Ort aus, der Fuß der Schichten bricht ab, unter Krachen zerreißen die Wurzeln der Bäume und die Bergwand kommt mit allem, was an ihr und auf ihr ist, in Bewegung. Zwei, drei Wochen lang rutscht sie ab, bis die Masse auf den Absätzen des mittleren Braun-Jura zur Ruhe kommt.“ So ziehen Schuttströme vom Plettenberg bis ins Tal hinunter bei Ratshausen, wo 1851 ein mächtiger Bergsturz niederging und erst am Netzenbohl über Ratshausen zum Stillstand kam. 1912 gingen bei Margrethausen Tonmassen nieder und bedrohten den Ort. Am Felsrand des Traufs bilden sich durch Rutschungen oft Sprünge, längs denen der Außenrand absackt. Solche losgelösten Randfelsen finden sich am „Gespaltenen Felsen“, am Schafberg, am Grat, am Gräbelesberg, am Hangenden Stein beim Raichberg, wo 1879 ein großer Abbruch erfolgte. Das Felsenmeer unter den Felsen des Lochenhörnle zeigt deutlich, daß die Verwitterung noch in der Gegenwart wirksam ist.

Wenn nun schon unter den heutigen Klimabedingungen Rutschungen ein solches Ausmaß annehmen können, so wird dieser Vorgang während der Eiszeiten umso wirksamer gewesen sein. Davon zeugt die Starke Überkleidung der Talhänge mit Weißjura-Schutt, vor allem die Felder um Weilstetten sind ein klassisches Beispiel dafür. Die damals anfallenden Verwitterungsmassen aus Weißjura sind vom Lochenbach und seinen Quellästen auf das hügelige Gelände verfrachtet worden. Am Fuß der Lochen, des Hörnle usw. ist weit hinauf in den Wäldern ein fast geschlossener Schuttmantel, wie der Bau der neuen Lochenstraße vor wenigen Jahren zeigte.

Oben am Albrauf sind am Hörnle, am Hackenfelsen, am Grat usw. die Stellen noch offen, an denen einst die Kalkfelsen an- und nachbrachen, als ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone nachgaben. So bieten sich schauliche Beispiele für das Rückschreiten des Albraufs, der gerade in unserer Gegend in aussichtsreiche Einzelberge besonders weit gediehen ist. Die Talbucht der Eyach und das Schlichemtal werden hier von Randbergen bewacht. Hierher gehören der breitgelagerte Plettenberg, die mächtige Berggestalt des Schafbergs, die runde Kuppe der Lochen mit ihren vorgeschichtlichen Siedlungsresten, das langgezogene Hörnle, die natürliche Felsburg des Gräbelesbergs mit vorgeschichtlicher Fliehbürg, die Felsrippe der Schalksburg, der in gewaltigen Schwammstotzen abbrechende Böllat und der gratartige Hundsrück.

Innen vorgelagert erhebt sich der unruhige, waldreiche Höhenzug des Hirschbergs, der in der 803 m hohen Kuppe des Höchst gipfelt. Bei dem Hirschbergrücken sind die Deckschichten des Weißjura abgetragen. Übrig blieb das unruhige Bergland, das ganz aus dem 300 m mächtigen Schichtpaket des Braunen Jura besteht. Daß aber hier einmal Weißjura vorhanden war, also der Hirschberg auch ein Randberg am Albrauf war, zeigte sich beim Bau des Hochbehälters für die Wasserleitung in 600 m Höhe, wo Weißjuraschutt angeschnitten wurde. Wir müssen also das ganze Zillhauser Tal, das heute den Hirschbergrücken vom Albrauf trennt, auffüllen und so die Albmauer weiter vorrücken.

Wie kam es nun zum heutigen Landschaftsbild? Wie wurde der Hirschbergrücken zu einem Vorberg in Braunen Jura? Um diese Fragen zu beantworten, wollen wir die Brücke schlagen zwischen dem Einst und Jetzt. Dazu steigen wir aufs Lochenhörnle (956 m). Tief unten hat sich die Eyach bei Lautlingen und Laufen (614 m) in das Gebirge eingeschnitten. Der Abstand zwischen Hörnle und Schalksburg beträgt 3 km, zwischen Lochen und Hirschberg 6 km. Die Randberge treten als einzelne Rücken und Klötze nahe an das Tal heran. Es sind der breitgelagerte Heersberg und der Tierberg mit seinem stufenförmigen Aufbau, der wichtige Klotz des Gräbelesbergs mit seinen rötlichen Felswänden und seinen Ringwällen. Die beiden letzteren trennt die Waldwildnis des Lautertals, das in einem großartigen Felsenzir-



Vereinfachtes Blockbild des Albtraufs. (Waagrecht gestrichelt = Weißer Jura). Eyach und Schlichem greifen weit in das Gebirge und haben es in einzelne Bergmassive aufgelöst. Wasserscheide verläuft nicht am Trauf. Schmiecha, Bära geköpft bzw. angezapft.

kus endet, aus dem man einst nur mittels einer Leiter das hochgelegene Hossingen erreichen konnte („Hossinger Leiter“). Auf kürzeste Entfernungen haben wir große Höhenunterschiede (300 m auf 1 km).

Unterhalb Laufen treten die begleitenden Höhen mehr und mehr zurück. Die Eyach tritt in die Stufenrandbucht hinaus, in der die Dörfer Stockenhausen, Dürrwangen, Frommern (560 m), Waldstetten und Weilheim liegen, die die Klima- und Bodengunst dieser Talbucht nutzen (an den Hängen Obststandorte). Die Talhänge tragen mächtige Schotterkörper (oben). Viele Hunderte cbm Gestein müssen hier einst gelagert haben. Fast alles ist vom fließenden Wasser talab verfrachtet worden. Also eine gewaltige Leistung! Und vergleichen wir damit das, was heute geschieht, dann wird uns erst klar, wie lange Zeit es gedauert hat. Über 100 Millionen Jahre! (s. Blockbild). Blicken wir nun nach Osten, so sehen wir über Lautlingen im Gebirge eine mächtige Lücke, aus der die Häuser von Ebingen hervorschauen. In dem sehr weiten Tal, das unten 400 m, oben 2 km breit ist, haben wir den kleinen Riedbach (Name!). Er kann unmöglich dieses breite Tal ausgeräumt haben. Dazu hat er eine zu kleine Wassermenge und ein zu geringes Gefälle (Wasserscheide 742 m, Ebingen 730 m) so daß das ganze Tal versumpft ist (Flurname „Todtland“). Ein stattlicher Fluß, größer als die heutige Schmiecha oberhalb Ebingen, muß einst durch das Tal nach Osten geflossen sein. Die Wasserscheide lag früher nicht bei der heutigen Petersburg und in dem einstigen Römerkastell, sondern weiter westlich bzw. nordwestlich (s. Bild). Das Eyachtal lag damals noch höher, so daß das heutige oberste Eyachtal von Pfeffingen über Margrethausen ein Nebenfluß des Riedbachs war. Ja, der Riedbach entsprang etwa 300 m über Balingen im obersten Braunjura und auch der Zillhauser Bach war ein Nebenfluß. Der Albtrauf lag noch weiter im Nordwesten. Heute ist das Eyachtal 350 m in die Albtafel eingeschitten. Wie kam das?

All das hat sich geändert, als im Tertiär der Rheintalgraben einbrach (über 2000 m). Die Zuflüs-

se desselben eilten ihm mit starkem Gefälle zu und schnitten sich immer weiter rückwärts ein, allen voran der Neckar, der in den letzten 10 Millionen Jahren das ganze Gebiet oberhalb Stuttgart erobert hat. Über Balingen schnitt sich die Eyach rückwärts ein, eroberte zuerst den Zillhauser Bach und lenkte zuletzt die Pfeffinger Eyach ab und tiefte sich ein (Lautlingen 666 m). So ist die große Talwasserscheide zwischen Lautlingen und Ebingen entstanden, die heute für Eisenbahn und Bundesstraße 463 einen günstigen Übergang ins Schmiechatal darstellt.



Wasserscheide bei Lautlingen (Lage des Römerkastells)

Auch die frühere Hauptquelle der Eyach, die des Roschbachs, hat heute nähere Wege gefunden. Er durchbrach einst zwischen Böllat und Hundsrück die Mauer des Albrands in der 2 km breiten Pfeffinger Lücke, denn der Roschbach floß ursprünglich nach Süden über die heutige dortige Wasserscheide (787 m) zum Wünschbach und damit zum „Eyach-Riedbach“. Gegen diesen Eyachoberlauf schob sich vom Zillhauser Bach durch rückschreitende Erosion der heutige Roschbach vor, der durch ein starkes Gefälle begünstigt war. Zudem haben die Wasser, die von dieser Wasserscheide über die obere Eyach bei Pfeffingen abfließen, einen doppelt so langen Weg zurückzulegen, wie die, die heute zum Roschbach abfließen.

Wandern wir von Onstmettingen zum Stich, so sehen wir ein Tälehen ohne Wasser, in dem am Stichwirthaus der blaue Himmel hereinschaut. Es endet hier ganz unvermittelt. Steil geht's zum Klingebach hinunter, der sich hier tief in die Alb eingefressen und den alten Oberlauf des Tälechens zerstört hat. Auch dieses Tälechen ist „geköpft“ und hat früher weiter draußen über Bispingen seinen Ursprung genommen. Hier am Stichwirthaus in 826 m Meereshöhe ist ein Seitenast der Urschmiecha geköpft, das Haupttal war der Riedbach, das an der Lautlinger Wasserscheide mit ihren 742 m noch über 10 m aufgeschüttet ist, wie der Bahnbau vor 100 Jahren zeigte. Es ist zugleich die Fortsetzung der Schmiecha aus Richtung Straßberg.

In vielem gleicht das Schlichemtal dem Eyachtal. Auch die Schlichem ist, wie die Eyach, in das Tal eines größeren Donauzuflusses eingedrungen, das der Bära. Auch bei ihr wurde ein früherer Nebenbach der Bära zum heutigen gefällsreichen Quellbach. Die Schlichem entspringt heute in 875 m Höhe am Südrand des Hörnle und mündet in Tieringen in das alte Haupttal ein, in dessen mooriger Sohle südlich vom Dorf die heutige Bära ihren Ursprung hat. In Tieringen winkelt die Schlichem rechtwinklig ab und stürzt durch das „Katzenloch“ mit starkem Gefälle und tief eingeschnittenen Häusern am Tann zu. Im Gegensatz aber zur Eyach ist bei ihr hinter den Albbergen ein weiter, flacher Beckenraum ausgeräumt, der im Norden durch Wenzelstein, Schafberg und Lochen und dem Rand des geschlossenen Albkörpers im Süden umrahmt ist. Dieses hochgelegene Becken, rund 150 m eingetieft, ist von zahlreichen Bächen und Wasseradern durchflossen, die dem zwischen Lochen und Wenzelstein entspringenden Rötgrabenbach und dem Waldhausbach, der aus der Lücke zwischen Plettenberg und Schafberg kommt, gesammelt werden. Stehen wir im Sattel zwischen Lochenstein und Schafberg und schauen gegen Tieringen, so könnte man vermuten, die Wasser fließen alle in die große Lücke bei Tieringen und Oberdigisheim zur Bära. Doch weit gefehlt!

Bis in den innersten Winkel des Tieringer Beckens ist eine jüngere Talgeneration, die Schlichem, eingedrungen und hat ausgeräumt und zwar mindestens auf die Wasserscheidenhöhe von 801 m. Der Oberhauser Hof liegt 785 m, die Flur „Röte“ südlich davon 780 m hoch. Vielleicht ist die vermehrte Wasserscheide, wie anderwärts, noch aufgeschüttet. Die einstige Talverzweigung der Nusplinger Bära führte zur Auflösung des Albrandes in einzelne Stöcke. Die Auflösung wurde noch unterstützt durch die Schwammriffe der Lochen und des Wenzelsteins. Durch starkes Gefälle begünstigt (Wasserfälle unterhalb Hausen und oberhalb Schömberg) ist die Schlichem hier tief in das Gebirge eingedrungen.

(Fortsetzung folgt)

Forschungen zur Vorgeschichte und Geschichte Ebingens

Dr. Walter Stettner (Fortsetzung)

Im August 1929 untersuchte Eith einen Grabhügel auf dem Truppenübungsplatz Heuberg im Pfaffental, der aus der Hallstattzeit stammt. Die Grabkammer war 50 cm in den gewaschenen Bergkies eingetieft. Das Skelett lag auf einer Art Rost aus fast armstarkem Nadelholz. An Fundgegenständen kamen in das Heimatmuseum zwei bronzene Ohrhinge als Anhänger, zwei Bernsteinperlen und eine Steinperle.

Auf dem Taillinger Schloßfelsens las Eith Scherben der Hallstattzeit auf. Wahrscheinlich stammen sie von einer vorgeschichtlichen Befestigung, in die im Mittelalter eine Burg hineingebaut wurde.

Weitere Siedlungsspuren der Hallstattkultur in großer Zahl fand Eith unweit vom „Hainloch“ schon auf Bitzer Markung. Träger der Hallstatt- oder älteren Eisenzeit (750-450) waren, wie man heute annimmt, die Kelten; sicher waren sie das in der folgenden La-Tène- oder jüngeren Eisenzeit. Beim Graben eines Kellers unter dem kleinen Saal des alten Vereinshauses (jetzt Hospiz) stieß man auf ein Skelettgrab der frühen La-Tène-Kultur (4. Jh.) und daneben, schon unter dem Fundament der einstigen Stadtmauer, auf ein zweites Grab derselben Zeit. Das Skelett des ersten Grabes gehörte einem älteren Mann, dessen Kopf im Osten lag, der also nach Westen schaute. An Beigaben fanden sich unter dem Kopf eine Lanzenspitze, noch 40 cm lang und mindestens 7 cm breit; quer über dem Oberkörper mit Griff an der Stirne ein Schwert von 75 cm Länge mit Scheide aus Eisenblech. An der linken Schulter lag eine Bronzefibel, am Kopfende stand eine schwarze Tonflasche, 36,7 cm hoch. Vom zweiten Grab stammt eine weitere, etwas gedrungene Tonflasche, 22,5 cm hoch.

Beim Bau der Samtfabrik Eugen Ott in der Manchesterstraße fand Eith Spät-La-Tène-Scherben mit Kammstrichverzierung. Die La-Tène-Zeit ist bei uns wie überhaupt in Süddeutschland verhältnismäßig schwach vertreten. Vermutlich waren unter den Kelten, die seit etwa 400 v. Chr. Italien und später auch den Balkan überfluteten, auch die in Süddeutschland sitzenden stark beteiligt.

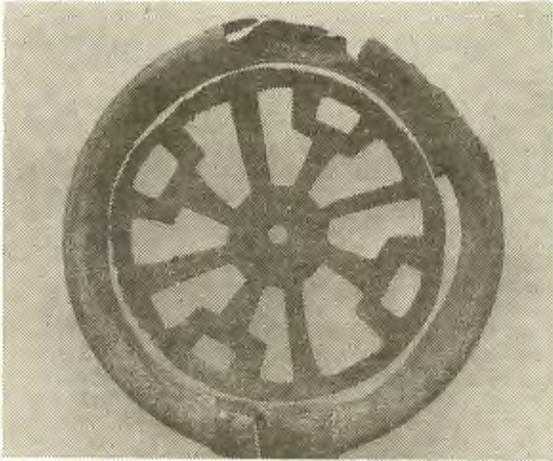
Als man im Mai 1927 in der Bitzer Gasse beim Haus 79 (Binder; jetzt etwa = Friedrich-Haux-Straße 27) auf römische Reste stieß, war Paul Eith rasch zur Stelle. Er fand dort einen verputzten römischen Keller von 5,20 auf 3,90 Metern, dessen Mauern noch 0,70-1,70 m erhalten waren. Aus den im Keller gefundenen Scherben konnte eine große, weitbauchige bemalte Tonflasche zusammengesetzt werden, die leider nach dem Krieg verschollen war. Auf einem Bruchstück eines Sigillata-Tellers fand sich ein Stempel des Töpfers Domitianus, von dem man weiß, daß er im Kräherwald bei Stuttgart gearbeitet hat. In den Wiesen vor dem Haus (jetzt etwa Kreissparkasse Ost) steckten Fundamente weiterer Gebäude, zusammen waren es mindestens fünf. Eine Inschriftplatte ermöglichte eine Ergänzung dahin, daß sie dem Kaiser Trajan gewidmet war, der 98-117 regierte. Das war vermutlich eine Bauinschrift eines in der Nähe zu suchenden Steinkastells, das noch seiner Entdeckung harret. Der Keller und die anderen Mauerzüge gehörten zu einer villa rustica, einem römischen Gutshof (ein weiterer stand, wie schon erwähnt, oberhalb der Petersburg).

Schon im August 1924 war bei Grabarbeiten für den Neubau des Autohauses Fuß, Ecke Garten- und Kronenstraße, ein alemannisches Grab mit dem Skelett eines etwa 40jährigen Mannes zutage gekommen. Das Grab lag etwa 2,70 Meter tief in einer Schicht Gries, untermischt mit Lehm. Über der gelben Schuttschicht lag eine schwarze Humusschicht, die ganz mit menschlichen Knochen gesätigt war - Überreste des christlichen Friedhofs, der erst 1841 aufgelassen worden ist und sich zum großen Teil mit dem alemannischen Friedhof deckt. An Beigaben aus dem Alemannengrab kamen ins Heimatmuseum ein 60 cm langer Sax und eine 29 cm lange Speerspitze. Eith stellt dann zusammen, was bis dahin über alemannische Funde aus Ebingen bekannt war; diese Aufstellung wurde auch in die Neuen Fundberichte (III S. 151 f.) übernommen.

Im Jahr 1905 fand man beim Bau der Martinskirche beim Ausheben der Baugrube alemannische Gräber. An Funden barg Prof. Karl Baur folgende, der Altertümersammlung Ebingen überwiesene Stücke: 1. pyramidenförmiger Bronzeknopf, 2. durchbrochene Zierscheibe mit zugehörigem hohlem Bronzering, 3. unbestimmbares römisches Mittelstück (Münze), 4. massiver Bronzering mit Hakenverschluss, 5. Ring aus dünnem Bronzedraht, 6. massiver Bronzering, 7. rechteckige Bronzeschnalle mit zwei Gegenbeschlägen, 8. drei Bronzeknöpfe, 9. rechteckige Bronzeschnalle, 10. rechteckiges Bron-

zebeschlag mit kreuzförmigem Ausschnitt, 11. Bruchstück eines schmalen Bronzbandes. Diese Funde sind anscheinend bei der Bombardierung des Rathauses im Jahr 1944 verloren gegangen.

Im Jahr 1873 erwarb die staatliche Altertümersammlung in Stuttgart aus einem beim Bau des Bahnhofs angeschnittenen Grab eine 86 cm lange Spatha (Langschwert), eine eiserne Riemenzunge und Bruchstücke von Eisenschnallen. An der Ecke Bahnhof- und Gartenstraße wurden „vor Jahren“ Gräber aufgedeckt, aus denen eine Perle und ein Bronzering in den Besitz von Dr. Binder gelangte. Es ist nicht sicher, ob es sich bei diesen beiden Fundstellen um einen größeren oder zwei kleine Friedhöfe handelt.



Zierscheibe mit Ring, durchbrochen. 8,1 cm Ø. Vom Friedhof bei der Martinskirche Ebingen (Alemannenzeit).

Um oder bald nach 1900 wurde Ecke Heuberg- und Schillerstraße ein Grab mit Eisenwaffen und Bronzering gefunden. Die Fundgegenstände waren schon um 1925 verschwunden.

Anlässlich des Baus einer Wasserleitung Ebingen-Balingen stieß man 1912 an der Lautlinger Straße in der Straßenböschung auf Parz. 2535 auf ein Grab mit einem Henkelkrug. Auch früher sind hier schon Gräber zutage gekommen.

Bei Abgrabung eines Rains in der ersten Biegung der Meßstetter Steige gegenüber dem Gasthaus zum Schatten wurde 1906 ein Männergrab mit Spatha, Dolch und Messer aufgedeckt. Funde kamen ins Rathaus Ebingen, sind aber anscheinend ebenfalls verloren gegangen.

Zu ergänzen ist noch, daß schon in den 1880er Jahren der Sternwirt in seinem Keller einen goldenen Fingerring mit eingesetzter Römischer Gemme fand, den er Herrn Eith für das Heimatmuseum zur Verfügung stellte. Das wertvolle Stück könnte einmal dem Ortsherren von Ebingen gehört haben; um die Martinskirche sucht man ja den Kern der Dorfsiedlung Ebingen. Schließlich - und damit kehren wir zum Anfang der Arbeit Paul Eiths zurück - grub er 1925 in der Heidensteiner Höhle. Er fand in einem oberen Horizont eine Feuerstelle mit Knochen und zahlreichen mittelalterlichen Scherben (vielleicht aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs), dann in 65 cm Tiefe eine Feuerstelle mit bearbeitetem Knochenstück, die er in Verbindung mit der Hallstattsiedlung auf dem nahe gelegenen Hexenplatz brachte, schließlich in 130 cm Tiefe zwischen großen Steinen ein Stück eines Schneidezahns vom wollhaarigen Nashorn, das noch ins Paläolithikum, die Altsteinzeit, zu datieren ist. Da Eith bei dem Zahn keine Steinwerkzeuge oder Knochen fand, ist anzunehmen, daß das Nashorn die Jagdbeute von Menschen war, die sich vorübergehend in der Höhle aufhielten. Die Menschen der Altsteinzeit waren Jäger und Sammler.

Gründung des Heimatmuseums

Ein besonderes Verdienst Paul Eiths war es, daß er im Herbst 1925 die Einrichtung eines Heimatmuseums übernahm. Die Stadt stellte ihm dafür ein „Lokal“ im Rathaus zur Verfügung, das er als „sehr geschickt und zu diesem Zweck geeignet“ fand. Die „vorhandenen Altertümer waren in grau-

envollem Zustand“. Zu diesen Altertüchern zählten „Gaslampen, Mehlstaub, Maudreck, Werg, Uhren, Stahlhelme, Bibeln, Gasmasken und Truhen“. Von Stuttgart und Tübingen erhielt Eith „wertvolle Gegenstände“ zu billigem Preis, zum Teil als Stiftung. Die Industrie und die ganze Stadt griff ihm immer hilfreich unter die Arme durch Geld und Gaben für das Museum. Er dankte den Handwerksmeistern, daß sie so billig und rasch arbeiteten. Die Gemeindeverwaltung habe ihn jederzeit unterstützt und die Sache wesentlich gefördert. „Aus der anfangs spöttischen Neugier“, sagt Eith in seiner Eröffnungsrede, sei „ganz allmählich ein warmes und lebhaftes Interesse herausgewachsen“. Diese Rede hielt er am 4. Dezember 1926, am folgenden Tag wurde das Museum eröffnet. Im Juni 1929 hatte Herr Eith die Genugtuung, dem Württ. Anthropologischen Verein mit seinen leitenden Herren, Prof. Krämer, Landeskonservator Paret und Prof. Nägele das Heimatmuseum und anschließend mehrere vorgeschichtlich bedeutsame Plätze der Umgebung zeigen zu können: das Degerfeld mit dem Hüttenkirchle, die Kühstube bei Winterlingen, nördlich davon eine Anzahl hallstattzeitlicher Grabhügel und die Römerstraße (Laiz-)Winterlingen-Bitz (-Burladingen). Noch im selben Jahr verließ Herr Eith seine Vaterstadt und übersiedelte nach Ravensburg, der Heimat seiner Frau. Aber auch aus der Ferne hat er das Geschehen in Ebingen, vor allem auf den Gebieten der Geschichte und der Vorgeschichte, mit Anteilnahme verfolgt. Hier hat er nicht nur selbst gesammelt und gegraben, sondern auch bei manchen Ebingern, vor allem seinen Schülern, Interesse für Vorgeschichte geweckt und die Beobachtungsgabe geschärft.

Es war ein Glück, daß Paul Eith bei seinen Ausgrabungen und bei seiner Museumstätigkeit schon einen Kollegen zum Gehilfen hatte, der sein Werk fortsetzen konnte und das mit größtem Erfolg getan hat: ich meine Oberlehrer Heinrich Breeg. Er hatte noch während Eiths hiesiger Zeit Siedlungsspuren der Hallstattzeit bei der Setze gefunden. Nach Eiths Weggang bemühte er sich noch intensiver darum, Baugruben zu beobachten, anfallende Funde zu bergen, genau zu beschreiben und womöglich zu rekonstruieren. Wenn man Herrn Breeg außerhalb der Schulzeit finden wollte, dann meistens im obersten Stockwerk des Rathauses, wo er in einem Arbeitszimmer versuchte, Scherben zusammenzusetzen. Dabei wurden auch seine Kinder mit eingespannt. Die Erfolge blieben nicht aus: Urnen, Teller und andere Tongefäße, vornehmlich aus der Hallstattzeit, erstanden aus den Scherbenhaufen. Und draußen im Gelände hatte Herr Breeg ebenfalls Glück.

Die Ergebnisse der Beobachtungen und Grabungen Breegs sollen im folgenden nach der Abfolge der vorgeschichtlichen Epochen dargestellt werden.

Reste einer Siedlung der Spätbronze- oder Urnenfelderzeit (1200-750) fand Breeg am Rand eines Grabhügels der Hallstattzeit im Schmiechatal unterhalb des Ehestetter Hofes. Das waren Bruchstücke von Schüsseln und Töpfen mit gekerbtem Rand und mit Schnurleisten, Schalen mit scharf profiliertem Rand, Reste eines Feuerbocks mit hohlem Fuß und Rillenverzierung, Wandlehmbrocken, Hirschgeweihstangen, Knochen von Hirsch, Hund, Schaf oder Ziege und Schwein.

Andere Urnenfelderleute siedelten im Westen in der späteren Stadtrandsiedlung. Dort wurde eine ausgedehnte Kulturschicht mit Feuerstelle, Wandbewurf, Handmühlresten, Scherben und Knochen der Urnenfelder- und der Hallstattzeit beobachtet. Recht ergiebig war zur allgemeinen Überraschung für die Hallstattzeit das Schmiechatal unterhalb Ebingens, und zwar zunächst der einstige Flugplatz an der Sigmaringer Straße etwa in Höhe des jetzigen Eisenwarengeschäfts Gebhard. Hier und später auch weiter abwärts zwischen dem Ehestetter Hof und der Eselmühle kamen Grabhügel der Hallstattzeit (750-540) zum Vorschein, die allerdings als Grabhügel äußerlich gar nicht mehr zu erkennen waren. Bei Drainagearbeiten für den Flugplatz wurden die Bestattungen entdeckt; weiter flussabwärts war es die Anlage eines neuen, geraden Beckens für die Schmiecha, welche zur Aufdeckung von Gräbern führte. Hallstattgräber auf der Talsohle sind zwar nicht unerhört, aber doch selten.

Im Gelände des Flugplatzes wurden in einem Grabhügel etwa 30 Skelette angetroffen, von denen jedoch nur ein Teil aus der Hallstattzeit stammt, der andere aus der La-Tène-Zeit und der Alemannenzeit.

(Fortsetzung folgt)

Gartenzwerge

Von Dipl. Ing. R. Kerndter

Bei heimatlichen Studien, die uns über das bloße Registrieren von geschichtlichen, naturwissenschaftlichen oder sonstwie interessierenden Sachverhalten hinausführen, begegnet uns immer wieder das Symbol, das Sinnbild. Vom Sprachlichen her ist ein Symbol als ein „Zusammengeworfenes“ als eine Vereinigung von Form und Inhalt aufzufassen, so daß also ein Sinngehalt eine bestimmte äußere Gestalt – und sei es in Form eines Gartenzwerges – gewonnen hat, die uns weniger als Begriff denn als prägnantes Bild, als Gleichnis entgegentritt.

Den Strukturformen des Daseins pflegen wir heute analysierend beim diskursiven Denken nachzugehen: Ein Kreuz etwa ist im einfachsten Fall die Überschneidung von senkrecht und waagrecht. Sagen wir aber „christliches Kreuz“, dann verbinden wir mit diesem nun zum Sinnbild gewordenen Phänomen eine ganze Reihe von Gedanken, die religiös oder kulturgeschichtlich oder philosophisch orientiert sein können, ja in ihrer Totalität beweisen, daß das Sinnbild umfassender aussagt als das übliche Objekt der Außenwelt. Der Mensch der Vorzeit und Frühgeschichte hat die Natur beseelt, er hat die Welt vorwiegend animistisch in Bildern erlebt, in seelischer Spiegelung, die wir deshalb aber nicht primitiv, atavistisch heißen dürfen. Sei ist urtümlich, sie lebt im Schauen anstatt in logischer Schlußfolgerung, sie trennt nicht Ich und Umwelt, sondern gewinnt im Symbol eine umfassendere Möglichkeit, den Sinn des Weltgefüges auszudrücken. Alles Rationale ist uns heute ein unentbehrliches Werkzeug, es kann aber nicht das den unterbewußten Schichten sich entwindende echt Spirituelle ersetzen. Und dieses geistige, auch das „wärmende Gemüthliche“ einschließende Element findet sich im Reichtum des Symbols. Der nur kalte Verstand würde die Welt grausam verarmen lassen.

Bei folkloristischen Studien gerät man oft an zweifelhafte Sachverhalte, die man aber nicht, weil sie im Widerspruch zu bisherigen religiösen oder wissenschaftlichen Auffassungen zu stehen scheinen, kurzerhand als einen Aberglauben abtun darf, der vom Psychologen vielleicht als eine Erfüllungsförmung von Angst oder Glücksverlangen betrachtet würde. Was wir „wissenschaftlichen Fortschritt“ nennen, ist ja oft nur das Eingeständnis, daß „die Wahrheit von heute der Irrtum von morgen“ ist, möglicherweise also ein zu überwindender Aberglaube. Beim Symbol, geschichtlich gesehen, kann man es mit sogenannten „Elementargedanken der Menschheit“ zu tun haben, einst erwachsen aus der Begegnung mit allerlei Mächten und Nöten des Lebens. Die Suche nach helfenden Göttern und Geistern führte zu jenen urtümlichen, archetypischen Vorstellungen eines seelischen Kollektivs, aus dem sich manche auffälligen Gemeinsamkeiten alter Mythen und Märchen zahlreicher Völker erklären lassen. „Mythos“ bedeutet Dichtung, Sage, Heldenlied; ähnlich will „märe“ eine Kunde, eine „märchenhafte“ Nachricht von etwas Ansehnlichem, Bedeutendem sein. „Entmythologisierung“ im weiteren Sinn ist dann die Kritik am mythischen Weltbild, das die Wirklichkeit quasi nur traumhaft-trügerisch erlebt und in naiven Märchensymbolen darstellt. Diese Auffassung wäre aber eine methodische Verkennung einer höheren Wirklichkeit, denn das Anliegen der echten Volksmärchen ist der Rückgriff auf eine metaphysische Welt, während das „diesseitige“ Kunstmärchen mehr auf Magie und Zaubereffekte eingestellt ist und das eigentlich Hintergründige kaum kennt.

Wichtig ist es, den globalen Charakter der Märchengestalten zu erfassen: Mensch bleibt Mensch, ob nun etwa in China oder in Europa. Und so erklärt es sich, daß die Streitfrage „Entlehnung oder Konvergenz?“ meist so entschieden werden muß, daß die Menschen etwa in Asien oder Amerika sich den gleichen Impulsen ausgesetzt sahen und ganz unabhängig voneinander in ähnlicher Weise reagierten. Damit wäre zugleich aber der Hinweis auf einen gemeinsamen Sachverhalt gegeben: Wenn – um ein Beispiel zu nennen – der Chinese unabhängig von sonstigen Darstellungen das Zwergenvolk ganz ähnlich beschrieb wie es in Europa geschah, dann waren dies nicht zufällige Gemeinsamkeiten einer Phantastik, sondern offenbar ernstgemeinte Mitteilungen über ein reales Erleben. Der nur rational eingestellte Europäer – Nietzsche sprach hier von „Intelligenzbestien“ – wird natürlich nichts Methaphysisches gelten lassen. Er wird die Naturgeister kurzerhand in das Reich der Fabel verweisen. Trotz vieler medialer Begegnungen, ja „Extras“, also Photographien von Wesenheiten und nicht nur deren figürlichen Symbolen. Diese Methode erinnert an Chruschtschew, der sagte: „Die Astronauten sind

auf ihren Raumflügen Gott nicht begegnet; also kann es ihn auch nicht geben!“ Ähnlich äußerte sich einst der Anatom Virchow: „Ich habe Hunderte von Leichen sezirt und dabei nie eine Seele gefunden; folglich kann es diese auch nicht geben!“ Auf diese Art kommt man freilich keinem Wesenskern nahe und man erinnert sich an ein Wort des Philosophen Kant: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten.“ Er bestätigte damit zugleich den esoterischen Sinngehalt aller religiösen Motive, die ja ohne Transzendenz absurd wären. Wie sehr aber alles von der Einstellung des Menschen abhängt, geht aus einem altindischen Spruch hervor: „Die Götter sterben, wenn unser Denken sie entläßt.“

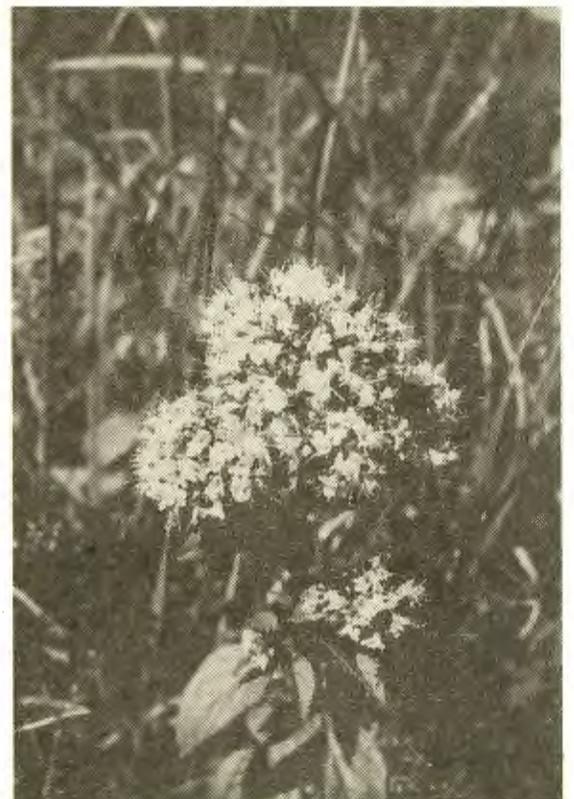
Ähnlichen Überlegungen begegnet man in bezug auf den Begriff „Engel“, der üblicherweise als ein Gottesbote und damit als ein unkörperliches Geistwesen gedacht wird. Er gilt als mit Verstand und freiem Willen ausgestattet und soll als Schutzgeist dem Menschen helfen. Es wäre aber vorschnell geurteilt, sofort von moderner Irreligiosität dort zu sprechen, wo Engel eben nur als historische, in eine hierarchische Ordnung eingefügte Figuren gelten. Die katholische Kirche hat zwar etliche seither verehrte Heilige in den Ruhestand entlassen, hält aber an ihrem Exorzismus offenbar in der Überzeugung fest, daß es Geister und Dämonen gibt; denn austreiben kann man ja nur, was tatsächlich vorhanden ist. Im übrigen ist – etwa bei Sokrates – die Grundbedeutung von „daimonion“ eine durchaus positive im Sinne eines göttlichen Helfers gewesen. „Verteufelt“, dämonisiert wurden solche Wesen dann, als man bei der Christianisierung die „Heiden“ – die gegen römische Missionare sich wehrenden Heidebauern! – so eher überwinden zu können glaubte. Der Arzt Paracelsus, der um 1530 über mancherlei Kreaturen „nit aus Adam“ schrieb, meinte: „Also ist jedes Ding in sein Element hineingeschaffen . . . Erkenne, wie wunderbarlich Gott in seinen Werken!“ Es ließe sich hier die Frage wiederholen: „Märchengestalten oder beseelte Naturkräfte?“

Höchst einseitig wäre es, den Begriff „Engel“ oder ähnliche Personifikationen nur auf die christliche Welt, und den Begriff „Naturgeist“ etwa nur auf das Germanentum zu beziehen. Und doch ist gerade in unserer engsten Heimat eine Kombination dieser Art gegeben. In einem Vorgarten steht, vielleicht als Rest eines irgendwo aufgelassenen Kindergrabs, eine abgebrochene Säule, über die sich eine trauernde Gestalt beugt. In der Nähe dieses „Engels mit Dauerauftrag“ befinden sich behäbige Gartenzwerge, die offenbar die positive Seite des Lebens zu betonen haben. Ein Kunstfreund, der sich schon von seinen historischen Studien her auf geschmackvolle Bildwerke versteht, wird natürlich geneigt sein, wenig ästhetische Gartenzwerge und die sie begleitende Szenerie als Kitsch abzutun. Aber das Problem, um das es sich hier handelt, wäre damit nicht gelöst. Fragt man nämlich einen Gartenbesitzer, warum er etwa ein Pilzhaus als Zwergenwohnung gefertigt und die Gartenszene noch mit allerlei Gnomen, Nixen, Tierfiguren und Geräten ausgestattet habe, dann wird er vermutlich antworten, daß er gerne bastle und eben seinen Spaß an Märchen habe, die er auch in dieser Art seinen Enkeln näher bringen wolle. Ja, aber diese Jugend gehört doch einem ausgesprochen technischen Zeitalter an! Warum stellt man dann nicht Autos, Flugzeuge, Raketen in den Garten? Und warum die nostalgische Vorliebe dieses Mannes für Märchen? Sind es über die Bastelfreude hinaus animistische Kindheitsereinerungen oder hat für ihn so ein standardisierter Gartenzwerg unbewußt eine tiefere Bedeutung? „Ein Zwerg sieht und weiß zugleich“, sagt die Märchentradition. Steht da nicht ein imponierendes Symbol im Garten? „Sehen und wissen zugleich?“

Es geht auch hinsichtlich der Gartenzwerge um die Subjekt-Objektbeziehungen des Menschen. Das Märchen ist eine Randwelt, in deren zauberhaftem Schattenspiel ein intuitives Erfassen, ein „Wissen der Anschauung“ gedeiht, das auf gehobener Stufe weder einen Bildersturm noch ein sentimentales Verfluten zuläßt. Die äußere Wissenschaft bemüht sich, „die Welt, in der wir leben“, exakt zu beschreiben und auch praktische Hilfen für die Alltagsarbeit zu bieten. Die Esoterik als die Wissenschaft von der größeren Wirklichkeit des Hintergrunds bildet die Grundlage jeder Religion und damit auch deren konfessioneller Ausgestaltung. Die antike und das Mittelalter dachten sich das Weltgetriebe von vier Elementen lebendig gemacht und ordneten diesem, später in seinem insgesamt als der Lebensleib der Erde gedachtem Prinzip die personifizierten Natur-

kräfte zu. Was man heute Naturkräfte und Naturgesetze nennt, hieß – der Wirkung nach ohnehin gleich – Naturgeister und ihre Gebieter. Das Erdelement vertraten die Gnomen, Nixen das Wasser, Sylphen die Luft, Salamander das Feuer. Es gab noch zahlreiche andere Elementarwesen und es erhebt sich, wie beim Polytheismus, für die Forschung die Frage, ob es sich bei den Naturgeistern um anthropomorphe Projektionen, also nur gedachte Akteure auf der Seelenbühne des Menschen oder um erlebte kosmische Realitäten handelt. Geht man bei dem Wort „Persönlichkeit“ auf eine mögliche sprachliche Wurzel „personare, hindurchtönen“ zurück, dann ist es – wie bei der Maske des Schauspielers im antiken Theater – etwas Bestimmendes, Wesenhaftes, das, den Menschen durchtönend, Impulse gibt. Tönen nun, im Sinne der Märchenforschung, im Zwerg Weltgedanken, die seine urtümliche Weisheit erkären und seine Vermenschlichung auch der Gestalt nach rechtfertigen? Menschenähnliches Aussehen billigt die Überlieferung auch dem wie der Gnom meist als Helfer gedachten Engel zu.

Da wesen sie nun also, die Gartenzwerge, vielleicht ziemlich salopp aufgemacht, in ihrer Art aber recht vergnügt, und bringen besinnliche Heimatfreunde zum Nachdenken. Gnomen, Engel, Tiere und sonstiges Volk als Figuren im Garten – zunächst wird sich die Frage erheben, ob das alles Spielerei und ob obendrein die Bastelei wohlgelungen ist. Geht man aber bei den Gartenzwerge, ob nun rein historisch oder literarisch oder essentiell, näher auf das Problem ein, dann bedeutet dies die Rückkehr zu jener Frage: „Märchengestalten oder beseelte Naturkräfte?“



Wilder Majoran

(Origanum vulgare)

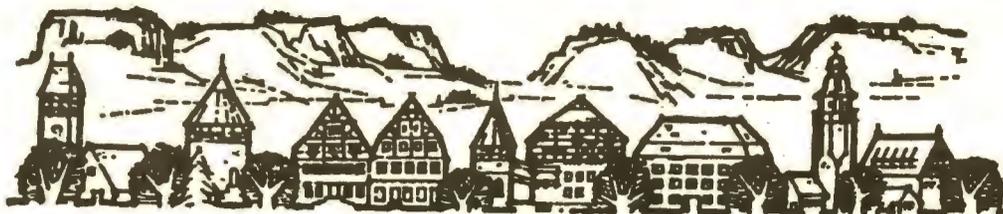
Von Juli bis Oktober kann man den hellpurpur bis weiß blühenden Wilden Majoran, auch Dost genannt, an Rainen, Waldrändern und auf sonnigen Plätzen antreffen. Er duftet kräftig, ist aber als Würzkraut nicht geeignet, dazu dient der echte Majoran (Origanum majorana), der aber nur im östlichen Mittelmeergebiet vorkommt. Bei den Griechen war er der Aphrodite geweiht, und sie bereiteten aus ihm eine Salbe, die der Schönheitspflege diente. Unser Dost ist ein bescheidenes Pflänzchen, das auf trockenen Plätzen kaum 30 cm hoch wird, an feuchteren und humusreicheren Stellen aber 50 cm erreicht. Der Blütenstand ist in der Regel ebensträubig-rispig, kann aber auch, wie auf unserem Bild, kugelig aufgebauscht sein. Er hat Lippenblüten, die Blätter sind spitz eiförmig und ganzrandig. Verwandt mit ihm ist der Wilde Thymian, auch Quendel oder Kienle genannt, der noch kleiner ist und vor allem trockene Plätze liebt und auch an Felsen vorkommt. Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Der Endinger Porträtmaler August Friedrich Oelenhainz

Von Fritz Scheerer

Vor 175 Jahren, am 5. November 1804, starb der in unserem Endingen geborene berühmte Porträtmaler August Friedrich Oelenhainz, der über 2000 Bildnisse hinterlassen haben soll. In dem neben der Kirche an die einstige Kirchhofmauer gebauten Pfarrhaus in Endingen, das auf einem Schlußstein über einer der unteren Pforten die Jahreszahl 1664 trägt, erblickte am 28. Juni 1754, „des morgens um fünf Uhren“, Friedrich Oelenhainz das Licht der Welt als jüngstes Söhnchen des frommen „Pfarrherrn Magister Jac. Ludwig Oelenhainz und seiner ehelichen Ehefrauen Regina Rosina, geb. Meyer, Pfarrerstochter von Derendingen“.

Schon am folgenden Tag, dem 29. Juni, am Tage Petri und Paul, wurde er aus der Taufe gehoben. Zu „Gevatter“ standen der ehrsame Magister Johann Friedrich Damböck, Pfarrer zu Erzingen, an „Magister Salomo Pisters Spezial zu Balingen statt, und Maria Judith, des Joh. Marx Hoß Verwalters daselbst Ehefrau, benebst der Großtante des Täufelings Anna Rosina verwitwete Frau Bürgermeister zu Tübingen“. Alle ahnten nicht, daß ihr Patenkind einmal ein berühmter Maler werden sollte.

In Ebingen war die Schwester der Mutter, Maria, mit dem Präzeptor Johann Friedrich Schwalb verheiratet, ihr Bruder war der angesehene Universitätsmaler Wolfgang Dietrich Meyer, der die berühmtesten damaligen Tübinger Professorenbildnisse schuf und dessen Sohn Jeremias der hochgeschätzte Miniatur- und Emailmaler war. Dietrich Meyer nahm den ersten Einfluß auf den jungen Friedrich Oelenhainz. Er leitete des Knaben für alles Schöne empfindliche Gemüt zur Kunst. Es wäre aber nicht verwunderlich gewesen, wenn sich Friedrich dem Studium der Theologie gewidmet hätte, denn wie sein Vater waren seit der Reformation alle Oelenhainzischen Söhne Geistliche, zu denen auch der erste evangelische Prälat (Abt) Balthasar Elenhainz des Klosters Alpirsbach zählt, auf den der am 22. September 1547 in Erzingen geborene und am 30. November 1590 zu Hohenurach bei einem Fluchtversuch tödlich verunglückte Nikodemus Frischlin ein Lobgedicht verfaßte.

Nach dem Tod des Vaters (1754) zog die Familie Oelenhainz von Endingen nach Tübingen, wo ein großer Kreis der Verwandtschaft der Witwe ansässig war. Friedrich besuchte dort die Schule und erhielt von seinem Onkel Meyer (s. oben) den ersten Malunterricht. Nach dessen Tod (1762) kam er an die von Herzog Karl Eugen gegründete Kunstakademie in Ludwigsburg zu Fr. W. Beyer, der aber bald nach Wien übersiedelte. Oelenhainz folgte ihm 1766 und besuchte auch hier die Akademie. Im Todesjahr (1769) seiner Mutter gewann er den ersten Preis der Akademie und wurde als „Schutzverwandter“ der Akademie angenommen, das ihm eine selbständige Betätigung in der Kunst ermöglichte. Er widmete sich jetzt vornehmlich der Bildnismalerei und hatte darin die besten Erfolge.

Der Pfarrerssohn von Endingen wurde in Wien der Lieblingsdarsteller der vornehmen Gesellschaft. Zahlreiche Persönlichkeiten des kaiserlichen Hofes, des reichen Bürgertums, Gelehrte, Dichter, Beamte, schöne Frauen usw., kurz alle Kreise des damaligen Wiens sollten durch ihn verewigt werden. 1789 wurde er als Mitglied der Akademie in Wien aufgenommen. Seit Ende der 80-er Jahre gehörte er der Loge St. Joseph an, in der er als „Bruder zweiten Grades“, also als „Geselle“ geführt wurde.

1787 machte er eine Reise nach Zürich, wohin ihn Lavater eingeladen hatte, von dem er mehrere Porträts schuf, die zu seinen berühmtesten zählen. 1789 befindet er sich in Stuttgart, wo er das lebensvolle Bildnis des Duldens vom Asperg, von Chr. Fr. Schubart, schuf, der zwei Jahre vorher aus der zehnjährigen Kerkerhaft entlassen worden war. Ein Gemälde, in dem die ganze unbändige Kraft und der hohe Flug dieses ruhelosen Geistes festgehalten ist!

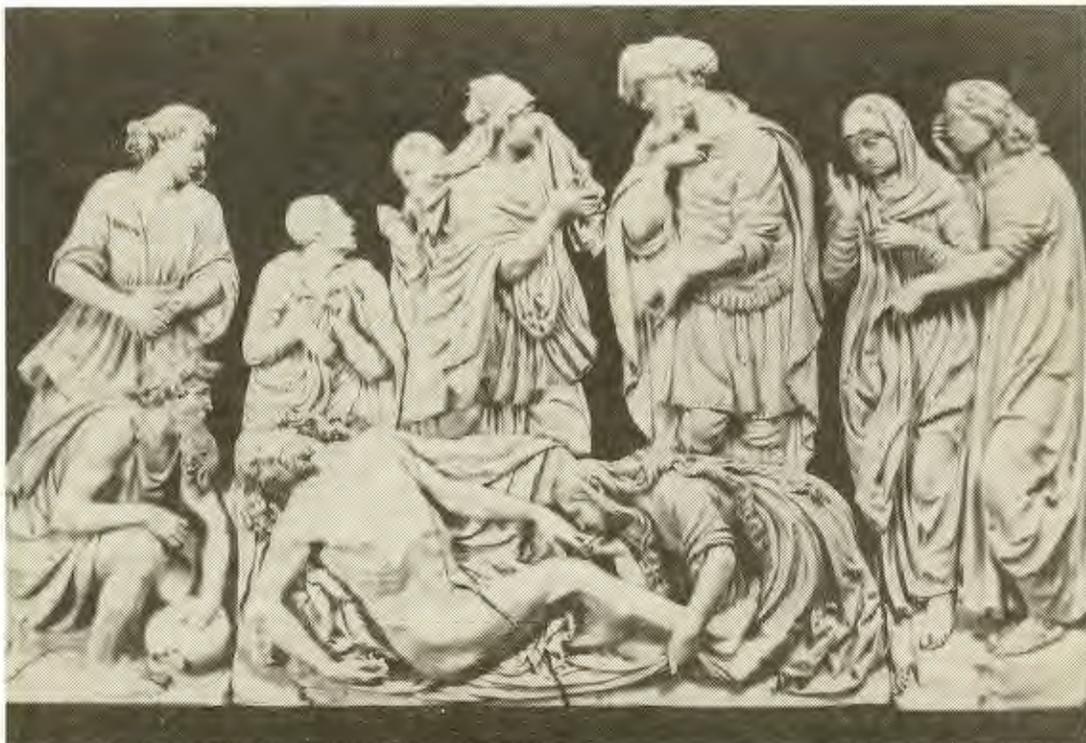


In den 80-er Jahren war Oelenhainz Gast des geistreichen Fürstabtes Martin Gerbert in St. Blasien, der sich von ihm malen ließ. In dieser Zeit entstand auch das feine Bild des frischen Schwarzwaldmädchens, das ein Körbchen mit roten Beeren in der Hand hält und mit seinen strahlenden Augen in die stille Landschaft zu locken scheint. Oelen-

hainz begab sich 1790 nach Zürich und hat sich längere Zeit in der Schweiz aufgehalten (Zürich, Bern). Lavater (s. oben) war es, der fremde Künstler und Kunstliebhaber in Züricher Kreise einführte. In Zürich war Mode geworden, sich von Oelenhainz malen zu lassen. Ihm war vergönnt, die schönsten Frauengestalten der Gesellschaft mit allem Zauber seiner Kunst auf der Leinwand festzuhalten. Zu diesen gefeierten Schönheiten zählte Frau Anna Katharina von Orel, die Frau des Amtmanns D. v. Orel von Balingen. Diese malte er an einem Tisch sitzend, wo sie mit freundlichen Augen in die Welt schaut. Um einen feingeschnittenen Mund spielt ein heiterer, fast schalkhafter Zug. (s. Bild) (1791). Oelenhainz war auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit angelangt.

An den Aufenthalt in Zürich schloß sich ein längerer Aufenthalt in Bern an, wo er wieder die höchsten Kreise der Gesellschaft malte. Über Basel kam er 1795 erneut nach Wien, wo er auch im Kaiserhaus Aufträge hatte. Von 1800 bis 1802 war er in Ulm, Stuttgart (hier eine eigene Wohnung) und Rom. Über Karlsruhe, wo er sich einige Zeit aufhielt, reiste er nach Paris. Auf der Rückreise von Paris 1804 wurde der Künstler, als er in der französischen Festung Pfalzburg (Elsaß) dem Eilwagen entstieg, von einem Unwohlsein befallen. In der Nacht des 5. November 1804 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Am 7. November wurde er in Pfalzburg beerdigt. Sein Grab ist nicht mehr auffindbar.

Oelenhainz war der letzte seines Stammes in Württemberg, der es zu angesehener Stellung brachte. Rasch war sein Stern emporgestiegen, und die Gunst der Höchsten hat sich ihm geneigt. Eine von warmer Liebe zeugende Ode hat ihm sein Freund Ludwig Neuffer, der schwäbische Dichter, bei seiner Abreise nach Paris gewidmet, die ein Denkmal zum Andenken an den äußerst beliebten und viel gesuchten Porträtmaler aus Endingen ist, an den „Heuberger als Bildnismaler des 18. Jahrhunderts“: Die Natur, die er mit scharfen Blicken auf jeglicher Spur belauschte, habe ihm Hochgefühl und zarten Sinn für Schönheit ins Herz gelegt (Kleiner Taschenkalender auf 1804, Stuttgart).



Leonhard Kern: Beweinung Christi, um 1615/20, Wien

Forschungen zur Vorgeschichte und Geschichte Ebingens

Dr. Walter Stettner (Schluß)

An Gegenständen der Hallstattzeit wurden im ersten Grab ein Paar Schlangenfibeln, ein Bronzering, ein Gürtelblech, ein eiserner Dolch, ein Bronzekessel von 45 cm Durchmesser geborgen, aus Grab 2, einem Frauengrab, sechs Bronzeringe, ein Fingerring, eine kleine Fibel am Hinterkopf, eine kleine Nadel an der Stirn und ein Bronzedrahtring, aus Grab 3, einem Kindergrab, wieder ein Paar Schlangenfibeln, diesmal mit Hörnern und Rosetten, ein Halsring und ein Fingerring, aus Grab 4, ebenfalls ein Kindergrab, neun dünne Bronzedrahtringe, aus Grab 5 ein bronzenes Armband, oval, quergeschnitten und graviert. In der Mitte des Hügels lagen ein Paar reich mit Stempeln verzierte Teller, drei Schüsseln, eine Schale, eine Urne usw. Zwischen den Gräbern konnten drei Gefäßgruppen erkannt werden: im Südwestteil eine rote Urne, eine graphitierte Schale und ein Teller mit Stempelverzierung, im Südteil zwei Urnen, rot und schwarz bemalt, ein rotes Doppelgefäß, im Ostteil Reste von drei großen Urnen.

Die Alemannengräber, durch die ein Teil der Hallstattgräber gestört war, enthielten nur wenige Beigaben. Sie waren (im Gegensatz zu den Hallstattgräbern) westöstlich orientiert mit dem Kopf im Westen, so daß der Blick zur aufgehenden Sonne ging. Beisetzung von Alemannen in älteren, meist hallstattzeitlichen Gräbern kennt man auch aus anderen Gegenden unseres Landes.

50 Meter nordwestlich des Grabhügels durchschnitt ein Entwässerungsgraben eine Bestattung mit Steineinfassung. Zwei Skelette waren nordsüdlich orientiert; beim einen lag ein Lignitarband, beim anderen eine Urne mit Rillenverzierung und eine Beinscheibe mit Punktkreisverzierung, Spuren einer Lederdecke, Reste eines Bronzeblechs und acht bronzene Riemenbeschläge von Pferdegeschirr.

Die Gräber innerhalb Ehestetten hatten Steinsetzungen. Im 1. Grabhügel waren drei Menschen beigegeben, ein Mann von ungefähr 60-70 Jahren, ein anderer von etwa 35 Jahren und ein etwa 12jähriges Kind. Als besonders bemerkenswert erwiesen sich die Beigaben des älteren Mannes: zwei abgetreppte Teller mit Stempelverzierung und Bemalung, eine verzierte Schüssel, Eisen- und Bronzereste von einem Wagen und Pferdegeschirr, Teile des 2 cm breiten Radreifs mit Nägeln, ein 7 cm großer Ring, ein 10 cm langes Messer, Bruchstücke von zwei Fibeln. Wagen wurden nicht jedem Beliebigen mitgegeben; man wird sagen dürfen, daß ein in solcher Weise ausgestatteter Mann einer gehobenen sozialen Schicht angehörte. Von einer sozialen Schichtung darf man für die Hallstattzeit ohne Bedenken reden



Blick in das Städtische Heimatmuseum Ebingen im Jahr 1932.

Foto: Breeg

und schreiben, stammen doch aus der Hallstattzeit – wenn auch ihrem letzten Abschnitt – die Fürstentümer der Heuneburg und des Hohenasperg und das Fürstengrab des Magdalenenbergs bei Villingen. Mit diesen Fürsten ist unser Mann aus dem Schmiedchatal nicht zu vergleichen, aber er könnte das Oberhaupt der Hallstattleute gewesen sein, die im Raum des heutigen Ebingen saßen.

Im 2. Grabhügel fand Breeg etwa 15 Skelette, teils mit, teils ohne Steinpackungen. Das Alter der Toten betrug, soweit an den Zähnen annähernd feststellbar, zwischen 25 und 50 Jahre. An Beigaben kamen zutage ein Fibelpaar von 11,5 cm Länge, dessen Bügel je vier Querrillen aufwies, ein eiserner Dolch, dessen Scheide (24 cm lang) aus feinfaserigem Holz mit Bronzedraht umwickelt war. Eine Doppelbestattung ergab Reste einer Urne, zwei Fibeln, davon eine Schlangenfibel, und einen 19 cm weiten offenen Eisenreif.

Im dritten Begräbnisplatz wurde das Skelett eines etwa 60jährigen Mannes angetroffen, dem mehrere große Urnen und eine mit Dreiecken verzierte Schale beigegeben waren. Ein anderer Toter trug ein geripptes Bronzearmband.

Als im Jahr 1936 die Lautlinger Straße verbreitert wurde, entdeckte Herr Breeg im Rauhen Wiesle in einem Meter Tiefe in schwarzem Kulturboden auf festem Kies weitere Hallstattgräber. Von den Funden seien genannt zwei Bronzearmringe und ein Paar bronzene Armbänder, an Keramik eine Schale, eine Schüssel, ein Teller, ein Topf u. a. Oberhalb der Gräber zeigten sich auf dem Schuttkegel des Raidentals ausgedehnte Siedlungsspuren derselben Zeit.

In der La-Tene-Zeit (450 v. Chr. - 85 n. Chr.) scheint die Besiedlung unseres Raumes, wie überhaupt der Alb, spärlich gewesen zu sein. Wahrscheinlich stammten von den vielen Kelten, die seit etwa 400 v. Chr. in Italien einfielen und bis aufs römische Kapitol gelangten, ein Teil auch aus unserer Gegend. Den Funden Eiths konnte Breeg nur eine Beisetzung vom Flugplatz hinzufügen. Von den Beigaben ist eine eiserne Fibel mit flachem hohen Bügel zu nennen.

Schließlich gelang Breeg die Aufdeckung eines weiteren alemannischen Grabfeldes an der äußeren Lautlinger Straße. Die Gräber, beginnend bei Haus Nr. 140 und endend bei Nr. 158, lagen vor allem an der Südseite der Straße, reichten aber wohl bis zu ihrem Nordrand. In der Straßenmitte hat der Berichterstatter vor etwa 20 Jahren noch eine Anzahl beigegebenloser Gräber festgestellt. Herr Breeg traf 47 Skelette an. Ihre Erhaltung wie die der Beigaben war schlecht.

Von den Fundstücken seien genannt ein Messer, ein Schildbuckel, eine Eisenschnalle, eine Pfeilspitze, ein Bronzering, eine Gürtelschließe, ein Krug mit zwei gegenständigen Henkeln, 16,5 cm hoch, eine Axt, eine Kette aus kleinen weißen und schwarzen Perlen, an der eine keltische Münze hing, ein Paar silbervergoldete S-Fibeln mit je zwei Almandinen, acht silberne Beschläge, ein Bronzefingerring, eine Bronzenadel, 11,4 cm lang, ein Anhänger aus Gagat, eine silberne Rundfibel, mit Almandinen auf Präßgoldunterlage, vier Lanzenspitzen, ein einziger Sax mit Ortband und Resten der Lederscheide; in Frauen- und Kindergräbern zahlreiche Glas- und Bernsteinperlen; Beinkämme fanden sich in Männer- und Frauengräbern.

Die Fundgegenstände zeigen, daß die Menschen die hier beigegeben wurden und irgendwo in der Nähe, wahrscheinlich weiter unten am Rand des Riedbachtals, wohnten, nicht sonderlich begütert waren. Vielleicht ragte unter den armen Leuten eine Familie heraus, die man nach heutigen Begriffen als



Große Urne mit Zickzack-Rillenverzierung als Beigabe für ein 12jähriges Kind. Zwei Teller mit reicher Stempel- und Rillenverzierung und ein niedriges Gefäß als Beigaben für einen 60jährigen Mann. Wasserwerk Ebingen (Hallstattzeit).

gut bürgerlich bezeichnen würde. Der Schwerpunkt der Besiedlung des Ebinger Raumes in der Alemannenzeit lag wahrscheinlich schon in der Gegend der Martinskirche; leider wurde beim Abbruch der Kirche im Jahr 1905 darauf zu wenig Bedacht genommen. Dort die Hinterlassenschaft einer mindestens teilweise gehobenen Bevölkerungsschicht zu finden, wäre keine Überraschung gewesen, auch nicht das Finden eines Goldblattkreuzes als Zeichen der beginnenden Christianisierung, wie man solche in Lautlingen und Burgfelden gefunden hat. Verpaßte Gelegenheit!

Herr Breeg hat seine vielen Fundstücke dem Ebinger Heimatmuseum einverleibt, das somit in seiner vorgeschichtlichen Abteilung eine Bereicherung auf mindestens den doppelten Umfang erfuhr. Beschädigte Gefäße hat Herr Breeg, wie schon erwähnt, mit nie ermüdender Geduld soweit als möglich wieder zusammengesetzt oder ergänzt. Das Museum im obersten Stock des Rathauses legte Zeugnis ab von der hervorragenden Beobachtungsgabe und dem Fleiß der Herren Eith und Breeg; es gewährte Einblick in die Hinterlassenschaft der frühen Kulturen unserer Heimat, vor allem der Hügelgräber-Bronzezeit und der Hallstattzeit. Herr Breeg konnte mit Genugtuung auf die Zeugnisse seiner Arbeit verweisen. Da traf am 11. Juli 1944 eine Fliegerbombe das Rathaus und verwüstete auch das Heimatmuseum. Herr Breeg versuchte mit seinen Kindern und einigen weiteren Helfern zu retten, was noch zu retten war, aber dieser Schlag gegen sein Lebenswerk setzte Herrn Breeg so zu, daß er, schon zwei Jahre leidend, drei Wochen nach der Bombardierung starb, erst 61 Jahre alt.

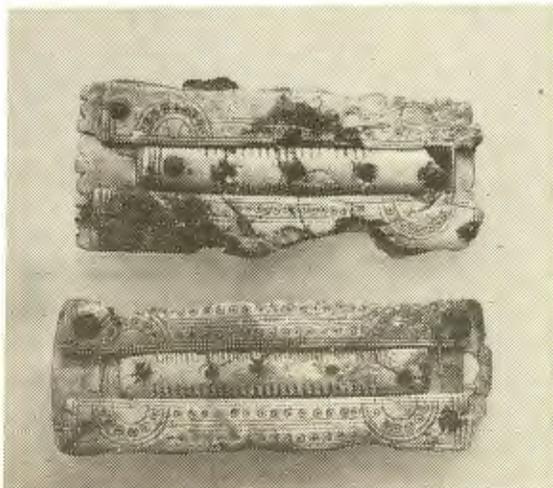
Wiederaufbau des Heimatmuseums

Einige Jahre nach Kriegsende ging man daran, das Heimatmuseum wieder aufzubauen. Das war vor allem der Tatkraft des Architekten Ernst Louis Beck zu verdanken, der dabei vom Tübinger Landesamt für Denkmalpflege (Hauptkonservator Dr. Rieth) unterstützt wurde. Beck, gebürtiger Ebinger, hatte schon seine Anhänglichkeit an seine Heimatstadt durch Holzbrandbilder dokumentiert, in denen er u. a. die Marktstraße rekonstruierte. In der Schillerstraße glaubte er die Überreste des Lagers von Graf Eitelriedrich von Hohenzollern erkannt zu haben, der 1519 Ebingen belagerte. Gegraben hat Beck u. a. im Bluthenagfelsen.

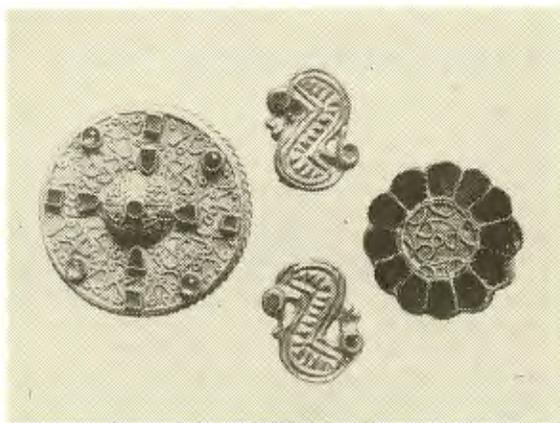
Hatte man im alten Museum eine möglichst vollständige Darbietung des ganzen Museumsbestandes angestrebt, so sollte nun eine Auswahl nur des Bemerkenswerten getroffen, diese aber durch Tafeln und Zeichnungen ergänzt werden und so stärker auf den Besucher wirken. Eine Erläuterung der Funktion der verschiedenen Stücke und Instrumente, die heute im Vordergrund solcher Ausstellungen steht, war weniger angestrebt.

Zur vorgeschichtlichen Abteilung kamen andere, die vom Leben und Treiben der alten Ebinger, ihrem Hausrat und ihren Waffen unterrichten sollten. Glanzpunkt war ein großer hölzerner Webstuhl, der am neuen Standort besser zur Geltung kam als vor dem Krieg. Bald wurde auch wieder eine geologische Abteilung angegliedert, für die als besonders kostbares Stück ein Ichthyosaurus aus Holzmaden gestiftet wurde. In der Mitte des Raumes blieb Platz für Wechselausstellungen. Zu Anfang wurden Bilder von Christian Landenberger, Karl Caspar und Maria Caspar-Filser aus Privatbesitz gezeigt.

Als das Heimatmuseum am 2. Oktober 1949 am alten Platz im obersten Stock des Rathauses wieder eröffnet wurde, lehnte zur allgemeinen Überraschung Ernst Louis Beck die Leitung des Museums aus nicht aufgeklärten Gründen ab. Auch mehrmaliges Zureden von seiten der Stadtverwaltung konnte ihn nicht umstimmen. Darauf erging eine Umfrage



Reich verzierte Beinkämme mit Futteral aus Gräbern des Reihengräberfriedhofs an der Lautlinger Straße, Ebingen (Alemannenzeit).



Silberne Rundfibel (rechts) und zwei Vogelfibeln (Mitte) aus den Gräbern 18 und 32 des Reihengräberfriedhofs an der Lautlinger Straße in Ebingen. Links eine Nachbildung der Balinger Runenfibel (Alemannenzeit).

bei den Ebinger Schulen, ob jemand bereit sei, künftig das Museum zu betreuen. Als sich nach etwa sechs Wochen noch niemand gemeldet hatte, erklärte der Verfasser seine Bereitschaft, in die Bresche zu springen. Schon 1½ Jahre später mußte er um Enthebung von dieser Aufgabe bitten, um sich von da an der Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit Ebingens zu widmen. Dazu veranlaßte ihn eine Bitte des damaligen Statistischen Landesamts Tübingen (Dr. Schoeder und Dr. Jänichen), an der geplanten Kreisbeschreibung Balingen mitzuarbeiten. Er hat jedoch die Beobachtung des Ebinger Bodens auf Spuren der Vorzeit fortgesetzt und konnte dabei die Feststellung Breegs von Siedlungsresten der Hallstattzeit im Rauhen Wiese bestätigen. An der äußeren Lautlinger Straße fand er, wie schon erwähnt, weitere Alemannengräber ohne Beigaben. Östlich vom Bluthenag- oder Taubenfelsen entdeckte er zusammen mit Dr. Schiek vom Landesdenkmalamt Tübingen eine mittelalterliche Burgstelle mit dem Fundament eines quadratischen Turms von 6 mal 6 Metern, dessen Halsgraben noch deutlich zu erkennen ist. Der Platz liegt schon auf ehemals Ehestetter Markung. Über seine Aufgabe und Geschichte ist nichts bekannt.

Eine Grabung in der Anlage der „Alten Stadt“, ebenfalls in Ehestetten, im Wald oberhalb der paar Häuser ergab keinen Aufschluß über Zeit und Zweck dieser Anlage. An ihr fällt zum einen auf, daß der Aushub des Grabens nicht nach innen, wie sonst üblich, sondern nach außen geworfen wurde (es dürfte sich demnach nicht um eine Wehranlage handeln), und zum andern, daß stadtwärts eine breite Öffnung von etwa 20 Metern klafft.

Bedeutsam war ein Hinweis des Herrn Helmut Guggel, an der Kientenstraße zeige sich Verdächtiges. Diese Straße wurde im Jahr 1972 etwa zwei Meter tiefer als das bis dahin bestehende Kientenwegle eingetieft. Dadurch entstanden Geländeschnitte, in denen sich zahlreiche dunkler gefärbte Stellen von etwa 30 Meter unterhalb der Meßstetter Brücke bis fast 200 Meter oberhalb der Brücke vom hellen Kies abhoben. Bei der Fortsetzung der Baggerarbeit kamen weitere dunkle Stellen zum Vorschein. Der Verfasser erkannte darin alemannische oder mittelalterliche Vorrats- oder Wohngruben, was später von Fachleuten bestätigt wurde. Die Scherbenausbeute war gering, doch genügte der Befund, um das Vorhandensein einer größeren mittelalterlichen Siedlung an der Kientenstraße festzustellen. Das Siedlungsbild der Markung Ebingen war also einstens vielfältiger, als man es sich gewöhnlich mit Blick auf die spätmittelalterliche Altstadt und ihre Ausläufer in der Oberen und der Unteren Vorstadt vorstellt. An der Kientenstraße bestand bis ins hohe Mittelalter eine Siedlung, die vielleicht erst nach Anlage der Stadt Ebingen (um 1250) eingegangen ist. Daß noch weiter westlich zu den Alemannengräbern an der äußeren Lautlinger Straße ebenfalls eine Siedlung zu suchen ist, wurde schon erwähnt; wie lange sie bestanden hat, könnte erst nach Auffinden von Siedlungsresten geklärt werden. Das Veröden von Siedlungen ist nichts Ungewöhnliches; man kann in der Kreisbeschreibung Balingen nachlesen, daß fast bei jeder heutigen Siedlung eine oder gar mehrere abgegangene Siedlungen lagen. Erstaunlich ist nur, daß von den abgegangenen Ebinger Siedlungen, zu denen wohl auch noch eine in der Flandernstraße zu rechnen ist, weder in alten Flurnamen noch im alten Flurbild eine Spur geblieben ist.

Bei den ersten Schnitten an der Kientenstraße kam an einer Stelle auch ein römisches Gefäß zum Vorschein, das später in Tübingen rekonstruiert werden konnte. Das Landesdenkmalamt beabsichtigte zunächst, auf dem Gelände eine großflächige Grabung durchzuführen, verzichtete aber schließ-

lich zugunsten anderer Vorhaben. Darauf war das Feld frei für eigene Initiative. Ein quer geführter Baggerschnitt eröffnete einen Bezirk mit tief schwarz gefärbter Erde, in der zahlreiche römische Scherben steckten. In etwa sechswöchiger Arbeit zeigte sich, daß der fundreiche Bezirk etwa 12 mal 15 Meter maß. Die Scherben, schwarz (terra nigra), leuchtend rot und verziert (terra sigillata), grau, hellbeige, ziegelrot, einige auch bemalt, stammten von Hunderten von Gefäßen. Leider gelang es nicht, vollständige oder annähernd vollständige Gefäße zusammensetzen. Offensichtlich war hier ein Abfallhaufen von Römern, die Jahrzehnte hier wohnten. An Metallgegenständen wurden eine verrostete eiserne Kette und eine eiserne Fibel geborgen. Schließlich wären noch etliche römische Glasscherben zu nennen.

Aber woher stammten die Scherben? Es konnte nicht festgestellt werden, wo die Römer wohnten, die hier ihre Abfälle abbluden. An der Südwestecke des ausgebagerten Geländes fand sich ein römisches Fundament dicht unterhalb der Zufahrt zur B 463 von der Meßstetter Straße auf einer Länge von etwa 15 Metern. Etwa 25 Meter östlich davon saß noch ein einzelner Quaderstein. Ob er römisch, mittelalterlich oder neuzeitlich war, konnte nicht mehr entschieden werden. Die Scherben wurden bei einer vorläufigen Begutachtung teilweise als recht früh, etwa gleichzeitig mit den ersten Rottweiler Funden, angesetzt. Die wissenschaftliche Bearbeitung des Fundes soll demnächst abgeschlossen sein. Sie wird Aufschluß über die zeitliche Stellung, über Herstellungsorte und vielleicht auch über die Art des Wohnplatzes bringen.

Zur Betreuung des Heimatmuseums fand sich, nachdem der Verfasser sich der Erforschung der Geschichte Ebingen zugewandt hatte, Herr Dr. Karl Schneck bereit, der schon die geologische Sammlung aufgebaut hatte. Er veranstaltete, unterstützt von der Hans-Thoma-Gesellschaft in Reutlingen und von der Staatsgalerie Stuttgart, jedes Jahr einige Kunstausstellungen im Heimatmuseum. Er bestärkte auch Herr Dr. med. Hans Landenberger (Tailfingen) in dem Plan, eine Sammlung von Werken seines Onkels Christian Landenberger der Stadt als Stiftung zur Verfügung zu stellen. Diese Sammlung von Werken Landenbergers bestimmte nun neben der vorgeschichtlichen Abteilung das Bild des Museums; manches andere Stück, auch der große Webstuhl, wanderte (nun) ins Magazin.

Als aber die Stadt Albstadt einen geeigneten Raum für Gemeinderatssitzungen benötigte, mußte das Heimatmuseum seinen Platz räumen. Die Landenbergersammlung kam in die neu eingerichtete städtische Galerie im einstigen Vereinshaus, die vorgeschichtliche und die geologische Sammlung fristen in den oberen Fluren des Rathauses ein Leben im Verborgenen. OB Pfarr beabsichtigt allerdings, einige Vitrinen mit vorgeschichtlichen Fundgegenständen in den unteren Flur des Rathauses setzen zu lassen. Die übrigen Bestände harren noch der Auferweckung in einem neuen Heimatmuseum.

Die Mehrung von Fundgegenständen aus unserer Vorzeit müßte ein Anliegen aller Bürger sein. Sie ist heute durch den Einsatz von Baggern bei Grabarbeiten sehr erschwert. Aber vielleicht gelingt es doch da und dort durch Beobachtung aller Grabstellen, weitere Siedlungs- oder Grabstätten zu finden und auf diese Weise die Kenntnisse von unserer Vergangenheit zu vertiefen, ein künftiges Heimatmuseum durch weitere Stücke zu bereichern.



Leonhard Kern: Altarengel, 1632/37, Dreieinigkeitskirche Regensburg

Von den Herren von Neuneck

Von Fritz Scheerer

In der Geschichte verschiedener Orte unserer engeren Heimat werden vom 13. bis 15. Jahrhundert immer wieder Herren von Neuneck erwähnt. Schon 1268 wird an der Spitze der Stadtverwaltung Balingen ein Herr von Neuneck als herrschaftlicher Beamter, als Schultheiß, aufgeführt: „Tragbotho miles, dictus (genannt) de Niwenege (Neuneck), scultetus de Balgingen“. Wahrscheinlich besorgte er seit der Stadtgründung (1255) durch Graf Friedrich den Erlauchten von Zollern die eigentliche Verwaltung der Stadt. Schon zwei Jahre vorher (1266) war er zollerischer „villicus“ in Frommern. 1283 bezeugte er mit andern Adeligen den Verkauf eines Lehngutes in Heselwangen durch den Grafen Friedrich von Zollern und dessen Sohn an Werner von Dotternhausen.

In Balingen hatten die Herren von Neuneck verschiedene Besitzungen. 1318 wird eine Halde in ihrer Hand erwähnt, und 1336 kaufte die Stadt von Walther von Neuneck ein Holz (Wald) im „Bünzenholt“ (Binsenbohl) um 30 lb. hlr. (Pfund Heller). In Edingen verkauften die Herren von Neuneck Güter an das Kloster Kirchberg. 1375 mußte in Tieringen Werner von Buwenberg zu Haigerloch und seine Frau Adelheid von Bermatingen einen Lehenshof an Hein von Lichtenstein (bei Neufra) und dessen Frau Adelheid von Neuneck verpfänden. Neben den Bubenhofen gehörten zu Ende des 15. Jahrhunderts die Neuneck zu den reichsten Rittern unserer Gegend. In den Einkommenserklärungen der Mitglieder des Viertels am Neckar der Ritterschaft des St. Georgenschildes werden 1488 die Neuneck (9 Personen) mit 1414 fl. erwähnt.

Hans von Neuneck ist 1481 - 1489 württembergischer Vogt in Balingen (eine Straße im „Tal“ nach ihm benannt). 1491 belehnt Graf Eberhard von Württemberg d. Ä. „unsere Vogt zu Balingen und lieben getruwen Hannsen von Neuneck“ mit zwei Teilen an einem Sechstel des großen und kleinen Laienzehnten zu Sulz „als das sin Bruder Wilhelm von Neuneck und er vormals zu Lehen getragen haben“ (FAS Glatt, 199, 16). Sein jährliches Einkommen betrug um 1490 414 fl. und 1496 350 fl. Ab 1497 war er Obervogt „am Schwarzwald“ mit Sitz in Sulz a. N. Insgesamt stand er über 20 Jahre auf Posten der württembergischen Verwaltung (Vogt in Reichenweiher im Elsaß, Württ. Rat usw.).

Georg von Neuneck ist 1455 und 1458 Vogt zu Rosenfeld. Hans von Neuneck, Sohn des Georg von Neuneck, ist von 1468 - 1482 Vogt von Rosenfeld. 1468 hat er Graf Eberhard im Bart auf seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land begleitet und wurde wie die übrigen adeligen Teilnehmer über dem Heiligen Grab zum Ritter geschlagen (Locher, Regesten XIII, S. 102). Heinrich von Neuneck, zu Glatt am „Gie-

ßen“, ist 1526 zollerischer Vogt in Haigerloch (HStAST. A 339, Bü 27). Die Zimmerische Chronik nennt Heinrich „einen feinen, alten Edelman“. Er starb 1553.

Am Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts soll in Tübingen Hailwig (Haila) gelebt haben, als deren Vater Reinhard von Ehingen oder ein Herr von Neuneck (dann als Mutter eine Ehingen) genannt werden. Sie ist zwar urkundlich nicht bezeugt. An der Überlieferung muß aber etwas Wahres sein, denn das Rittergut Tübingen gab noch im 17. Jahrhundert jährlich 30 kr. an die Pfarrei Gößlingen „wegen Hailwigs Jahrtag“ (Tübingen war bis zur Reformation nach Gößlingen eingepfarrt). Zu Hailas Grab in Gößlingen pilgerte 1469 der berühmte Reisende und Verwandte Hailwigs, Ritter Jörg von Ehingen. Haila soll kanonisiert worden sein wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer Tätigkeit, Wunder zu vollbringen. Zu ihrem Grab in Gößlingen wurde viel gewallfahrt.

Viele Familienglieder sind in kirchlichem Dienst. 1339 sind Albrecht von Neuneck und sein Bruder Tragebot Vögte der Kirche Margrethausen (HStAST. B 463 U 538). Kirchherr zu Brittheim ist 1464 Johann von Neuneck. Heinrich von Neuneck, Komtur des Deutschritterordens, wird 1492 durch Graf Eberhard d. Ä. von Württemberg die Pfarrei Ostdorf präsentiert, wird aber von der Residenzpflicht entbunden.

Frauen von Neuneck sind vor allem im Kloster Kirchberg, so 1448 Magdalene, die ein Leibgeding von 10 fl. bezieht, 1460 Anna, 1515 Barbara. Schon 1349 ist Bethe von Neuneck Priorin im Kloster Kirchberg. 1507 schenkt Peter Schwelher zu Straßberg seiner Base Veronika von Neuneck, geb. von Speth, sein Recht am Seeheimer Berg bei Ringingen zur Verwendung für die von ihr beabsichtigten Stiftungen, darunter die Annakapelle auf dem Kornbühl bei Salmendingen (FUB VII S. 318).

(Fortsetzung folgt)

Vom Werden unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer (Schluß)

In der Talpforte von Ratshausen ziehen Schuttströme vom Plettenberg und Ortenberg herab. Hier sind auch durch jugendliche Unterschneidung der Hänge die schon erwähnten Bergrutsche zu Tal gegangen. Eine weite Braunjuralandschaft entstand hinter dem Albrauf oberhalb der 300 m tiefen Pforte zwischen Plettenberg und Rappenstein. Plettenberg, Schafberg, Lochen und Wenzelstein wurden zu Weißjura-Ausliegern über dem Braunjuraland. Der Burzel, mitten in der Weitung mit seinem heutigen Waldschopf, ist der letzte Rest der einstigen Südoststecke des Schafbergs. Der 40 m hohe Waldhügel mit einem Durchmesser von ca. 250 m trägt in 100 m niedrigerer Lage als am Schafberg eine verschwammte Weißjura-Kappe (Burzel 850 m, benachbarter Schafberg 960 m). Der Südrand des Schafbergs ist also auf den Ornatenton talabwärts abgerutscht.

Wann ist dies nun alles geschehen? Die Zeit, die seit dem ersten Eindringen der Schlichem in das Tieringer Becken verstrichen ist, muß weit zurückliegen. Dies geht auch aus der Decke von Weißjuraschutt auf dem Palmbühl bei Schömberg hervor, dessen Name nichts mit Palmen zu tun hat, sondern von Barm = Balm = vorgermanisch Fels kommt (1331 Barmbühl). Der 724 m hohe kegelförmige Wächterberg vor dem Albrand besteht aus Opalinuston, also aus Tonen wie sie bei der Ziegelei Frommern anstehen. Er hat sich nur vor der Abtragung schützen können, weil er eine dichte Decke von Weißjura-Schotter und -Schutt trägt, wie der Bau der Bodenseewasserleitung erneut zeigte. Die Schotter müssen entweder vom Plettenberg oder von der Schlichem stammen. Die Schlichemsohle liegt aber hier heute rund 100 m tiefer. Die Schotter der vorletzten Eiszeit (Rißzeit) liegen im benachbarten Eyachtal aber nur 20 m über der Talsohle. Die Palmbühlschotter müssen so um vielfaches älter sein. Sie müssen mindestens dem Alt-Pleistozän angehören und die Schlichem schon weit in den Albkörper eingedrungen sein (vor ½ bis 1 Million

Jahren). Ob die Rutschmasse des Burzels damals schon abgeglitten ist, läßt sich nicht mehr beweisen. Plettenberg, Lochen usw. blieben nur erhalten, weil sie vorwiegend aus den sehr widerständigen Schwamm- oder Massenkalkstotzen statt aus „Wohlgeschichteten“ Kalken aufgebaut sind. Auch die Untere Bära hatte über Deilingen und Gosheim, die Lauchert bzw. Fehla über Burladingen hinaus eine Fortsetzung. Wie weit? Wir können es heute nicht mehr beweisen. Zu viel der alten Urkunden sind vernichtet. Die Erhaltungsbedingungen waren zu ungünstig.

Auch im Oberen „Donautal“ mündeten mehrere wasserreiche Nebenflüsse. Der größte kam durch das Faulenbachtal bei Spaichingen. Sein Oberlauf war das heutige Eschachtal. Die Eschach entspringt heute im „Weihermoos“ (Name!) zwischen Röttenberg und Aichhalden. Nach der Größe der Talmäander unterhalb Dunningen muß die Eschach einst große Wassermassen gehabt haben, die sie aus dem Gebiet der oberen Kinzig bis aus der Freudenstädter Gegend bekam. Die Verluste an der Spaichinger Pforte betragen rund 1 800 qkm (Oberer Neckar, Schiltach, obere Kinzig). In der Tiefenrinne der Spaichinger Pforte wurden bei Bohrungen 40 m Aufschüttungen festgestellt, die buntsandsteingefüllte enthielten, die alle von Nordwesten gekommen sein müssen. Die gewaltige Abnahme der Wassermenge durch die Verluste führte zu einer mächtigen Verschüttung die die heutige Wasserscheide Prim-Faulenbach erzeugt hat. Wir haben also in der Ur-eschach einen Donauzufluß, der nicht am Stufenrand der Alb entsprang, sondern aus dem Vorland kam und dann in den Albrauf hineinfloß, also ähnlich wie heute die Elta oder auch die Donau.

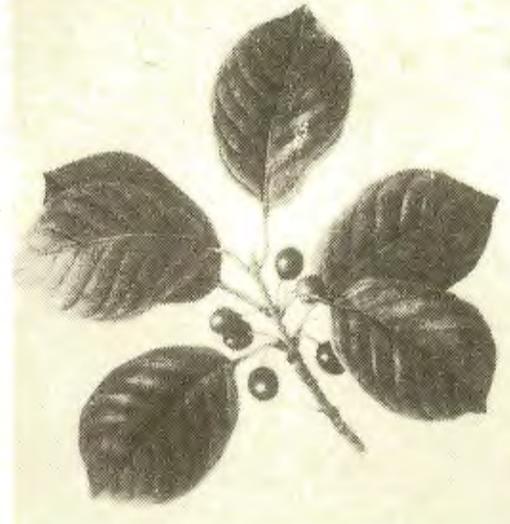
Zusammenfassend stellen wir fest: Mit dem Vordringen der Neckarzuflüsse wurde zuerst das Albvorland erobert. Der Albrauf bildete die Grenze wie bei der Wehinger Bära. Dann begann das Eindringen in den Albkörper (Schlichem). Die Talböden, gegen die die Neckarzuflüsse vordrangen, mit ihren

Tonen, Mergeln und den harten Zwischenschichten die unterschritten wurden, sind durch eroberte Zuflüsse (obere Eyach) und reiches Grundwasser (Lautlinger Paß) rasch ausgeräumt worden und damit die alten Talläufe in ein niederes Niveau verlegt.

Aus der Übernahme der alten Talläufe der Donauseite auf die Neckarseite ergaben sich Talpässe, so bei Spaichingen im Prim-Faulenbachtal (688 m), bei Tieringen im Schlichem-Bäratal (801 m), bei Lautlingen im Eyach-Riedbachtal (742 m), beim Stüchlwirts- haus im Klingebach-Schmiechatal (826 m) und bei Burladingen im Starzel-Fehlatal (737 m), die heute alle von Straßen und teilweise von Eisenbahnen genützt werden. Alle diese einstigen Donauzuflüsse verliefen in den Albrauf hinein und verfrachteten einst größere Wassermengen auf der nach Südost geneigten Alb. Ihre Richtung war von West bzw. Nordwest nach Südost. Nachdem sie einen großen Teil ihres Einzugsgebiets verloren, waren sie nicht mehr in der Lage, die riesigen Schuttmassen des Traufs zu verfrachten, sie mußten abgelagern wie der Riedbach an der Lautlinger Wasserscheide.

Neben diesen Haupttälern gibt es noch nordsüdlich gerichtete Täler, die heute dicht hinter dem Stufenrand enden. Das schönste Beispiel hierfür liefert die Geifitze bei Onstmettingen mit ihrer vermoorten Quellmulde der heutigen Schmiecha. Beispiele sind auch die Eyachquelle unterhalb des Zitterhofes und die Schlichemquelle hinter dem Hörnle. Diese Nebenflüsse haben größtenteils nicht viel weiter nach Westen gereicht wie heute. Sie sind Kinder der Hochalpen und besitzen kleinere Einzugsgebiete und Wassermengen. Als die Hauptflüsse (Riedbach, Bära usw.) geköpft wurden, übernahmen sie die Funktion der Hauptwasserlieferanten.

Wohl über 50 Millionen Jahre mögen verflossen sein, seit unsere Heimat Land wurde. In solch großen Zeiträumen des Erdgeschehens wurde unser heutiges Landschaftsbild geformt. Versuchen wir nun, aus jeder Furche im Antlitz unserer Heimat ihre Geschichte zu lesen und dann zu verstehen, wie aus dem Einst das Heute wurde und in dem Heute schon das Morgen wandelt, so verbindet es uns immer inniger mit den Wurzeln unserer Kraft, mit dem reinen Freudenborn der Heimat.



Faulbaum

(Frangula alnus)

Der Faulbaum, auch Pulverholz genannt, ist kein Baum, sondern ein Strauch, der 3-5 m hoch werden kann, mit wechselständigen Zweigen. Er ist in ganz Mitteleuropa verbreitet. Seine Rinde ist mit grauweißen Korbwarzen übersät. Sie riecht übel faulig, daher sein Name. In der Heilkunde wird sie als Abführmittel verwendet. Die Blätter sind eiförmig und leicht zugespitzt, ganzrandig und mit 6-8 gut sichtbaren Adern versehen, oben dunkel-, unten hellgrün. Die zwittrigen, unscheinbaren, gelb- bis hellgrünen Blüten sind achselständig und in Trugdolden angeordnet. Seine Früchte, so groß wie kleine Erbsen, sind zuerst rot, dann schwarzblau. Der Faulbaum blüht im Mai und Juni, seine Früchte reifen im September und Oktober. Die ganze Pflanze ist giftig. Früher wurde die Rinde auch pulverisiert und als Arznei eingenommen, daher der Name Pulverholz.

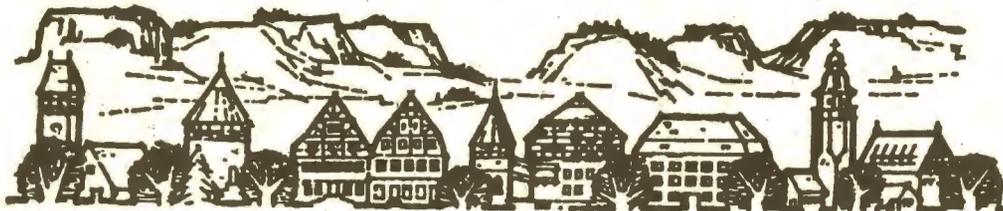
Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Die spätmittelalterlichen Bildwerke unserer Gegend in der Lorenzkapelle in Rottweil

Von Fritz Scheerer

In der hoch über dem Neckar auf der ehemaligen östlichen Stadtmauer gelegenen Lorenzkapelle, einem spätgotischen Bau des 16. Jahrhunderts, besitzt die Stadt Rottweil in den rund 200 Figuren und plastischen Gruppen bestehenden Sammlung mittelalterlicher Bildwerke anerkannt großartige Kunst- und Kulturschätze.

Diese Bildwerke aus Stein und Holz, ohne die die Entwicklung der schwäbischen Plastik unvollständig wäre, stammen zum größten Teil aus der berühmten Sammlung eines geistlichen Herrn, des Stadtpfarrers und Dekans Dr. Dursch, der sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Schwaben und den angrenzenden fränkischen Landesteilen sammelte. 1850 setzte sich Rektor Ruckgaber für den Kauf der Sammlung Dursch durch den Magistrat ein, jedoch die Regierung des Schwarzwaldkreises versagte dem in diesem Sinne gefaßten Beschluß des Gemeinderats als „einem weder notwendigen Vorhaben“ die Genehmigung. Daraufhin brachte es der kunstverständige Sekretär des württembergischen Altertumsvereins, der bekannte Historiker Wolfgang Menzel, fertig, König Wilhelm I. für diese Schätze zu interessieren. Der König erwarb 1851 die Sammlung für 2000 Gulden aus Mitteln seiner Privatschatulle und machte sie der Stadt Rottweil zum Geschenk. Ein wahrhaft königliches Geschenk! Damit war der Verkauf der besten Stücke nach auswärts (Berlin) verhindert, und die Sammlung blieb „dem Vaterland erhalten“.

Die Bildwerke weisen drei Epochen der süddeutschen Plastik auf: die Mitte des 14. Jahrhunderts, das zweite Drittel des 15. Jahrhunderts und die Zeit um 1500. Der ersten Epoche gehören auch die Steinskulpturen der Portale der Rottweiler Frauenkirche, des sog. Kapellenturmes, an, die zusammen mit dem Schmuck der Bogenfelder zu den wichtigsten Schöpfungen der süddeutschen Plastik der Hochgotik zählen. In starkem Gegensatz dazu stehen die Werke des 15. Jahrhunderts bis zu Mutschler, der den Übergang zur letzten Stilstufe der Gotik darstellt. Aus der Zeit von 1470–1530, die in der Sammlung am stärksten vertreten ist, befinden sich mehrere Bildwerke aus unserer Gegend oder der nächsten Umgebung. Eines dieser schönsten Kunstwerke, die Muttergottes aus Balingen, erfreute im Rahmen der 700-Jahrfeier im Ausstellungsgebäude beim Stadion zahlreiche Besucher, und eine gute Nachbildung befindet sich seit einiger Zeit in der Heilig-Geist-Kirche in Balingen.

Dieses Bildwerk (Abb. 1) schmückte einen Altar in der einstigen katholischen Stadtkirche, wie heute noch die Altarfiguren zu Weilen u. d. R., von Geislingen, Neukirch u. a. und der heute im Freiburger Münster aufgestellte Altar von Heinstetten. Von den verstreuten Bildwerken unserer engeren Heimat sollen im folgenden die von Dekan Dr. Dursch gesammelten spätgotischen Holzplastiken aus Lindenholz eine besondere Würdigung erfahren und ihre Eingruppierung auf Grund der neueren Forschungsergebnisse vorgenommen werden. Zum besonderen Verständnis sei ein kurzer Gang durch die Kunstgeschichte der Gotik gestattet, soweit er in diesem Rahmen möglich ist.

Die gotische Plastik ist am Ende des 12. Jahrhunderts und im Verlauf des 13. in der Gegend von Paris in den Werkstätten der großen Kathedralen in Anlehnung an die Architektur entstanden und hat in den Steinskulpturen der Portale das vornehmlichste Feld ihrer Tätigkeit gefunden. „Zum erstenmal seit fast einem Jahrtausend, seit den Tagen der Spätantike“ hat sie uns „die Wiedererringung eines monumentalen, rundplastisch geschlossenen, körperhaften Gestaltens gebracht“ (Weise). Die Steinskulpturen behielten zunächst in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit den Schöpfungen der Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg die Führung. Erst in den neuen Aufgaben des kleinformatigen Andachtbildes und des Flügelaltars wuchs allmählich die Holzschnitzerei zu größerer Bedeutung heran. An-

fangs war die Schnitzerei mit der älteren Schwesterkunst durch „Personalunion“ im gleichen Künstler vereinigt, so daß man den Holzskulpturen die Schulung des Bildhauers in einer Steinmetzenhütte anmerkt.

Bedeutende Werkstätten dieser Art, die eine Wirkung bis in unseren Raum ausstrahlten, entwickelten sich in der Bodenseegegend, in erster Linie in der Bischofsstadt Konstanz, in Sigmaringen und dann in Rottweil. Die Rottweiler „Propheten und Apostel“ des Kapellenturms wurden der „Ausgangspunkt für die Verbreitung des internationalen Stils der Hochgotik in weiten Bereichen der süddeutschen Plastik“ (Baum). Von den Bildwerken ist nur ein kleiner Bruchteil des mittelalterlichen Schmuckes unserer Gotteshäuser erhalten geblieben, denn durch die Reformation oder durch eine barocke Ausstattung wurde vieles verdrängt. Zum regelmäßigen Bestand selbst kleiner ländlicher Kirchen gehörte die stehende Figur der Gottesmutter, die auf einem der Altäre aufgestellt und meist noch von einigen Heiligen umgeben war.

Ofter trugen die Flügel der Altarschreine außer Malereien Darstellungen aus der Heilsgeschichte oder in flachem Relief gehaltene plastische Gruppen. Erst in der späteren Zeit fanden mehrfigurige Gruppen im Innern der Schreine häufiger Verwendung. Die Mehrzahl der Bildwerke besaß eine farbige Belegung, „eine auf Kreidegrund und Leinwand aufgetragene Fassung“, bei der reichlich Gold verwendet war. Diese ursprüngliche Bemalung ist aber größtenteils nicht mehr vorhanden oder nur in spärlichen Resten erhalten.

Wenn wir noch in der Hochgotik die asketische Schlichtheit der Körper haben, so regt sich gegen ihr Ende in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts „ein zunehmendes Streben nach Wirklichkeitsverbundenheit und lebendiger Beseelung“ (Baum). Die weichen, gerundeten, diagonalen Faltenzüge der Gewandung gehen zu Ende, der Übergang zur knittigen, zackigen, fließenden Faltengebung der Spätgotik beginnt. Ihre künstlerische Prägung erhält die schwäbische Kunst in der Kunst durch den aus Reichenhofen (Leutkirch) stammenden Hans Mutschler (1400–1467), dessen Schmerzensmann am Westportal des Ulmer Münsters aus der Berührung mit westlicher Kunst die neu realistische Richtung und in seinem Altar zu Sterzing in Südtirol (1458) den Höhepunkt seines Schaffens und die stilistischen Eigentümlichkeiten der Spätgotik zeigt.

Aus der Zeit um 1480 befindet sich in der Lorenzkapelle ein 0,64 m großer **Mohrenkönig von Gruol**, der die Feinheit und Zierlichkeit spätgotischer Stilisierung aufweist, und eine sitzende **Muttergottes** (0,97 m) **aus Binsdorf**, die mit zarten Händen das nackte Jesuskind mit seinen angezogenen Beinen und die geweihte Schüssel hält. (Abb. 2) Ihre volle Gesichtsförmigkeit spiegelt ein leicht lyrisch-versonnenes Wesen wider, das mit wundervoller Stille des Ausdrucks eine selbstzufriedene, fast ernste Behäbigkeit ausstrahlt. Mit äußerster Feinfühligkeit der Formbehandlung sind die herabfallenden Haare der Frau und das Lockenköpfchen des Kindes wiedergegeben. Die reiche Knitterung der Gewandung zeigt eine füllige, geschlossene und doch fließende Formgestaltung, eine schwellende Rundung der Kurven. Die gesamte Wiedergabe weist darauf hin, daß die Plastik der Werkstätte Syrlin d. Älteren in Ulm, unter dessen Leitung die Schaffung des Chorgestühls im Münster vermutet wird, sehr nahe steht, von einem aus Ulm abgewanderten Holzbildhauer stammt. Die sitzende Madonna kann so etwa auf 1480/90 datiert werden. Zahlreiche Gesellen der Ul-



Abb. 1



Abb. 3

mer Werkstätten verpflanzten das Gelernte in kleinere Städte, so daß selbst Landkirchen des ausgehenden Mittelalters oft ihre drei Altäre besaßen, die in ihrem Schrein die Gottesmutter, umgeben von männlichen und weiblichen Heiligen, zeigte.

Aus einem solchen Zusammenhang dürfte die fast lebensgroße (1,58 m) **Marienfigur** aus der Zeit um 1500 aus Balingen stammen. Sie hat zu ihren Füßen den Halbmond, dessen „Wiedergabe seit dem 14. Jahrhundert als Hinweis auf die Gleichsetzung Mariä mit der über den Wolken erscheinenden Frauengestalt der Apokalypse aufgekomen war“ (G. Otto). Mit zarten, sensiblen Händen hält sie fast etwas zaghaft das nackte Jesuskind mit seinen gekreuzten Beinen. Die vollen, fleischigen Formen des Gesichts spiegeln ein leicht lyrisches Wesen wider, das aber trotzdem eine selbstzufriedene Behäbigkeit ausstrahlt, ja etwas temperamentloses, apathisches Wesen tritt in Erscheinung. Mit äußerster Feingefühligkeit der Formgebung sind die eingeschlagenen Haare plastisch wiedergegeben. In würdiger, repräsentativer Haltung steht die breite und stämmige Figur fest und sicher. In der Knitterung der Gewandung haben wir nicht mehr die Zackigkeit und anfängliche Spitzigkeit der Spätgotik, sondern mehr eine fülligere und geschlossener Formbehandlung. Die Einzelheiten der Gewandung, die Wiedergabe des Figürlichen, das versonnene Wesen mit einer mehr bürgerlichen Behäbigkeit, weisen darauf hin, daß das Bildwerk den Formeln der Syrlin-Werkstatt sehr nahe steht, sehr wahrscheinlich von einem aus Ulm abgewanderten Holzbildhauer der Werkstatt Syrlin d. Jüngeren stammt.

Die letzte Phase der Spätgotik um 1520, die schon dem Herannahen der Renaissance parallel geht, zeigt zunehmende Weltlichkeit und Diesseitigkeit, die in dem weltoffenen, munteren Ausdruck der Köpfe, dem unteretzten kräftigen Körperbau charakterisiert ist. Unsere Gegend ist in zwei Bildwerken aus dieser Zeit in der Lorenzkapelle vertreten, einer **hl. Agathe** (0,98 m) und einer **hl. Barbara**, beide aus Geislingen, die von demselben Künstler, dem Meister des Heinstetter Altars, stammen dürften. Die Gewandung ist gegenüber der Balingen Madonna schwerer geworden und legt sich in gerundeter Modellierung um die Glieder, zeigt nicht mehr die Härte spätgotischer Knitterung. Ihre schönheitsverklärten Gesichtszüge verraten schon den Einfluß der Renaissance. Eine hervorragend schöne Figur aus der Zeit wie die Geislinger Bildwerke ist die aus **Winzeln** bei Oberndorf stammende **Muttergottes**, (Abb. 3; 1,42 m). In ihr ist die Steifheit und Eckigkeit der vorangehenden Muttergottesfiguren durch die königliche Majestät in Schönheit verdrängt. Sie grenzt schon an den Barock der Kunst des ausgehenden Mittelalters in ihrem weltoffenen Schwung und trotzdem bleibt eine hoheitsvolle imposante Würde.

Diese Bildwerke aus unserer Gegend in der Rottweiler Sammlung beweisen uns, daß auch unsere engere Heimat Anteil an der kunstgeschichtlichen Entwicklung des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts und an dem hohen Rang schwäbischer Skulpturen hat. Nur schade, daß nur ein kleiner Bruchteil des ehemals Vorhandenen erhalten blieb.



Abb. 2

Von den Herren von Neuneck

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Mit Adelsfamilien unserer engeren Heimat knüpfen die Neunecker Heiratsverbindungen. Margreth v. Neuneck heiratete 1434 Konrad von Bubenhofen, der mit seinem Bruder Wolf um Balingen, Grosselfingen, Owingen usw. begütert war. Margreths Mitgift betrug 1800 fl. (Locher, Regesten). Konrad und seine Frau sind die Eltern des Landhofmeisters Hans v. Bubenhofen, der zu den fünf Räten gehörte, die während der Pilgerfahrt Graf Eberhards im Bart die Regierung bildeten. Katharina v. Neuneck (Glatt) war Ehefrau des Balinger Obervogts Hans Kaspar von Anweil (1538). Jörg von Neuneck zu Glatt heiratete Johanna von Bubenhofen, deren Mitgift 3000 fl. betrug und nach dem Tod ihres Vaters weitere 4000 fl. in Gold in die Ehe brachte.

Herkunft der Herren von Neuneck

Im Glatt-Tal zwischen Glatten (Ld.-Kreis Freudenstadt) und Leinstetten (Ld.-Kreis Rottweil) liegt das Dörflein Neuneck (500 m NN), das rund 300 Einwohner zählt und eine der kleinsten Markungen des Landkreises Freudenstadt besitzt. Auf einem Vorsprung am Westhang des Tales zwischen der Pfarrkirche und dem Maierhof mit seinem Fachwerkgiebel befindet sich das Gelände der ehemaligen Burg Neuneck, das nach drei Seiten steil abfällt und nur im Westen mit der ansteigenden Hochfläche verbunden ist. Durch einen in den Fels gehauenen Graben war diese Seite geschützt, so daß ein wirkliches „Eck“ für den Adelssitz vorhanden war.

Der Burgname Neuneck, der auch zum Namen des an die Burg anschließenden Weilers wurde, hat nichts mit dem Zahlwort neun zu tun, wie seine Schreibweise im 13. und 14. Jahrhundert eindeutig beweist: „Nuwenegge“, „Niwenegge“ = Neues Eck, also eine Burg auf dem neuen Eck. Folgerichtig muß dann aber auch ein älterer Sitz vorhanden gewesen sein, wenn sich die Personen in den urkundlichen Erwähnungen nach dem neuen Eck benennen. Urkundlich erwähnt wird 1245 (WUB 4, S. 115) ein Volmar, „Sohn des Vogts von Horb“, der vom Abt des Klosters Stein am Rhein mit dem Ungerichtshof in dem Neuneck benachbarten Oberiflingen belehnt wurde, der der dortigen Michaelskirche gehörte und an dem Zehnten von Dörfern und Weilern der Umgebung hing. Dieser nennt sich aber noch nicht „von Neuneck“, erst sein Sohn Conrad nennt sich 1258 „Conradus miles iunior de Niwenegge“. Die Burg Neuneck muß demnach mindestens um 1250 bestanden haben, denn auch der Bruder Volmars, Tragbotho, nennt sich 1268 als Schultheiß von Balingen „von Niwenegge“ (s. oben). Nach K. Schreiner (Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen in den Benediktinerkonventen im östlichen Schwarzwald) soll schon 1161 ein Reginoto von Neuneck Mönch des Klosters Reichenbach (Klosterreichenbach) im Murgtal gewesen sein.

Johann Ottmar führt in „Die Burg Neuneck und ihr Adel“ verschiedene Tatsachen an, nach denen die Möglichkeit besteht, daß die Herren von Neuneck vom Iflinger Ortsadel abstammen könnten und zuerst ihren Sitz auf dem Unteriflinger „Turmhügel“ gehabt hätten. Bei Iflingen müssen schon im

frühen Mittelalter zwei Siedlungen nebeneinander bestanden haben. Dabei dürfte Oberiflingen eine Herrnsiedlung mit einem Herrenhof, dem späteren Ungerichtshof, gewesen sein. Am Westrand des Dorfes wurde 1896 von Dorn ein Grabhügel mit Grabkammer ausgegraben, der u. a. ein Goldblattkreuz enthielt, das von Adeligen stammen dürfte. Unteriflingen dagegen wird eine Bauernsiedlung gewesen sein, die an einem Quellhorizont angelegt wurde. (Ähnliche Verhältnisse liegen in der nächsten Umgebung vor: in Tumlingen im Waldachtal). Hinzu kommt u. a., daß die Markung Neuneck 1619 aus dem Westteil der Unteriflinger Markung geschnitten wurde. Ottmar zieht daraus die schlüssige Folgerung, daß die Burg Neuneck ehemals auf Unteriflinger Markung errichtet wurde und als Gründer der Iflinger Ortsadel oder seine nächste Verwandtschaft in Frage komme, daß also die Herren von Neuneck die „Rechtsnachfolger des Unteriflinger Ortsadels“ wären.

Rätselhafte Altstadt auf dem Rockesberg

Die Herren von Neuneck und die „Altstadt auf dem Rockesberg“ Südsüdöstlich von Unteriflingen liegt auf einem steil zur Glatt abfallenden bewaldeten Bergrücken die rätselhafte Altstadt auf dem Rockesberg, von der die Außenmauer, teilweise noch bis 1 m hoch, auf etwa drei Viertel ihrer Länge frei liegt und einer Ellipse ähnelt mit einer Hauptachse von etwa 240 m und mit größter Breite von 130 m. Im Innenraum befinden sich eine größere Zahl von sogenannten Wohngruben, deren Art und Bestimmung nicht bekannt sind, über denen sich aber Gebäude erhoben haben müssen. Diese Altstadt ist in keiner historischen Quelle erwähnt. Erst das württembergische Lagerbuch von 1617/20 enthält dann den Flurnamen „Altstadt“. 1624 beschreibt Oetinger in seinem Landbuch „Rockesberg die alte abgegangene Stadt unterhalb Neuneck am Wasser Glatt oben uff der Höhe in Underiflinger Markung gelegen“. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde von Eduard Paulus das Ganze als römische Stadt angesehen. J. Bitzer bezeichnet sie 1910 als fränkischen Reichshof, während sie Peter Gößler (1941) als „eine viel jüngere, unfertige, nie vollendet gewesene und bald nach dem ersten Bezug wieder verlassene Anlage“ ansah und ins 15. Jahrhundert datierte. Die Ansicht Gößlers wurde von Walter Stettner bestritten („Stadtwüstungen im Gebiet des oberen Neckars und der oberen Donau“, 1966). Er führt die geringe Einwohnerzahl Unteriflingens und die tiefer, dadurch ungünstige militärische Lage des Rockesbergs u. a. dagegen ins Feld. Die Altstadt sei eine im 13. Jahrhundert gegründete und wohl im Laufe des nächsten Jahrhunderts wieder aufgegebene Siedlung. Ob nun die „kleinen“ Neunecker, die Ende des 13. Jahrhunderts Glatt zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft machten, oder die Herren von Geroldseck, die 1284 Sulz a. N. zur Stadt erhoben und die auf Iflinger Markung eine Mühle an der Glatt hatten, für die Stadtgründung die Initiatoren waren, sei dahingestellt, solange die Archäologie mit ihren Methoden nicht neue Ergebnisse bieten kann.

Die verschiedenen Neunecker Linien

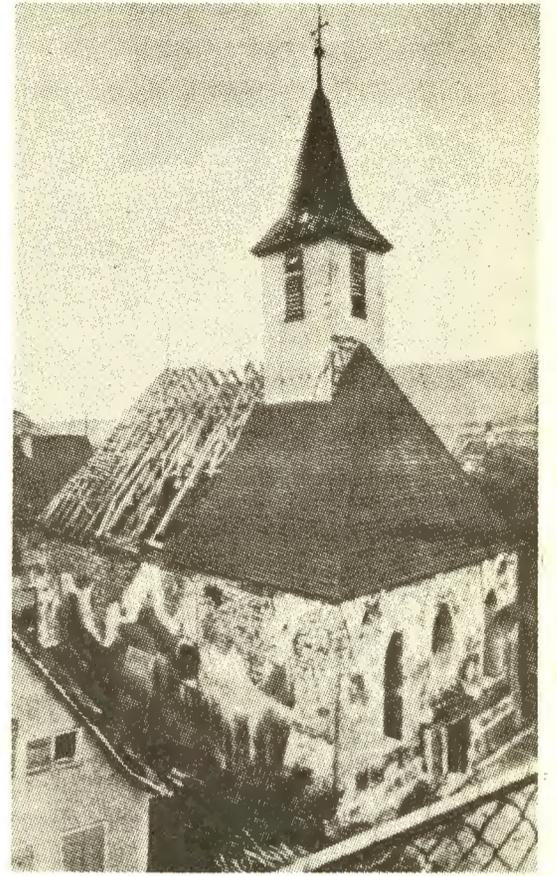
Bereits in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts beginnt die Familie sich in drei Linien aufzuspalten: Neuneck - Neuneck (später Ehingen), Neuneck - Egelstal (heute Hof auf Markung Horb-Mühlen) und Neuneck - Glatt, von denen sich die letztere nochmals gespalten hat. Die männlichen Glieder des Geschlechts sind teilweise Geistliche, Mönche, Deutschordens- und Johanniterordens-Leute geworden. Während im 13. Jahrhundert verschiedene Herren von Neuneck als Ministerialen von edelfreien Familien Verwaltungsaufgaben erfüllten (s. oben), ging die Übernahme solcher Ämter im 14. Jahrh. zurück. Manche nahmen Dienste bei den Grafen bzw. Herzögen von Württemberg, nach der Reformation vor allem beim Haus Österreich. Die Töchter der Neuneck - Neuneck-Linie, die 1498 in männlicher Linie ausstarb, heirateten Herren zu Ehingen. Die Linie Neuneck - Egelstal wechselte bis zum Aussterben im 15. Jahrh. öfters ihren Sitz. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte Ulrich von Neuneck seinen Sitz nach Glatt verlegt. Die Glatter Linie starb 1678 aus. Ihr Territorium (Glatt, Dettlingen, halb Dürrenmettsetten) ging 1706 an die Fürstabtei Muri in der Schweiz über.

Burg und Schloß Neuneck

Die Burg Neuneck hat um die Mitte des 13. Jahrhunderts bestanden. Ihr ursprünglicher Zubehör war das Dorf Unterflingen und der an die Burg anschließende Weiler Neuneck. Der älteste Teil der Anlage war die obere Burg. Diese war eine Schildmauerburg wie in der Nähe andere Burgen (Lichtenfels bei Leinstetten, Burg Dießen), die um 1220/50 erbaut wurden. Sie war während ihres ganzen Bestehens freies Eigen der sie bewohnenden Familien.

Bald nach Errichtung der Burg muß mit ihrer Aufteilung begonnen worden sein, denn die Raumnöte war beträchtlich, der Zwinger mußte ausgebaut werden. Die obere Burg umfaßte nach Urkunden um 1450 u. a. vier Häuser, drei Hofstätten, eine Scheuer, einen Schweinestall, eine Schmiede und ein kleines Backhaus. Ursprünglich wurde sie als „Veste“, dann als Burg und zuletzt als Schloß bezeichnet (Maurer, H.-M.).

Am Beginn der Neuzeit bestanden in Anlage und Alter zwei verschiedene Adelssitze, die das obere und untere Schloß genannt wurden. Die obere Burg ist heute völlig dem Erdboden gleichgemacht und von der unteren ist nur noch der steinerne Umbau eines einzelnen Gebäudes vorhanden. 1614 wurde das Schloß an Württemberg verkauft. Es diente zunächst der württembergischen Kellerei und wurde dann Sitz des Forstmeisters des Oberforsts Freudenstadt. Schwer beschädigt wurde es im Dreißigjährigen Krieg, so daß es auf fürstlichen Befehl abgebrochen werden mußte. Auf den Resten des unteren Schlosses wurde im 18. Jahrhundert ein Fachwerkbau errichtet. Eine Kapelle in der Burg wurde um 1400 ersetzt durch eine außerhalb der Burg errichtete, die mit einer Grablege versehen wurde. Diese Kapelle wurde 1523/29 zur Pfarrkirche des Orts erhoben. Die Ruine des Schlosses wurde als Steinbruch benutzt. Um die wenigen Reste der Burg nehmen sich heute die Gemeinde Neuneck, das Landratsamt Freudenstadt und das Landesdenkmalamt Karlsruhe an. Für den Lebensbereich am oberen Neckar, östlichen mittleren Schwarzwald und bis an die Schwäbische Alb hat das Geschlecht der Herren von Neuneck, die einer Schicht von kleinen Freien angehörten, lange Zeit eine besondere Rolle gespielt.



Kapellkirche in Ebingen nach dem Fliegerangriff am 11. Juli 1944

Zur Geschichte der Kapellkirche Ebingen

von Dr. Walter Stettner

Im März 1382 schenkten zwei Ebinger Bürger um Gottes und um ihrer und ihrer Vorfahren Seelenheils willen zu einem Seelgerät all ihr Gut in Ebingen an die „Capell gestift in der ere des heiligen Grabes unseres Herrn Jesu Christi und seiner hochgelobten werten müter Marien, unser lieben frouwen“. Da gab es also schon eine Kapelle oder zum mindesten war sie schon im Bau.

Eine Kapelle innerhalb der Stadtmauern war für die Bevölkerung Ebingens wünschenswert, weil die Pfarrkirche (Martinskirche) bei der Anlage der Stadt außerhalb geblieben war. Die Pfleger der Kapelle, Heinrich Rieber, Lorenz Kauffmann und Konrad Rieber, kauften 1446 für Unserer lieben Frau Kapelle von ihrem Mitbürger Auberin Krämer dessen eigenen Hof (also nicht einen Lehenhof) zu Burladingen um 132 Gulden, woraus nun der Kapelle ansehnliche Einkünfte flossen.

In die Kapelle stifteten deren Begründer, Pfaff Wildmann von Weilersburg, Kirchherr zu Hechingen und Chorherr zu Stuttgart, und Johannes Weggestein, Edelknecht und Schwager Pfaff Wildmanns, im Jahr 1382 eine Messe. Die Weihe dieser Messe und wohl auch der Kapelle selbst wurde am Silvestertag 1382 vollzogen. Dazu versammelten sich neben den beiden Stiftern noch Propst Friedrich Kayb von Denkendorf und Vertreter von dessen Konvent, Burkard von Tierberg als Kastvogt der Ebinger Leutkirche und Pfaff Konrad von Emmingen als Kirchherr, ferner die weltliche Obrigkeit in Gestalt des Grafen Eberhard (des Greiners) von Württemberg, sowie Schultheiß und Bürger zu Ebingen. (Die Propste von Denkendorf, das im Spätmittelalter Mittelpunkt des Ordens vom Heiligen Grab war, sollten nach dem Willen Pfaff Wildmanns nach dessen Tod die Pfründe vergeben; welche Beziehungen Pfaff Wildmanns zum Orden hatten ist unbekannt, vielleicht hat er eine Pilgerreise ins Heilige Land gemacht). Pfaff Wildmann hat die Kaplanei sehr reich mit Tailfinger Gütern ausgestattet, die bis dahin zur Weilerbur (etwa 1 Kilometer nördlich des heutigen Neuweilers über dem Weilertag) gehört hatten. Ausgenommen von der Stiftung waren die Güter, die schon vorher den beiden Fräulein Katharine und Elisabeth von Weilersburg als Aussteuer bei ihrem Eintritt in das Kloster Stetten bei Hechingen übereignet worden waren. Auch diese Güter kamen bald danach nach Ebingen. Am 9. Juli 1394 verkauften „Adelheit und uoch wir, die frouwen und der convent gemainlich dez closters ze Stetten“, „Der Cappellen ze Ebingen und ainem jegliche Capplan derselben Cappellen die zway pfund haller geltz, die uns von Katherinen und Betten von wilersburg, wilant closter frawen ze stetten, worden sint und uß den wisen ze wilersburg gant“, „mit allen iren rechten und zugeherden“, an die Kaplanei zu Ebingen um „drü und drißig pfund guter und gemainer haller“, die bar bezahlt wurden. 1394 verkauften Konrad von Hölstein, seßhaft zu Tierberg, und seine Frau Anna von Tierberg Güter in Lautlingen an „unser Frauen Altar in dem Chor der Frauenkapelle zu Ebingen gelegen“. Wir registrieren, daß die Kapelle anfangs einen Chor hatte, von dem wir bei der heutigen Gestalt der Kapellkirche nicht wohl reden können.

Zur Frauenkaplanei in der Kapelle (im Unterschied von der Frauenkaplanei in der Pfarrkirche) gesellte sich gleich oder doch bald nach deren Stiftung eine zweite, die Johanneskaplanei. Schon 1389 verkaufte Heinz Pfaff von Ebingen, jetzt Bürger in Rottweil, seinen Anteil am großen Zehnt zu Truchtelfingen, genannt Portzehnt, „dem vorderen Altar, das ist St. Johans Altar zu Ebingen in der Stadt in Unser Frauen Kapelle gelegen“. Nachdem durch weitere Käufe und durch Schenkungen eine genügende Ausstattung für den Johannesaltar zusammengebracht war, zeigte Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan, im Auftrag der Bürgerschaft die Stiftung einer Kaplanei auf den Altar St. Johannis des Täufers 1405 bei Bischof von Konstanz an und bat um Bestätigung, was gewährt wurde.

Ein Streit zwischen den Herren von Tierberg und der Stadt Ebingen über das Recht, die verschiedenen Pfründe zu verleihen, wurde 1465 geschlichtet. Nach der Vereinbarung sollte u. a. „der Altar außerhalb dem Chor Unser Frauen Kapellen . . . der da geweiht ist in der Ehre St. Johans“ von der Stadt besetzt werden. Hier wird erneut von einem Chor gesprochen; der Frauenaltar stand darin, der Johannesaltar außerhalb. Er war ja schon 1389 als der „vordere Altar“ bezeichnet worden. Die Kapelle hatte also im ersten Jahrhundert ihres Bestehens einen ausgeprägten Chor, der selbstverständlich im Osten lag. Ob die Kapelle ein Schiff besaß oder dreischiffig war, darüber gibt es keine Quellenaussagen; bei der schlichten und sparsamen Art der Ebinger zu bauen, wird man eher an ein Schiff denken.

Fragt man, seit wann die Kapelle wenigstens annähernd ihre heutige Gestalt erhalten hat, so läßt uns die schriftliche Überlieferung im Stich; es kann höchstens darauf verwiesen werden, daß nach 1465 von einem Chor nicht mehr die Rede ist.

Nun steckt in der Südwand der Kapellkirche nahe der Südwestecke ein Stein mit der Jahreszahl MCCCCLXXXX, also 1490. Solche Steine zeigen nicht selten das Jahr des Baus an. Das kann in unserem Fall nicht zutreffen, sonst müßte ja das Jahr 1382 dort stehen. Daher dürfte die Jahreszahl des Datum eines Neubaus angeben, der vielleicht durch einen Brand erforderlich wurde. In einer Aufstellung vom Jahr 1477 über die Zahl der Häuser in der Grafschaft Württemberg heißt es über Ebingen: „150 Häuser mit Mannen, 42 Häuser, die öd stand“. Die 42 Häuser standen vermutlich öd, weil sie kurz zuvor abgebrannt waren; damals mag auch die Kapelle in Asche aufgegangen sein, so daß man sie völlig neu erbauen mußte. Daß man mit dem Wiederaufbau der Kapelle über zehn Jahre wartete, entspricht einer Situation, bei der erst mehr als ein Viertel der Bürgerhäuser wieder instandgesetzt wer-

den mußte. Bei diesem Neubau wurde auf einen Chor verzichtet, es entstand ein Saalbau, der schon fast als Vorläufer späterer Predigerkirchen wirkt. Er ist im Grundlegenden bis heute unverändert geblieben. In dem Neubau wurden aber die beiden Altäre wieder aufgestellt. Ihre Einkünfte verzeichnete man noch 1535 und 1564 fein säuberlich und trieb sie auch noch bis ins 19. Jahrhundert von den Schuldnern ein. Aber mindestens einer der beiden Altäre muß nach der Reformation verschwunden sein. Das Gebäude wurde auch weiterhin benützt; im 18. Jahrh. fanden darin Betstunden, Vesperlektionen, Kindtaufen und Trauungen früher Beischläfer statt.

Über die frühe Ausstattung ist wenig bekannt. Eine schöne Pietà aus der Zeit um 1420 ist nach der Reformation nach Laiz gelangt. An dem Ortswechsel waren anscheinend die Frauen der Ebinger Klause beteiligt. Nach der Franziskanerchronik des Bernard Müller von 1703 wurde „in der ersten Zeit der Ketzerei“ (der Reformation) von zwei Schwestern für Geld ein wundertäugliches Bild der Jungfrau Maria, das damals mehrere Tränen vergoß, von Ebingen nach Laiz gebracht. Die Geschichte wurde dann in mehreren Fassungen, die keinen Glauben verdienen, ins Wunderbare ausgeschmückt. Nach dem 2. Weltkrieg hat Bildhauer Anton Seßler von Straßberg eine Kopie der Pietà angefertigt, die in der wiederaufgebauten Kapellkirche aufgestellt wurde.

Der Turm der Kapelle mitsamt dem Kirchendachstuhl war 1782 sehr schadhaf, so daß beide abgebrochen und nach den Plänen des Kirchenbaumeisters Götz von Stuttgart neu aufgebaut werden mußten. Dabei wurde das Glockentürmle, das mit zwei schweren Glocken behangen war, auf die Mitte des Daches gesetzt (saß es vorher mehr im Westen über dem Eingang wie jetzt wieder oder mehr im Osten über dem Altar?). Die Kirchentäferdecke, die Brüstungen und die Stühle der Emporekirche erhielten einen Anstrich in hellblauer Ölfarbe.

Anfang des 19. Jahrhunderts verfiel die Kapellkirche zusehends. Man konnte keine Gottesdienste mehr darin halten. Mehrere Bierbrauer lagerten 1832 darin ihre Fässer. Kein Wunder, daß beim Vogtruggericht 1832 der Antrag gestellt wurde, „die ganz zwecklose und auffällige sog. Kapellkirche“ abzurechen. Dem stimmte auch der Bürgerausschuß zu; selbst der Stadtpfarrer machte keine Einwände. Ihr Schicksal schien besiegelt, als das Oberamt Balingen den Befehl gab, die Kapellkirche auf den Abbruch zu verkaufen, und den Verkaufstermin dreimal durch Ausrufen in der Stadt bekanntgeben ließ. Da überreichte im letzten Augenblick der Schreiner Friedrich Fuß dem Stadtschultheißenamt eine an den Stiftungsrat gerichtete, von 79 Bürgern unterzeichnete Eingabe, in der gebeten wurde, die Kapellkirche nicht zu verkaufen, sondern wiederherstellen zu lassen und darin die Wochengottesdienste zu halten. Nun setzten eifrige Beratungen ein. In einer gemeinsamen Sitzung des Stiftungsrats und des Bürgerausschusses wurde keine Einigung erzielt. Bei getrennten Sitzungen beantragte der Bürgeraus-

schuß, die Kirche beizubehalten und wiederherzustellen; der Stiftungsrat dagegen war mit 7:5 Stimmen weiterhin für den Verkauf. Die Stadträte Wolfer, Binder, Rimmele und Johannes Schmid, die gegen den Verkauf gestimmt hatten, legten Wert darauf, im Protokoll namentlich als Gegner eines Verkaufs festgehalten zu werden. In weiteren Erörterungen Anfang 1833 verteidigte sich der Stiftungsrat, es sei nicht seine Absicht gewesen, den religiösen Sinn der Einwohnerschaft zu schwächen, man habe vielmehr durch Anlegen eines besonderen Fonds die zur Herstellung einer zweckmäßigen Haupt-Kirche erforderlichen Mittel schaffen wollen. Die Kapellkirche sei zu wenig geräumig, als daß sie, wenn die Hauptkirche zugrunde ginge (!), für alle Gottesdienste benützt werden könnte. Nach weiteren Beratungen entschied sich auch die Mehrheit des Stiftungsrats für Beibehaltung und Instandsetzung der Kapellkirche. Als Grund für ihre Sinnesänderung gaben die Herren an, die Stimme der Bürgerschaft spreche sich in großer Mehrzahl auf für Beibehaltung und Wiederherstellung aus. Beiden bürgerlichen Kollegien müsse daran gelegen sein, Ruhe und Eintracht in der durch den beabsichtigten Verkauf der Kirche aufgeregt gewordenen Gemeinde wiederherzustellen. Als notwendige Maßnahmen an der Kirche werden genannt Herstellung der Fenster, Bestechen und Weißeln des Mauerwerks, Anschaffung eines Kanzel- und Altartuchs, Einrichtung der erforderlichen Stühle. Für die Instandsetzung wurde zunächst eine Kollekte unter der Bürgerschaft durchgeführt. So hat eine Bürgerinitiative vor 150 Jahren zum Erfolg geführt, die Obrigkeit war demokratisch genug, sich dem Mehrheitswillen zu beugen. Der Erfolg wurde, für jedermann sichtbar, auch an der Kirche festgehalten: neben dem schon erwähnten Stein mit der Jahreszahl 1490 wurde ein zweiter eingelassen, auf dem zu lesen steht MDCCCXXXIII = 1833: In die Kapelle stiftete um 1862 die Apothekerswitwe Palm einen neuen Taufstein, den der hiesige Bildhauer Maier geschaffen hatte.

Im Jahr 1909 kam es zu größeren Änderungen in der Kapelle, für die Architekt Egon Diemer die Pläne lieferte. Nahe der Nordostecke wurde (teilweise auf Grund, der zum Nachbargrundstück gehörte) eine Sakristei angebaut und damit ein unschöner Bretterverschlag im Innern des Raumes beseitigt. Das alte Gestühl wurde durch ein neues ersetzt und ein neuer Kanzelaufgang angelegt; die Kanzel selbst und der Schaldeckel mit der Aufschrift „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit“ blieben unverändert. Neu war der Altar, während der Taufstein aus der alten Martinskirche stammte. Bei der Bombardierung Ebingens am 11. Juli 1944 wurde an der Kapellkirche ein Teil des Dachstuhls zerstört, im Inneren der Kirche gab es schwere Verwüstungen. Mehr als sechs Jahre konnte das Gotteshaus nicht benützt werden. Nach der Währungsreform wurde 1949 das Dach erneuert und im folgenden Jahr unter der Leitung von Architekt Dipl.-Ing. Walter Ruff (oder Rueff?) aus Stuttgart der Innenraum wiederhergestellt. Vor den Westeingang legte man eine kleine Vorhalle, in der einige Stufen zum Niveau der Kirche hinabführten (das geschah vorher im Innenraum und brachte manche Störung). Die zweite Empore über der Orgelempore wurde entfernt, ebenso die Säulen, die den Dachreiter abgestützt hatten (dieser wurde nunmehr schon im Dach durch eine sinnreiche Konstruktion abgefangen). Aus alter Zeit stammen noch zwei der vier Säulen, die die Empore stützen. Die drei Ostfenster erhielten Glasenster, nach Entwürfen von Prof. Yelin ausgeführt von der Glaserwerkstätte Sailé, beide aus Stuttgart. Die barocke Kanzel erstrahlte (dank dem Restaurator E. Kneer aus Munderkingen) wieder in den ursprünglichen Farben. Eine Nachbildung der Laiter (ursprünglich Ebinger) Pietà, ein Werk des Straßberger Bildhauers Seßler, das Bürgermeister Walther Groz zur Einweihung stiftete, fand an der Nordwand Platz. Eine neue Orgel unter Verwendung von Resten des früheren Instruments wurde von der Orgelbaufirma E. F. Wacker & Cie in Ludwigsburg eingebaut. Das heimelig geratene Kircheninnere konnte am dritten Adventssonntag, 17. Dezember 1950, wieder seiner Bestimmung zurückgegeben werden. Dabei hielt zunächst in der Martinskirche Oberkirchenrat Dr. Eichele (der spätere Landesbischof) eine zu Entscheidungen drängende Predigt. Danach bewegte sich ein langer Zug von Gästen und Bürgern hinüber zur Kapellkirche. Auf der Orgel spielte in beiden Kirchen Dr. Supper, Esslingen. Posaunenchor und Kirchenchor trugen das Ihre zum Gelingen des Tages bei. Im Jahr 1969 wurde die Sakristei abgerissen und neu gebaut, damit eine Warmluftheizung mit Ölvorratsbehälter im Untergeschoß Platz finden konnte. Zehn Jahre später wurde die Kapellkirche einer gründlichen äußeren Verschönerung unterzogen, auch Schäden von dem Erdbeben im September 1978 waren zu beheben. Dabei fanden sich auch als Zeugen des zweiten Weltkriegs noch Spuren von Gewehrschüssen und Bombensplittern.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts war die Kapellkirche mit drei Glocken ausgestattet. Die zwei grö-

ßeren mußten Ende Juli 1917 abgeliefert werden und wurden später für Heereszwecke eingeschmolzen. Die größere in B stammte aus dem Jahr 1606, die zweite mit dem Bild König Gustav Adolfs von Schweden, gestiftet von Gottlieb und Emilie Schmid, war 1894 von E. Kurtz in Stuttgart gegossen worden. Zwei Ersatzglocken, wiederum aus der Glockengießerei Kurtz hervorgegangen, trafen im September 1923 zusammen mit denen der Martinskirche hier ein. Auf der einen stand „Zum Andenken an ihren 1917 gefallenen Sohn Heinrich gestiftet von Max Pfaffenroth und Frau Christiane geb. Geiger“, auf der anderen die Weihnachtsbotschaft „Ehre sei Gott in der Höhe“. Im Januar 1942 mußten, wie schon erwähnt, alle drei Glocken der Kapellkirche abgeliefert werden.

Wenige Monate nach der Wiedereinweihung, Ende Februar 1951, lieferte die Glockengießerei H.

Kurtz in Stuttgart drei neue Bronzeglocken für die Kapellkirche mit den Tönen c" (275 kg), d" (203 kg) und f" (116 kg).

Die c"-(oder Johannes-)Glocke hat die Inschrift „SIEHE DAS IST GOTTES LAMM“ mit dem Bild des Johannes, sie wurde gestiftet von Wilhelm und Johannes Maute.

Die d"-Glocke „GOTTES WORT BLEIBT IN EWIGKEIT“, das Monogramm Christi- und „DEM GRÜNDER DER FIRMA STEINKOPF UND GUSSMANN THEODOR STEINKOPF ZUM GEDÄCHTNIS“

Die f"-Glocke „SEI GETREU BIS IN DEN TOD“, als Symbol das Kreuz und die Stifterinschrift: GESTIFTET ZUM ANDENKEN AN IHREN AM 20. 5. 1917 GEFALLENEN SOHN HEINRICH VON DEN ELTERN MAX PFAFFENROTH UND CHRISTIANE GEB. GEIGER“.

Von den Fluren um Lautlingen

Von Fritz Scheerer

Lautlingen hat am Zusammenfluß von Eyach, Meßstetter und Ebinger Talbach (1725 Stepbach, Namen von Stetten) in einer Weitung zwischen Heersberg, Burgberg, Tierberg und Autenwang eine landschaftlich herrliche Lage. Seine Markung umfaßte bis vor wenigen Jahren diese Talseiten und reichte auf der Südostseite in einem schmalen Streifen auf die Hardt hinauf, so daß die Höhenunterschiede annähernd 350 m betragen (636-982 m, Oberer Berg).

Die Eyach hat das von Westen kommende Tal der Urschmiecha angezapft und seine Seitentäler an sich gezogen und damit wurde auch der von Pfeffingen kommende Seitenbach zu einem Oberlauf der Eyach, mit einer Umbiegung aus der Süd- in die Westrichtung. Wandern wir von Ebingen nach Westen, so haben wir in dem sehr weiten Tal, das unten 400 m breit und oben rund 2 km hat, eine große Pforte im Gebirge. Der heutige kleine Riedbach, dessen Tal ganz versumpft ist und der nur eine kleine Wassermenge hat, kann diese weite Pforte nicht schaffen haben, die heute die Bahn und die Bundesstraße 463 benutzen. Ein stattlicher Fluß muß einst durch dieses Tal nach Osten geflossen sein. Die Eyach hat das umgelenkte Talstück von unten her infolge ihres stärkeren Gefälls so weit in den Braunen Jura eingetieft, so daß die große Weitung um den Ort nun im mittleren und oberen Braunen Jura liegt. Die große Talwasserscheide zwischen Lautlingen und Ebingen entstand, in der von Westen her der Himmel hereinschaut.

Über der Weitung sind die unteren Talhänge mit Weißjuraschutt übersät und fast geschlossen von Laubwald überzogen. Nach oben gehen sie in die felsigen Steilhänge aus Weißjura B, die „Wohlgeschichteten Kalke“, über. Darüber sind die Mergel sanfter geböschet. Dann setzen die oberen Talhänge in den meist verschwammten Kalken ein und bauen den Felsenkranz der Talkanten auf (Heersberg mit „Burg“, Brunntal mit „Schuhmachereisen“, Hosinger Leiter, Meßstetter Tal mit „Torfelsen“).

Die Talwasserscheide

Beim Dorf Lautlingen biegt die Eyach (s. oben) rechtwinklig zum Dorf Margrethausen in 665 m Höhe ab. Das Haupttal zieht aber geradlinig weiter nach Osten und wird vom Ebinger Bach durchflossen und erreicht, sich weiter verengend, in 742 m Höhe die Wasserscheide. Die als quer über den noch 1 km breiten Talboden ziehende Terrassenwand ist deutlich sichtbar. Noch stärker betont wird dieser Terrassenrand als Talriegel durch zwei Rinnen, die von Norden vom Wachtfels (949 m, Aussichtspunkt) und im Süden vom Wachbühl (966 m) kommen. Stärkeren Quellen verdankt der Ebinger Talbach seine Entstehung. Der von Norden kommende Bach heißt Hennenbrunnen (1622 „im Hennenbrunnen“), der südliche hat keine besondere Bezeichnung. Die Quellen beider Bäche wurden 1894 für die Balingener Wasserleitung gefaßt. Hier über die Wasserscheide verlief auch die Markungsgrenze Lautlingen/Ebingen, einst die uralte Grenze der Grafschaft Oberhohenberg.

Auf der Grenze ist eine mittelalterliche Siedlung namens Stetten abgegangen, die ursprünglich eine eigene Wirtschaftsfläche hatte, aber nach dem Abgehen des Ortes unter Ebingen, Lautlingen und Margrethausen aufgeteilt wurde (1622 „Ösch vff Stetten“). Die Aufteilung dürfte schon im 14. Jahrhundert erfolgt sein.

Die Talwasserscheide war schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt, wie Kulturschichten und Spätlatène-Scherben zeigen. In den Fluren „Steinhaus“ (Name!) und „Totland“ legten die Römer ihr 6,7 ha großes Erdkastell um 85 n. Chr. an, so daß die eine Hälfte des Kastells zum Rhein, die andere zur Donau entwässert wurde.

Das Kastell bestand allerdings nur kurze Zeit. Der Fund von Scherben und eines Fundaments (1874), das zum Teil zum Bau der Petersburg verwendet wurde (eine römische Säule wurde dort eingemauert), zeigt ein Villengelände, auf dem nach Aufgabe des Kastells schon in trajanischer Zeit an dieser günstig gelegenen Stelle ein Zivilbau, eine Villa

Rustica, angelegt wurde (Bersu). Das Gefälle, das aus vielerlei Quellen entspringenden Riedbachs ist so gering, daß hier in der Flur „Totland“ das Gelände versumpfte und vertorfte (1608 „im Todtländt“).

Aus der Geschichte von Lautlingen

In der großen Weitung der Täler ließen sich auf einer hochwasserfreien Anhöhe wahrscheinlich die Alamannen nieder und bestatteten ihre Toten auf „Bergen“. Schon 1910 wurde der Alamannenfriedhof beim Bau des Schulhauses freigelegt, wobei insgesamt 17 Steinplattengräber zum Vorschein kamen. Ein bemerkenswerter Fund ist neben andern Gegenständen das nur teilweise erhaltene Goldblattkreuz. Dieser Gräber aus dem 7. Jahrhundert erweisen, daß der Ort schon damals bestanden hat. Er wird zwar urkundlich erst 793 erwähnt, als ein Berthold u. a. auch Güter in Lautlingen („Lutilingen“), die er dem Kloster St. Gallen geschenkt hatte, als Prekarie zurückerhielt. Der Ortsnamen dürfte von dem Personennamen „Lutilo“, einer Koseform von Ludwig oder Lothar, abzuleiten sein.

1092 und 1094 werden als Edelfreie die Brüder Erbo und Gerung erwähnt. 1140 ist ein Burkard de Lutelingen Zeuge. Ob die seit 1216 auftretenden Herren von Tierberg von den obigen Edelfreien abstammen, kann nicht bewiesen werden. Auf jeden Fall befand sich im Ort immer ein Edelsitz, der im Hochmittelalter zu einer Burg ausgebaut wurde.

Die Herren von Tierberg besaßen auf der Markung Lautlingen drei Höhenburgen und auf der Markung Margrethausen die Burg Wildentierberg. Altentierberg, südwestlich des Ortes, auf einer Terrasse dürfte dem Namen nach die älteste der Burgen gewesen sein. Doch sind von dieser Burg keine Ruinen mehr sichtbar. Das Geschlecht führte im Wappen ein Reh oder eine Hirschkuh (s. Lautlinger Wappen) über einem Dreieck.

Die drei Zelgen und einige ihrer Flurnamen

Das Ackerfeld von Lautlingen war in die drei Zelgen oder Ösche „Unter Burg“ oder „Unter Tierberg“, „Im Eisenthal“ und „Auf Stetten“ eingeteilt, wie 1725 bezeugt ist, wobei „Unter Burg“ im 3. Jahr Brache war. In einem Beuroner Lehenbrief von 1596 werden die drei Ösche „Eberösch“, „Auf Bergkha“ und „Hinter Martins Haus“ genannt. Seit alter Zeit standen etwa 1030 Morgen Acker und etwa 950 Morgen Wiesen zur Verfügung. Von letzteren waren beinahe zwei Drittel Berg- oder Hardtwiesen und daher nur einmählig. Die Allmenden tauchen im 14. Jahrhundert als „Gemainmerkt“ auf. Die Zelgen bestanden aus Winteresch, Sommeresch und Brache, gemäß der altüberkommenen Dreifelderwirtschaft (Über die Zelgen siehe auch Heimatkundliche Blätter 1972, Seite 882).

„Auf Stetten“ finden sich u. a. die Flurnamen „Beibruck“ (= Nebenbruck), „Ob dem Steglen“ (1588), „Ob dem „Rietweg“, „Viehtrieb“ und „Kälbertrieb“, „Hirnau“ (1622 „vor der Hurm“ = Horn). Beim alten Hauptgericht ging die Landstraße nach Ebingen und der Allmendweg zum „Degerwang“.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Zur Baugeschichte der Ebinger Martinskirche

von Dr. Walter Stettner

Das Christentum hat bei uns um die Mitte des 7. Jahrhunderts Eingang gefunden. Die Ebinger Martinskirche zum hl. Martin steht über einem alemannischen Gräberfeld. Ob damit der Sieg der neuen Kirche über den alten Glauben ausgedrückt werden soll, ist ungewiß. Anfangs gingen heidnische und christliche Formen und Glaubensinhalte nebeneinander her. Auf einer alemannischen Riemenzunge, die 1905 unter der Martinskirche gefunden wurde, ist ein Kreuz zu sehen, das möglicherweise als Zeugnis für das Eindringen des Christentums bei uns gedeutet werden darf. Die Ebinger Martinskirche als Leutkirche stand vielleicht in einem geistigen und geistlichen Verbund mit der Michaelskirche in Burgfelden als einer herrschaftlichen Eigenkirche und mit der Johanneskirche in Lautlingen als einer Taufkirche.

Es darf angenommen werden, daß die alte Martinskirche und ihre (unbekannten) Vorläufer inmitten des Dorfs Ebingen standen. Als die Stadt ostwärts neben das Dorf gesetzt wurde, blieb die Kirche außerhalb des Mauerrings (1397: St. Martins Gotteshaus zu Ebingen vor der Stadt gelegen). Das ist dann bis ins 19. und 20. Jahrhundert so geblieben. Eine solche Regelung ist in weitem Umkreis selten, denn meistens wurde die Kirche in die Stadt hineingenommen oder eine Kapelle in der Stadt wurde – zum Schaden der alten Pfarrkirche, die dann zur Kirchhofskapelle herabsank – zur Stadtkirche ausgebaut, siehe Balingen.

Über das Aussehen der älteren Kirchenbauten Ebingens fehlen Anhaltspunkte. Hätte man 1905 die alte Kirche stehen lassen, so wären wahrscheinlich die Mittelalterarchäologen imstande, auch aus bescheidenen Befunden weitreichende Aufschlüsse über frühe Kirchenbauten zu gewinnen.

Das älteste Ebinger Gotteshaus wird eine hölzerne Saalkirche mit eingezogenem rechteckigen Chorraum gewesen sein. An ihre Stelle mögen im Lauf der Jahrhunderte andere, größere Bauten aus Stein getreten sein, bis man um die Mitte des 13. Jahrhunderts jene dreischiffige Basilika erstellt hat, die erst 1905 abgerissen wurde (s. Bild). Da nur noch wenige unserer ältesten Mitbürger diese gesehen haben, sei es zunächst gestattet, die Beschreibung dieser Kirche nach der Oberamtsbeschreibung Balingen von 1880 wiederzugeben: „Ein traulicher, baumbewachsener alter Kirchhof – erhalten an der Südseite der Grabstein des Mattheus Balingen, gewesenen Schultheißen und fürstlichen Verwalters, gest. 15. Dezember 1606, mit Rehbockwappen – umgibt sie. Sie selbst freilich stellt von außen auf drei Seiten ein unförmliches Ganze von niederen Mauern, gewaltigem Dach, unregelmäßigen Fenstern, Treppen und Mansarden dar. Der nordöstlich stehende Turm, durch die gewölbte Sakristei (jetziges Archiv), ursprünglich das Untergeschoß eines gewaltigen Viereckthurms, vom Chor getrennt, wurde 1670–72 erbaut, ist unten viereckig, geht dann ins Achteck über und trägt ein kupfernes Kuppeldach mit Laterne. Nur auf der Ostseite verrät der in drei Seiten des Achtecks schließende Chor mit maßwerklosen Spitzbogenfenstern, darunter einem schmalen, alten, die gotische Anlage; auch an der Nordseite hat sich ein Portal dieses Stils mit dem schön gearbeiteten Reiterbild des hl. Martinus im Bogenfeld erhalten. Wirklich überrascht das Innere nicht nur durch einen schönen Chor von schlanken Verhältnissen, sondern auch durch eine wohlerhaltene Arkadenanlage des Langhauses. Der Chor ist von einem schönen, auf Konsolen (davon an dreien ein hockender Löwe, ein Kopf und ein Mann mit Andreaskreuz) ruhenden Kappengewölbe bedeckt. Die runden Schlußsteine sind leer, bis auf den hintersten, welcher einen Kopf mit Strahlen (Sonne) zeigt, rechts und links davon auf den Rippenkreuzungen die Zeichen der 4 Evangelisten, in der hintersten aber ein Meisterzeichen: Wappenschild mit 2 sich kreuzenden Schabmessern, davor ein Pfeil und Ring nebst den Initialen I-St. Die einfachen Formen der vorderen Hälfte weisen auf frühgothische Zeit; der Schluß scheint später eingesetzt. An der südlichen Chorwand steht der „Affenschmalz“, d. h. das Grabmal des Ritters dieses Namens in schönem Hochrelief, im Schild oben ein Ring, unten ein Kleeblatt. Umschrift in Minuskeln: anno dm. MCCCCXIII uff sant hilarien tag starb hainrich von ringelstein gen ...affenschmalz, edl. kneht, dem got gnedig sy. Nörd-

lich eine Erztafel: Zur Erinnerung an die für uns Gefallenen, Philipp Kaufmann gef. 30. Nov. 1870 Couilly, Jakob Fuß gef. 30. Nov. Couilly, Gottlieb Sigmund Haux gef. 2. Dez. Champigny, Karl Friedr. Fritz gest. 4. Jan. 1871 Lagny. 2. Sam. 1, 19.

Ein schön in einfachen frühgotischen Formen profilierter Triumphbogen und mehrere Stufen führen ins Schiff hinab. Südlich steht die Kanzel, ein schönes, reich geschnitztes Werk von 1682. An den Emporebrüstungen ein – neueres – Abendmahl und Apostelbilder; ferner ein hölzernes Epitaph des Stadtpfarrers Jo. Sachs 1708, und seiner Ehefrau geb. Kastner; endlich ein stattlicher (etwas weicher) lebensgroßer Luther, gemalt 1674 von G. Thom. Hopffer „fürstl. württ. Hofmaler“. Taufstein und Crucifixus sind neu; der Altar zeigt ein altes, schön geschmiedetes Gitter. Jederseits vom Schiff sind 5 Arkaden mit derben Rundpfeilern, achteckigen Gesimsen und breiter Laibung der Bögen; von ursprünglicher Wölbung keine Spur, die große Breite des Schiffs würde sie schon nicht erlaubt haben. Offenbar haben wir es mit einer frühgothischen Säulenbasilika zu thun, ähnlich manchen Kirchen an dem nicht allzu weit abliegenden Bodensee, z. B. Constanz und Ueberlingen. Die Nebenschiffe sind in der Höhe ganz verbaut, auch die jetzige Mittel-schiffdecke niedrig, die Spitze des Chorbogens nicht erreichend. Der Holzeinbau stammt von 1652 und zeigt hübsche, kräftig ausgehauene Zieraten. An der Südwand sind Spuren eines durch den Einbau, wie durch Tünche und Feuchtigkeit verdorbenen gothischen Kreuzigungsgemäldes, wovon eine Gruppe mit Maria und Johannes in Köpfen und Haltung geistreiche Zeichnung verrät. Auch die Westwand hat Freskospuren.

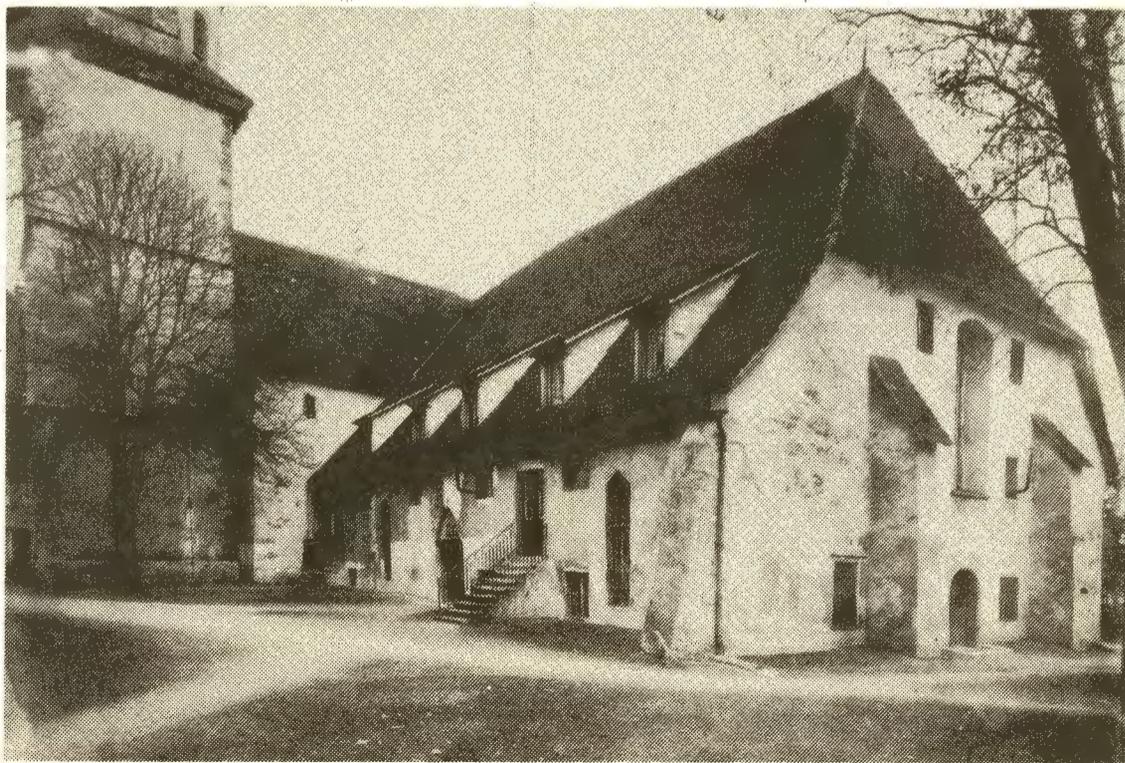
Die Gesamtlänge der Kirche beträgt 124 Fuß, die Breite stark die Hälfte, die des Mittelschiffs 36. Um eine Arkade verlängert, mit einem Querschiff verstärkt und mit Holzgewölben bedeckt, ließe sie sich vielleicht zu einer der stattlichsten Kirchen ausbauen.“

Soweit die Oberamtsbeschreibung. Daß die Martinskirche ein bedeutendes Baudenkmal war, zeigt sich erst recht bei den Abbrucharbeiten, doch davon später. Hinzuweisen ist noch darauf, daß der Grabstein des „Affenschmalz“ noch in der Martinskirche zu finden, dagegen der Grabstein des einstigen Schultheißen Balingen verschwunden ist. Wenn man hört, daß der Chor um etliche Stufen höher war als das Schiff, kann man vermuten, daß er ursprünglich über einer Krypta erbaut war. Der Chor soll nach einer Notiz des Stadtpfarrers Jehle (hier 1885–97), die ich der Freundlichkeit seines Enkels, des Herrn Martin Jehle verdanke, im Jahr 1473 vollendet worden sein.

Der Kirchenbau bereitete den Verantwortlichen über die Jahrhunderte hinweg manchen Kummer, jedoch können wir Einzelheiten erst aus den Rechnungen der Martinspfleger entnehmen, die ab 1604 (anfangs mit großen Lücken) erhalten sind. Schwache Punkte waren vor allem die Seitenschiffe und das gewaltige Dach.

Im Jahr 1608 kam auf Bitten Ebingens der fürstliche Baumeister Johann Fischlin aus Stuttgart hierher. Man wollte die Kirche „wegen wachsender Commune“ erweitern. Fischlin prüfte den alten Bau und gab dann Anweisung, die Pfarrkirche beiderseits abzurechnen und neu aufzubauen. Das betraf also die nördliche und die südliche Außenmauer und das Dach. Die Maurerarbeiten wurden dem Meister Balthasar von Lautlingen übertragen. Er hatte nach den Weisungen Fischlins die beiden Ortmauern 85 Werkschuh lang und 6 hoch zu machen, die Kirche innen und außen zu bestechen und zu weißen, beide Seiten mit dem Dachwerk zu überschließen, die eine Seite mit einem Hohldach, die andere mit Platten.

Die Zimmerleute bezogen das Bauholz von Dürrwangen, in Laufen und Lautlingen mußte dafür Weggeld bezahlt werden. Das Aufrichten des Dachs



Alte St. Martinskirche (Norden). Abbruch 26. April 1905

leitete der Zimmermann Hans Jerg mit einem Gesellen. Er hatte zunächst Pech, die Sparren gingen nicht zusammen, daher mußte der Bau „abgehebt und abbrochen“ werden. „Als man das Holz und Zimmerwerk noch einmal verfertigt und wiederum aufgerichtet“, halfen zwei weitere Zimmergesellen und der Zimmermann Wetzel aus Dürrwangen. Hinzu kamen zahlreiche Hilfskräfte aus der Bürgerschaft, die als Froner keinen Lohn erhielten, wohl aber Speise und Trank: Als man das Zimmerwerk das erste Mal aufrichtete, hat man den Fronern in Rehfuß (des Wirts) Haus zu essen geben 54 Personen à 3 Kreuzer. Nach dem Aufrichten zum Nachtimbiß für 68 Personen (da machten auch die Honorationen mit) in die Küche je 6 Kreuzer, an Wein 88 Maß. Beim Abbrechen und Herabtun, als das Zimmerwerk nicht zusammengehen wollte, halfen 56 Froner, beim zweiten Aufrichten, das zwei Tage beanspruchte, 53 und 54 Personen. Junge Knaben, die die Platten und Ziegel gaben, erhielten nur Brot.

Dem Hans Jerg und einigen Schreibern wurden ferner die Emporekirchen verdingt, er verfertigte auch „hinten an der Kirch“ (also wohl an der Westseite) einen hölzernen Giebel, der mit dem Mauerwerk verblendet wurde. Bretter, Latten und Rahmschenkel bezog man von Oberhausen (bei Hausen a. T.) und rechnete mit dem dortigen Burgvogt ab. Die Schreiner hatten weitere Arbeit mit dem Gefäßer auf den Emporen, mit Manns- und Weiberstühle usw. Zwei Glaser setzten sieben lange neue Fenster und neun Rundel ins neue Mauerwerk. Der Dreher lieferte 40 gedrehte Seile in die Kirche zur Kanzelstiege, zum Altar und zu den Emporen.

Hübsch sind auch manche Einzelheiten: man benötigte 4115 Backsteine, 3450 (Ziegel-)Platten, 200 große Ziegelsteine, 1350 Unterziegel, 1830 Oberziegel und 235 Scheffel Kalk; die erforderlichen Steine wurden von sieben Bürgern in acht Tagen (bei einem Taglohn von 13 Kr.) „in der Grube“ gebrochen; kleinere Mengen Nägel bezog man bei den hiesigen Krämer Hans Krimmel und Hans Conzelmann, 2000 Ganznägel und 3000 Halbnägel vom Neubronner in Ulm, von einem hiesigen Schmied ließ man sich 8050 Ganznägel, 1380 Halbnägel und 887 Leisnägel liefern. Der Brunnenmeister brachte einen Tag damit zu, den Brunnen zur Kirche durch die Teichel in eine Grube hineinzurichten, damit die Maurer das Wasser zur Hand hatten.

Nach diesem „Hauptbau“ stand also von der alten Kirche des 13. Jahrhunderts fast nur noch das Mittelschiff sowie der Chor; die beiden Seitenschiffe sind 1608 neu gebaut worden. Ein Meisterstück war aber dieser Hauptbau anscheinend nicht, denn schon 1624 heißt es, die Martinskirche sei vor 15 Jahren erweitert worden, das Fundament der neuen Mauer aber „nicht genug versehen“, so daß sich jetzt die Mauer der einen Seite „von der Kirche schaffe“. Vieles sei baufällig, besonders das Dach, durch das Schnee einsickere; der Dachstuhl über dem Chor sei verfault und eingefallen. In den Jahren 1670/71 erhielt die Pfarrkirche einen Turm. Leider ist die Rechnung 1670/71 der Martinspfleger nicht mehr erhalten, so daß wichtige Fragen nicht mehr beantwortet werden können. Nach der Bürgermeistersrechnung vom genannten Jahr leistete die Stadtgemeinde einen (später verlorenen) Zuschuß „zu vorhabendem Kirchturmbau“. Hier und an anderen Stellen, auch in der Rechnung der Frauenpfleger, die für 1670/71 erhalten ist, wird nicht von einem Wiederaufbau gesprochen. Es scheint daher, daß um 1670 kein Kirchturm vorhanden war, jedenfalls nicht an dieser Stelle. Und doch muß die Martinskirche seit alter Zeit einen Kirchturm gehabt haben (er wird 1624 erwähnt). Vermutlich war er so baufällig, daß man ihn abtragen mußte oder er ist eingestürzt, etwa durch ein Erdbeben (vgl. unten zu 1728). Wo der alte Turm stand, ergibt sich aus der schon zitierten Oberamtsbeschreibung Balingen, die besagt, daß die gewölbte alte Sakristei ursprünglich das Untergeschoß eines gewaltigen Viereckturms war. Wenn man den neuen Turm neben die Kirche setzte, verstärkt das die Vermutung, daß der alte eingestürzt war und Schaden an der Kirche, vielleicht auch an Menschenleben, angerichtet hatte.

Das Dach des Turms wurde 1712 erstmals mit Kupfer gedeckt, das man aus Ulm bezogen hatte, wofür man von der fürstl. Regierung Dispens einholte. Die Arbeit führte der hiesige Kupferschmied Martin Landenberger aus, jedoch unvollkommen: 1743 stellte man fest, daß am Kuppeldach viele Hundert Nägel „durch die Sommerhitze herausgezogen“ waren. Dadurch wurden die Kupferplatten lose und krumm, das Wasser konnte unter die Platten in die Bretter laufen, die abgefault waren, Der kostbare Dachstuhl, der als Meisterwerk galt, mußte also neu eingedeckt werden. Um den Auftrag bewarben sich erstens ein Schieferdecker aus Plieningen, der u. a. am Balingen Kirchturm eine ähnliche Aufgabe zur Zufriedenheit bewältigt hatte, und zweitens die beiden hiesigen Kupferschmiede Mathias und Johann Georg Landenberger, Söhne des Meisters von 1712. Sie erhielten trotz einigen Bedenken den Zuschlag.

Erdbebenschaden

Die Kirche selbst traf im Jahr 1728 Unheil: „Als den 3. August anno 1728 der Giebel (wohl der Westg.) in allhiesiger St. Martins Pfarrkirche bey einem Erdbeben eingefallen und folglich höchst nöthiger Dingen wiederum repariert werden müssen, so hat David Grotz, Zimmermann, auf amtbl. Befehl einen neuen Giebel 18 Schuh breit und so hoch es der Sparr hat leyden mögen, verfertigt“. Der Meister und sein Geselle hatten damit bei einem Taglohn von 24 bzw. 20 Kreuzern zehn Tage Arbeit. Die zwei Maurer Hans Jakob Schott und Johannes Binder haben das alte, untaugliche Gemäuer vollends abgebrochen, nach vorher vom Zimmermann wieder eingerichteten Holzwerk den Stock von neuem eingemauert, wegen der in der Höhe zu befürchtenden Gefahr ihn mit Gerüsten wohl versehen, Taugsteine versägt, die Steine hinaufgetan, auswendig bestochen, die Gesimse mit Ziegeln und Platten bedeckt und den ganzen Giebel, wo die Notdurft erforderte, bestochen und ausgebessert. (Nach dieser Beschreibung in der Martinspflegrechnung war durch das Erdbeben, das mindestens so stark wie das von 1978 gewesen sein mag, offenbar nicht der ganze Giebel, sondern nur der obere Teil zum Einsturz gebracht worden. Erstaunlich ist, daß mit den Ausbesserungsarbeiten der Zimmermann beginnt, vermutlich von innen von einem Dachboden aus, denn er benötigt kein Gerüst.) Mit dieser Arbeit waren zwei Meister, zwei Gesellen und ein Junge neun Tage beschäftigt; sie erhielten für die halbe Zeit 50% Gefahrenzulage, die Meister 36/24 Kr., die Gesellen 30/20 und der Junge 24/16 Kr.

Der Glaser Ferdinand Engel machte in der Kirche ein neues Scheibenstück mit 56 Scheiben, je samt Blei und Zwickel à 2 Kr. (also hatte die Kirche damals Butzenscheiben). Der Armeleutefuhrmann Hans Jakob Gomper hat zur Reparierung des Giebels und der Kirchhofmauer viele Sand-, Kalk-, Ziegel- und Holzfuhrn vom Berg herab und sonstwoher auf den Kirchhof geliefert, erhält 4 Gld. 18 Kr. Dem Flecken Lautlingen wurden zur Reparierung des Giebels drei Fuhrn Taugsteine abgekauft, jede zu 15 Kr. Für das Brechen der Steine erhielt ein dortiger Maurer je Wagen 1 Gld. 12 Kr. und für das Herfahren je 1 Gld. Die Gesamtkosten für die Wiederherstellung des Giebels betragen die bescheidene Summe von 59 Gld. 18 Kr.

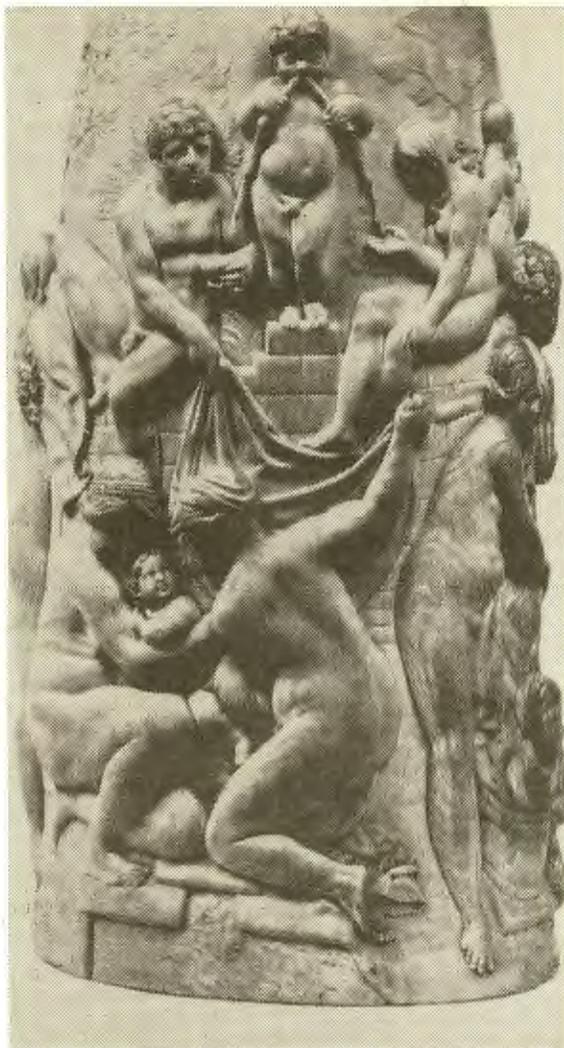
Die beiden oben genannten Maurer deckten außerdem die Kirchhofmauer ringsum mit Ober- und Unterziegeln, bestachen sie, mauerten zwei ausgefallene Stücke wieder auf, deckten die zwei Schwibbögen daran mit Platten und faßten sie mit einer schwachen Ölfarbe ein.

Furchtsame Ebinger

Aus dem Jahr 1736 liegt ein Bericht vor, daß eines Tages eine Säule in der Kirche zu krachen anfang, so daß die ganze Gemeinde aus der Kirche floh. Die ganze Säule stand gleichsam wie abgedreht da, es war daher zu befürchten, daß das ganze Gewölbe, weil ohnehin ein sehr schwerer Dachstuhl darauf ruhte, herunter- oder zusammenfalle. Auch an der Wand zeigten sich Fehler, so daß man die Kirche nicht mehr kecklich gebrauchen dürfe. Daher baten der Spezial (= Dekan) zu Balingen und Amtmann, Bürgermeister und Gericht zu Ebingen die Kirchenbehörde, „auf das baldigste“ einen Baumeister zu schicken, der Augenschein nehmen und der Gefahr des Einfallens vorbeugen sollte.

Der vom Kirchenrat hierher beordnete Baumeister Georg Friedrich Majer berichtete am 20. März 1736: Die Säule ist aus Tauchstein aufgemauert und von oben herunter wegen der mürben Steine schon vor vielen Jahren etwa sechs Schuh lang gesprungen. Dadurch bekam die Mauer und der Bogen, der darauf ruht, auch zwei Risse. Diese Risse und Sprünge an der Säule und der Mauer wurden, wie man sehen kann, schon vor langer Zeit wieder beworfen. Nach der Aussage der meisten Leute aber haben sich bei dem vor acht Jahren verspürten Erdbeben die Sprünge und Risse und auch einige an der Giebelwand von neuem gezeigt. Besonders an der Säule haben sie sich etwa 1-2 Zoll geöffnet, so daß nicht allein vom Kies der Säule etliche abgestoßene Stücklein Stein nach und nach herausfielen, sondern auch der Bewurf und teilweise der Bestich dieser Tage von der Mauer und dem Bogen abfiel. Das bewog den hiesigen Maurer und Zimmermann, die zwei gesprungenen Bögen, die auf dieser Säule einesteils ihr Widerlager haben, mit einem Bogengestell zu unterstützen. Desgleichen haben sie die Zargenmauer der Kirche, die sich schon lange auswärts blähte und sank (man war dem mit etlichen starken Strebepeilern begegnet), mit drei Sprießen unterstützt.

Als der Baumeister sah, daß die Zargenmauer, seitdem sie mit Strebepeilern versehen war, nicht mehr gewichen und die Gefahr nicht so groß war, ließ er gleich die drei Sprießen wegschlagen. Wegen der Säule befahl er dem Maurer und Steinhauer Kuppinger von Balingen, weil etwa der vierte Teil im Umkreis der Säule noch gut war, die drei anderen, schadhafte Teile sechs Schuh lang so mit dem harten Lautlinger Tauchstein aufzuführen, daß er



Leonhard Kern: Badeszene, Humpenwand um 1640/45, Wien

einen Teil nach dem anderen von der schadhafte Säule soweit als nötig von oben herunter aushaue, neue Quadertauscheine aufführe und inzwischen alles gehauene Steinwerk verfertige. Wenn die Vorbereitungen getroffen seien, wollte der Baumeister Nachricht haben, um bei der Versetzung und dem Angriff der schadhafte Säule dabei sein zu können.

Er schreibt dann noch, die ganze Gemeinde sei schon mehrfach und auch letzten Sonntagnachmittag, als er in der Kirche war, auf einmal aus der Kirche geflohen. Das sei aber aus unnötiger Furcht geschehen, die der Maurer unter den Leuten ausgestreut habe; wenn sich nur das geringste rege, z. B. das Herabfallen eines Büchleins, das Zerretzen einer Latte, das Rücken einer Schranne, dann fliehe die ganze Gemeinde aus der Kirche. Der ganze Dachstuhl der Kirche sei allerdings sehr schwach und schlecht gebaut, aber mit vielen Sprießen versehen, so daß kein Einsturz zu befürchten sei. Die großen Kosten eines neuen Dachstuhls lohnten sich jedoch nicht, es wäre denn, man nähme wegen der Enge des Raums bei der volkreichen Gemeinde eine Hauptänderung vor, breche die acht dicken steinernen Säulen und die niedere äußere Zargenmauer ab und stelle die Kirche ganz frei ohne Säulen und um etliche Schuh höher; sie könnte dann mit einem gehängten Dachwerk versehen werden. Diese Veränderung würde für 200-250 Personen mehr Platz schaffen, aber etwa 3000-3500 Gulden kosten. 1756 wurde das schwere Kirhdach durch Sturmwinde zerrissen und aufgehoben und mußte neu gedeckt werden.

Im April 1767 war der Stuttgarter Werkmeister Engel hier, um die Martinskirche zu besichtigen. Sie war nach seinem Gutachten besonders im Dachstuhl sehr baufällig, so daß Einsturz und Unglück drohten. Aber der Magistrat konnte sich nicht zu einer durchgreifenden Erneuerung entschließen.

Wenige Jahre danach, 1776, wiesen der Balingen Spezial M. Reinhardt und der hiesige Oberamtmann Andler darauf hin, daß an der Kirche eine Hauptreparatur notwendig sei. Der Dachstuhl sei baufällig, die Mauer habe einen starken Bug; der Kirchenratsbaumeister Goetz habe schon 1771 von der Gefahr des Einsturzes gesprochen. Aber wieder wollten Bürgermeister, Gericht und Vierer nicht an eine solche Hauptreparatur heran. Die Kirche sei nach alter Bauart aufgeführt (gemeint ist damit wohl die gotische), noch recht gut und dauerhaft, sie könne noch gut hundert Jahre stehen. Sie sei auch nicht zu eng, die hinteren Stühle blieben meistens leer, weil alles vorne hinsteht. Einige Leute (sie denken wohl an Dekan oder Oberamtmann) wünschten eine Kirche, die nach der neuesten Bauart (wohl Barock und Rokoko) aufgeführt wäre.

1778 berichtete Baumeister Goetz wieder über Mängel an der Kirche: Die äußere Kirchenmauer sei, obwohl mit fünf Strebepfeilern versehen, auf der Mittags (= Süd)-Seite gegen 18 Zoll aus dem Senkel gewichen; an den beiden hinteren Emporenkirchen sei das Gebälk nur schwach eingemauert, so daß ihr Einsturz befürchtet werden müsse; der Dachstuhl müsse repariert und zur Schaffung von mehr Raum über der südlichen Empore noch eine weitere eingerichtet werden. Die Kanzel sei abzubauen und an den Chorbogen zu versetzen. Neue, größere Fenster würden mehr Helligkeit schaffen.

Die Vorschläge von Goetz wurden von den Ebingern zurückgestellt, weil sie nach ihrer Meinung dem Mangel nicht genügend abgeholfen hätten. Statt dessen erwog man, die beiden Außenmauern durch hölzerne Wandungen oder eine wirkliche Mauer um 6-8 Schuh zu erhöhen, dadurch das Kirchendach zu erleichtern und die beiden inneren Mauern zur Gewinnung von mehr Platz abzubauen. Baumeister Goetz konnte dem nicht zustimmen. Die Kirchenmauer sei schon in älterer Zeit über einen Schuh weit nach dem Senkel hinausgeschoben worden, weshalb man die Strebepfeiler dagegen gemauert habe. Sie sei ungenügend, nämlich nur zwei Schuh tief fundamentierte. Zudem würde eine Erhöhung der Mauer Abbruch und Neuaufführung des Dachstuhls nach sich ziehen. Das gäbe einen Kostenaufwand von etwa 4000 fl., beinahe so viel wie ein ganz neuer Bau, und der Platzmangel wäre noch nicht behoben. Mehr Raum und Helligkeit wäre zu erreichen, wenn man nicht nur die äußere Kirchenmauer an den Vorlauben, sondern auch die innere, auf zehn Pfeilern und Bögen ruhende ungleich höhere Hauptmauer im Schiff bis zum Chor abbrechen, zwei neue Hauptmauern ohne Säulen aufführen, einen neuen Dachstuhl mit ganz neuem Hauptgebälk draufmachen und mehr Emporenkirchen einrichten würde. Das würde Kosten von etwa 6000-7000 Gulden erfordern. Ein anderer Vorschlag des Baumeisters Goetz, der keine durchgreifende Besserung erzielen würde, käme auf 1400-1600 Gulden zu stehen.

Magistrat und Vierer konnten sich nicht zu der großen Lösung durchringen, obwohl die Stiftungen in der Lage gewesen wären, die Kosten aufzubringen. Allerdings hätten die Bürger dazu Fuhr- und Handfronen leisten müssen (nach der württ. Kastenordnung waren Transporte innerhalb der Markung in den Fron heranzuschaffen). In Ebingen gab es damals nach einer Eingabe des Magistrats vom 9. Nov. 1782 bei der hiesigen Bauernschaft nur 18 Züge mit teilweise schlechten Pferden, die die Beifuhr des Holzes und anderer Materialien nicht bewältigen könnten, so daß man genötigt wäre, fremde Fuhrleute zu nehmen. Die Ebingen dachten jetzt daran, die untere und obere Emporenkirche am hinteren (West-)Giebel abzubauen, sie vorwärts bis zum zweiten Pfeiler und damit 12 Schuh breiter neu aufzuführen, was zusätzlichen Platz für 80-100 Personen ergeben würde, die beiden Seitenemporen dagegen mit je 32 Schuh Länge nur auszubessern. Manche Skeptiker meinten, diese geplante Reparatur werde nicht vom geringsten Nutzen sein.

Angesichts solcher Zweifel hatte es der Kirchenrat nicht eilig mit einer Zustimmung. Im August 1784 wurden der Expeditionsrat von Mylius und wieder Baumeister Göz hierher geschickt, um zu prüfen, ob eine Reparatur und Erweiterung tunlich oder aber ein neuer Kirchenbau besser sei. Dabei wurde die ganze Kirche vermessen, um berechnen zu können, ob für die Zuhörer genügend Platz vorhanden sei. Es ergaben sich samt aufgeschlagenen Bänken und Schranken höchstens 1200 Plätze, während sich das Auditorium meistens auf 2000 Personen belief.

Die Kommission kam zu dem Schluß, daß die Erbauung einer ganz neuen Kirche am vorteilhaftesten wäre. Baumeister Göz wurde im Oktober 1786 beauftragt, Riß und Kostenüberschlag für einen Neubau zu machen und dem Kirchenrat zur Genehmigung vorzulegen. Die Fuhrfronen sollten zur Hälfte von der Bürgerschaft geleistet, zur anderen Hälfte von der Martinspflege wie alle anderen Kosten getragen werden; die anderen Pflegen sollten aber der Martinspflege Beihilfe leisten. Entgegen diesen Empfehlungen führte man in Ebingen im Sommer 1789 eine kleinere Reparatur der Kirche nach den früheren Plänen von Göz durch. Und die alte Martinskirche hielt wieder alles Erwartete noch mehr als ein Jahrhundert allen Stürmen stand.

Neue Sakristei

Im Jahr 1812 mußte eine neue Sakristei gebaut werden, denn die alte war „ein so ungesundes, einem Gefängnis gleichendes Gewölbe, daß die Geistlichen ohne Schaden für ihre Gesundheit sich gar nicht darin aufhalten können. Sie ist beständig so feucht, daß das Wasser an den Wänden herunter und auf dem Boden herumläuft. Nach neuen Allerhöchsten Ordnungen sind die Duplikate der Kirchen- und Familienregister darin aufzuheben, aber sie sind zum größten Verdruß der Geistlichen schon wieder aus dem Band gefallen und haben die Feuchtigkeit angezogen, daß man nichts mehr leserlich eintragen kann“.

Abbruch und Neubau

Erstaunlicherweise hört man das ganze 19. Jahrhundert hindurch nichts von größeren Umbauten oder solchen Plänen für die Martinskirche. Erst gegen Ende des Jahrhunderts setzten die Erörterungen über Um- oder Neubau der Kirche wieder ein. Anlässlich der Heizbarmachung des Gotteshauses empfahl 1891 der Bauinspektor Dolmetsch aus Stuttgart, kein Geld mehr in die alte Kirche zu stecken, sondern sofort dem Plan eines Umbaus näher zu treten. Im folgenden Jahr forderte der Kirchengemeinderat Dolmetsch auf, Pläne auszuarbeiten mit dem Ziel, daß die Westmauer hinausgerückt, einige weitere Säulen mit Spitzbögen eingebaut, in dem neu gewonnenen Raum die Orgelempore angebracht, Emporen und Dach der Seitenschiffe erneuert und das Mittelschiff mit Holz gewölbt würde. Aber die 1893 vorgelegten Pläne des Herrn Dolmetsch blieben Makulatur.

Im Jahr 1899 regte bei einer Kirchenvisitation der Balingen Dekan Wiedersheim die Erbauung einer neuen Kirche an und wiederholte zwei Jahre später seine Anregung. Endlich fiel sie auf fruchtbaren Boden. Man wollte eine neue Kirche bauen, fand aber keinen geeigneten Platz, der zu einem annehmbaren Preis hätte erworben werden können.

Was nun? Da kehrte man zu dem alten Plan zurück, die Martinskirche umzubauen und zwar in der Weise, daß in erster Linie mehr Plätze für die Kirchgänger gewonnen würden. Die Stuttgarter Architektenfirma Schmohl und Stähelin erhielt den Auftrag, Pläne für einen solchen Umbau zu erarbeiten. Die ersten vorgelegten Entwürfe fanden nicht die Zustimmung des Kirchengemeinderats. Die Änderungswünsche führten zu der Erkenntnis, daß das alte Mittelschiff nicht beibehalten werden konnte, vor allem aus dem Grund, weil der künftige Haupteingang, der monumental zu gestalten war, an der Gartenstraße liegen sollte. Daher sahen die neuen Pläne von Prof. Schmohl vor, nur den Chor, die Sakristei und die unteren Geschosse des Turms beizubehalten und an den Chor mit der gleichen Achse ein neues Schiff mit einem geräumigen Querschiff anzuschließen. Diese Pläne wurden vom Kirchengemeinderat, vom Oberamt Balingen, der Kreisregierung in Reutlingen, dem Ev. Konsistorium und vom christlichen Kunstverein gebilligt.

Am Ostermontag, 24. April 1905, wurde ein Abschiedsgottesdienst gehalten, am folgenden Tag mit dem Abbruch begonnen. „Der Abbruch war von großer Erwartung interessanter Funde begleitet, förderte aber außer vielen Totengebeinen nichts Nennenswertes unter der Erde zutage“. (Prof. Karl Baur hat immerhin eine Anzahl Metallgegenstände aus alemannischer Zeit geborgen, darunter eine Riemenzunge mit Kreuz). Dagegen zeigten sich an der Innenseite der Arkadenbögen alte (um 1250 entstandene) Freskomalereien von großer, merkwürdig gut erhaltener Schönheit. Daher unterzog der Landeskonservator Prof. Gradmann in Stuttgart die im Abbruch befindliche Kirche einer Besichtigung, wobei er bedauerte, daß im Widerstreit des praktischen Bedürfnisses nach einer geräumigen Kirche mit dem Interesse des Altertumsfreundes letzteres zu kurz komme. Seinem Wunsche gemäß wurden die Abbrucharbeiten so lange angehalten, bis die an den Pfeilern und Bögen zu Tage getretenen Malereien kopiert waren. Angesichts der sich ergebenden Pausen der frühgotischen Freskomalereien bat der Landeskonservator noch in letzter Stunde den Kirchengemeinderat in bewegenden Worten, die stattliche und ehrwürdige, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammende Basilika zu erhalten und den Bauplan in der Weise verändern zu lassen, daß die Kirche in ihrem früheren Stil möglichst wieder hergestellt bzw. erhalten werde.

War das mehr als ein letzter Hoffnungsschimmer? Nachdem sich noch einmal die Firma Schmohl und Stähelin dahin geäußert hatte, daß sich mit der Beibehaltung der älteren Anlage eine durchaus befriedigende Lösung nur erzielen lasse, wenn man sich mit 1300 Sitzplätzen begnüge, beschloß der Kirchengemeinderat am 15. Mai 1905 einstimmig, am bisherigen Plan festzuhalten. Im Unterschied zur Rettung der Kapellkirche 1833 regte sich diesmal kein Bürgerausschuß und keine Bürgerinitiative zugunsten der alten Kirche. Hätte der Landeskonservator und hätte der Kirchengemeinderat ahnen können, wie viele großartige Ergebnisse heutzutage die Mittelalterarchäologen bei der Untersuchung alter Kirchen über deren Vorgängerbauten (also bei uns für die Zeit vor 1250) zu erzielen imstande sind, sie hätten sich wohl einmütig zur Beibehaltung des ganzen alten Gotteshauses durchgerungen. So fand die alte Kirche ein unprühmliches Ende, zumal da die Kopien der Freskomalereien in Stuttgart und die von Prof. Baur geborgenen Funde in Ebingen infolge des Bombenkriegs verschollen sind.

Während der Bauarbeiten fanden die Wochen- und Abendgottesdienste in der Kapellkirche, die sonntäglichen Hauptgottesdienste in der Festhalle statt, die vom Gemeinderat unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde. Schon am 29. Juli 1905 konnte der Grundstein der neuen Martinskirche gelegt wer-

den. In ihm wurde in einer kupfernen Kapsel u.a. eine auf Pergament geschriebene Urkunde niedergelegt, aus der wenigstens zwei Sätze zitiert seien: „Wir verstehen als unsere Aufgabe, ein Gotteshaus zu erbauen, das dem ersten Bedürfnis einer großen Gemeinde genügt: sich möglichst zahlreich im Glauben zu erbauen aus dem Worte ihres Herrn. Möge mit Gottes Hilfe das begonnene Werk ein Ende erreichen, das dienst zu seiner Ehre und unserer Seelen Seligkeit“.

Am 25. November 1905 wurde für den Neubau das Richtfest gefeiert. Ein paar Sätze aus der Ansprache von Stadtpfarrer Weismann zeigen das damalige Denken: „Weniger war es der Raummangel als die äußere Gestalt der Kirche, die einen Neubau erforderte. Wohin wir sehen, erheben sich neue Gebäude, hochragende Fabriken, schöne Privathäuser, ansehnliche Schulgebäude. Nur ein Haus ragte durch Unansehnlichkeit und äußere Dürftigkeit aus anderen hervor, die alte Kirche“.

Am 16. Dezember 1906 fand die Einweihung des neuen Gotteshauses statt. Dabei hielt Dekan Meißner aus Balingen die Festpredigt, Segenswünsche der Oberkirchenbehörde überbrachte Prälat von Hermann. „Preisend mit viel schönen Reden“ wurde dann der festliche Tag im „Bären“ gebührend gewürdigt.

Die neue Martinskirche entsprach dem Bedürfnis der Gemeinde nach Repräsentation, besonders auf der Südseite an der Gartenstraße, wo seitdem der Haupteingang liegt. Entstanden war ein hoher, lichter Raum mit stattlichen Querschiffen, so daß nunmehr auch an Festtagen für alle Kirchgänger Platz war. Die alte Kanzel von 1682 mit dem Schaltdeckel steht jetzt neben dem Chorbogen. „Eine der schönsten Zieraten des Innenraums bildet der Kronleuchter - vier große Laternen im modernen Stil, die durch reiches Girlandengewinde verbunden sind“. Über Geschmäcker läßt sich bekanntlich streiten, den Verfasser erinnerten die Laternen immer wieder an die Käfige der Wiedertäufer an der Lambertikirche in Münster i.W. Im Archiv fanden die Ritter Affenschmalz und darüber das Steinbild des heiligen Martin aus dem Nordportal der alten Martinskirche eine Bleibe.

Die planenden Architekten hatten künstlerischen Schmuck nicht vergessen. Da auf diesem Gebiet inzwischen vieles geändert ist, zitiere ich zunächst G.F. Hummel: „Das Gemälde am Chorbogen mit Christus in den Wolken, zu dem die Menschen jeglichen Alters und Geschlechts in gläubiger Zuversicht aufschauen, ist eine Schöpfung Prof. Gußmanns in Dresden, eines württ. Pfarrersohns. Von demselben Künstler stammt auch der Entwurf zu dem Glasfenster des Chors, Weihnachten, Ostern und Pfingsten darstellend. Das Südfenster mit seinen musizierenden Engeln ist eine Ausführung der Zeichnung des Stuttgarter Malers Yelin, während die vier Evangelisten des Nordfensters der Kunstwerkstätte des Münchner Glasmalers Zettler entstammen“. Für den plastischen Schmuck lieferte Bildhauer Emil Kienlen in Stuttgart die Modelle zur Vorhalle, Bildhauer Karl Gabriel, ebenfalls in Stuttgart, die für das Nordportal, Bildhauer Cedon in Berlin die für das Westportal. Die Ausführung in Stein besorgten die Bildhauer Göhle, Rieble und J. Brühlmann, alle in Stuttgart. (Fortsetzung folgt)



Leonhard Kern: Klugheit, 1632, Altes Rathaus in Regensburg

Von den Fluren um Lautlingen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Der Name Steinhaus“ erinnert an den römischen Gutshof, von dem immer wieder Mauern angeschnitten wurden. Auch der Name „Hennental“ dürfte auf ihn zurückgehen (= Heune, Riese), denn die Alamannen kannten nur den Holzbau. „Unter dem Tierberg“ finden sich „Krumme Acker“, „Rote Acker“, „Im Rütäcker“, „Auf Ehbürg“ (ewe = Gesetz), „Unter der Burg“. „Huodla“ hängt vielleicht mit „Hohental“ zusammen, denn in der Nähe war der „Krumme Acker“ herrschaftlich. Das „Heilerie“ wird öder gewesen sein. „Äschen“ (1608 „Eschen“) lag unter den Krautländern. Auf dem „Bühl“, auf „Degerwang“, hatte es Allmendteile. 1793 hat der Beuroner Bockshof „vor dem Band“ Besitz (1622 = „vorm Bann“).

Auf dem Tierberg lagen die „Langen Acker“, der „Schildhaldenacker“ (sanfte, rundliche Anhöhe). „Haslen“ dürfte seinen Namen von den Haselbüschen haben. Dort findet sich auch das „Hasensteigle“ hinauf zum „Oberen Berg“, der höchsten Erhebung der Markung. Der Name „Schwendhalde“ hängt mit der Rodung zusammen (mhd. swende, was man „schwinden“ macht, Rodung, bei der die Rinde der Bäume abgeschält wurde, worauf die Bäume abstarben oder abgebrannt wurden).

Am Hang von der Petersburg gegen Margrethausen erstreckte sich die Zelge „Eisental“. Der Namen dürfte mit dem Personennamen Eisele zusammenhängen (1608 = „vff des Eyselsrain“) und findet sich verkürzt als „Eislet“. 1608 findet sich hier auch der Flurnamen „Am Furth“ und gehören 6 Jauchert Beuroner Lehen im „Gruobacker“ zum Narrenhof. Eine deutliche Stufe an den Hängen zum Ochsen-

meist mit rechtlicher und wirtschaftlicher Sonderstellung. So wird 1608 im „undern Briel“ und 1788 „im oberen Brüell“ erwähnt. Die „Au“ lag bei der Herrschaftsmühle. Reich ist die Markung an Quellen („Brunntal“, „Bronnenhalde“, „Bronntalgraben“, im Meßstetter Tal, „Langental“, „Lautental“. Mit den Mühlen hängen zahlreiche Flurnamen zusammen. Die Herrschaftsmühle war sicher schon im Mittelalter vorhanden. Die untere Mühle wird 1625 erwähnt. Um ständig Wasser zu haben, war ein „Wuhr“ nötig. An den Hausener Allmendweg stieß der „Weiher“ („Weiheracker“, „Weiherwiesle“, „Weiherbruckweg“, „beim Weihersteg“).

Bilder, Kreuze und Galgen

In vorreformatorischer Zeit, besonders seit dem 14. Jahrhundert, waren „Bildstöcke“ üblich. Sie bestanden meist aus einem Stamm oder einer Säule und trugen ein Heiligen- oder ein Widmungsbild. Meist an eindrucksvoller, aussichtsreicher Stelle ragten sie empor. Am Weg nach Margrethausen, zum Tierberg, gen Ebingen standen „Bildstöcke“. „Bildenhäusle“ standen an der Straße nach Laufen auf einem Hügel und 1608 in der „Hanfwies“. Auf „Ahlen“ wird eine altheidnische Kultstätte vermutet (ahd. „alaha“ = heiliger Ort).

Hans Konrad von Wildentierberg bekam 1518 von Kaiser Maximilian ein Halsgericht, Stock und Galgen für seine Herrschaft bewilligt und dazu den Blutbann als Lehen vom Reich. Die Belehnung erfolgte allerdings erst 1530 durch Kaiser Karl V. Nun konnte die Herrschaft alle Rechte über ihre Untertanen ausüben. Der Galgen stand auf dem „Galgenbühl“ beim „Hennenbrunnen“. Das „Galgenackerle“ auf „Beibruck“ war im Besitz der Margarethenpflege.

Besitz und Eigentum im Spiegel der Namen

Die größeren, bevorrechtigten Höfe im Dorf und die dazu gehörenden Güter waren im Besitz der Herrschaft. So scheinen die Ortsherren im Hochmittelalter das ganze Wirtschaftsland besessen zu haben. In fast allen Fällen läßt sich nachweisen, daß sämtliche Lehensherren in Lautlingen ihre Güter des Spätmittelalters aus dem Besitz von den Tierberg oder von deren Erben erworben haben. Nur für das Kolster Beuron läßt sich das nicht beweisen.

1350 verkaufte Heinrich von Tierberg zwei Lautlinger Höfe, den einen der Binsdorfer Klause, den andern, den sogenannten Marschalkenhof, an den St. Michaelsaltar in Meßstetten. Noch 1622 wird der erstere „Beinsdorfer guot“ genannt. Der Eberhof wird stets von der Herrschaft bewirtschaftet und bildete in der Neuzeit den Kern des eigentlichen Rittergutes Lautlingen. 1786 kaufte auch die Herrschaft den Besitz des Klosters Binsdorf mit 166 Morgen Zelgäckern, 9 Morgen Ohmdwiesen und 23 Morgen Hardtwiesen. Der Hl. Lamprecht (eigentlich Lambert) von Meßstetten hatte Besitz im Ebingen Tal beim „Lamprechtsbrunnen“. Die „Brunnenstube ob Lambrechtstal“ wird noch 1729 erwähnt.

Daß das Schloß den Namen für viele Flur- und Ortsteile abgegeben hat, ist selbstverständlich („Schloßhof“, „Schloßgarten“, „Schloßgasse“ (1692) usw.).

Dieser Gang durch die Markung läßt erkennen, was die Nachfahren des „Lutilo“ in über 1600 Jahren aus dem von ihnen bebautem Boden herausgeholt und an Leistungen auf ihm vollbracht haben. Er führte uns aber auch hinaus über die dorfnahen Beunden, Länder und Gärten, die dem Anbau von Hanf und Flachs, Kraut und Gemüse dienten, in die drei Esche oder Zelgen, die sich vor dem Dorf nach verschiedenen Richtungen ausgedehnt haben. Wiesen und Weideland waren einst ausgedehnter als heute. In den fernen Hardtwäldern weideten Ziegen, Vieh und Pferde. Der Wald hat sich heute weiter ausgedehnt, vor allem an den Hängen. Bei allem konnte aber nur eine Auswahl getroffen werden, ein Teil der Namen ist auch abgegangen. Durch den Kulturwandel mögen auch manche Namen ihres Sinnes beraubt worden sein. Doch es gab kein Stückchen Flur, das nicht benannt war. So möge die gegebene Auswahl nur eine Anregung für Heimatfreunde, ein Helfer und Ratgeber sein. Aus vielen Steinen läßt sich ein farbenfrohes Bild zusammenfügen.

Quellen

1. Urbar von Beuron, Abschrift im fürstl. Hohenzollerischen Domänearchiv Sigamringen.
2. Urbar der Herrschaft Lautlingen und Margrethausen von 1608 im Gräfl. Stauffenbergischen Archiv.
3. Pfarrurbar von Lautlingen, 1622.
4. Urbar der Stiftung 1725 (Gemeinderegistratur).
5. Urbar der bürgerlichen Güter und Gemeindegüter in Lautlingen, 1788, Herrschaftliches Archiv.
6. Kreisbeschreibung Balingen Band II: Lautlingen.

Veranstaltungen 1980

Studienfahrten:

- 18. Mai: Mittlere Alb (Stettner)
- 8. Juni: Orchideen-Fahrt, Hegau (Stoffler)
- 28. Juli - 3. August: Odenwald-Spessart (Wedler)
- 28. September: Großer Heuberg (Bäumli)
- 19. Oktober: Schönbuch (Markert und Munz)
- Höhlenexkursion mit Jugendlichen

Vorträge:

- Anfang Juli: Vorschau: Odenwaldfahrt (Wedler)
- November: Rückschau: Odenwaldfahrt (Wedler)
- Island (Hauser)
- 15. November: Hauptversammlung

Anmeldungen sind zu richten an Franz Bubenberger, Schumannstr. 14, Balingen, Tel. 2 11 29.

berg bildet die „Kleinshalde“. Von jenseits der „Eia“ (Eyach) bezog 1613 „im Himmelreich“ die Pfarrei einen Zehntertrag. Auch die „Holderäcker“ waren ein Beuroner Gut (Name nach dem Gestrüpp). Häufiger waren früher die Eichen, wie verschiedene Flurnamen zeigen: „Eichenacker“, „Eicher“, „Eichhalde“.

Die Hardt

Der langgezogene Streifen der südöstlichen Markung war nur in langer, beschwerlicher Auffahrt („Hardtsteig“) erreichbar und greift mit ausgedehnten Hochwiesen tief in die Hardt hinein, wo in lehmgefüllten Senken („Grund“ bei der „Gruebe“) zwischen flachen Kuppen („Bühl“, „Geißbühl“) eine uralte Landschaft erhalten ist. In den Hochwiesen finden sich schöne Baum- und Buschgruppen. Zu einem großen Teil waren hier einmähdige Wiesen und Weiden (Flurnamen „Stelle“). Die Hardt = Weidewald gehörte ursprünglich einer Markgenossenschaft aus den drei anstoßenden Gemeinden „Drei Bannmarken“. Anfang des 16. Jahrhundert wurde die Markgenossenschaft aufgelöst. So kam Lautlingen zu dem weit vorspringenden Zipfel seiner Markung (heute zu Meßstetten). Beim Namen „Anädern“ dürften die großen Maulwurfshaufen eine Rolle gespielt haben. Der „Hohlefels“ wird 1714 erstmals genannt, während „beim Langen Stein“ schon 1622 erwähnt wird. Schön geformt ist das „Bareitle“ (Name wahrscheinlich nach der Form des Baretts). Bei den „Kriegsäckern“ an der Grenze kam es wohl zu rechtlichen Auseinandersetzungen. Der Waldschopf von „Schopfloch“ (Loch = loh = Wald) wurde mit einem Haarschopf verglichen.

Flurnamen der Wiesen und Mühlen

Die weiten Hänge unter dem Wald am Heersberg und Tierberg sowie die feuchten Gründe im Eyachtal und seinen Seitentälern dienen dem ausgedehnten Wiesenbau. Die „Au“ und der „Brühl“ sind Sonderbezeichnungen für wasserreiche Wiesen,

Inhaltsverzeichnis 1979

Aus der Geschichte des Hofgutes Oberhausen (Fritz Scheerer)	193/195
Das Bickelsberger Lagerbuch, eine Quelle unserer Heimatgeschichte (Fritz Scheerer)	195, 199/200
Die Balingen wollen am Montag die Hochzeit halten (Felix Burkhardt)	195/196
Haigerloch im Mittelalter (Schluß) (Fritz Scheerer)	196
Vom Hexenglauben und Hexenprozessen (Kurt Wedler)	197/199
Binsdorf und Schömberg (1425-1454) (Fritz Scheerer)	200, 203/204
Ebingen wollten die Talganggemeinden kaufen (Dr. Walter Stettner)	201/202
Über Herkunft und Heimat unserer Gartenblumen (Hans-Dieter Stoffler)	202, 207, 212, 215/216
Die Spaichinger Pforte (Fritz Scheerer)	202/203, 208
Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung im Sept. 1848 (Dr. Paul Sauer)	205/206, 210/211, 214/215, 218/219
Von Enisboch bis Zwerenboch (Dr. Walter Stettner)	208
Unsere Ritterbrunnen (Fritz Scheerer)	209/210
Gedanken über den Rückgang der heimischen Schmetterlinge (Dr. H. Frank)	211/212
Aus der Geschichte des „Röble“ zu Erzingen (Helmut Härter)	213
Der Knollenmergel - ein berüchtigter Baugrund (Fritz Scheerer)	213/214
Von alten öffentlichen Diensten in unseren Städten (Fritz Scheerer)	216, 217/218
St. Peter zu Nusplingen - ein heimatliches Kleinod (Herbert Schäfer)	217
Keine Vorrechte für adelige Mitbürger (Felix Burkhardt)	218
Mönche des Klosters Alpirsbach aus unserer Heimat (Fritz Scheerer)	219/220
Glaube und Kirche in Orts- und Flurnamen (Fritz Scheerer)	220, 223/224
Forschungen zur Vorgeschichte und Geschichte Ebingens (Dr. Walter Stettner)	221/222, 227, 230/231
Der Bildhauer Leonhard Kern (Alfred Munz)	222/223
Vom Werden unserer Landschaft (Fritz Scheerer)	225/226, 232
Der Endinger Porträtmaler Aug. Friedrich Oelenheinz (Fritz Scheerer)	229
Gartenzwerge (Rudolf Kerndter)	228
Von den Herren von Neuneck (Fritz Scheerer)	232, 234/235
Die mittelalterlichen Bildwerke unserer Heimat in der Lorenzkirche in Rottweil (Fritz Scheerer)	233/234
Die Kapellkirche in Ebingen (Dr. Walter Stettner)	235/236
Die Baugeschichte der Ebingen Martinskirche (Dr. Walter Stettner)	237/238/239
Von den Fluren um Lautlingen (Fritz Scheerer)	236/240
Hochgerippter Becherling (200), Storchschnabel (220), Wiesenkümmel (224), Wilder Majoran (228), Faulbaum (232) (Kurt Wedler)	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.